Der

Grenadier von Weißenburg

oder

Deutschlands Riesenkampf

für Einheit und Kaiserkrone.

Historischer Roman

nach wahren Begebenheiten aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870—1871

von

Robert Neumann.

Erster Band.

Berlin. [1872]

Verlag von A. Sacco Nachfolger.

(A. E. Glücksberg.)

Kurze geschichtliche Einleitung

über

die Ursache des blutigen deutsch-französischen Krieges von 1870 — 1871.

Mit kalter Hand hatte Mars die eisernen Würfel in das blutige Saatfeld geworfen.

Krieg! — Krieg! — Krieg! — schrien, von chauvinistischen Ideen getragen, die Feinde der Ruhe und des Friedens im gesetzgebenden Körper des geblendeten und berauschten französischen Kaiserreichs. — Die abmahnende prophetische Stimme des alten Koryphäen Thiers fand zu den Herzen der Bethörten keinen Eingang und erlitt durch die gleisnerischen Reden des Herzogs von Gramont und des Ministers Ollivier, welche die letzteren in der Sitzung vom 7. Juli hielten, leider eine vollständige Niederlage. — Wie das Echo eines schweren, mit lauten Donnerschlägen begleiteten Gewitters hallte es von den Bänken des gesetzgebenden Körpers auf den Straßen von Paris wieder:

Krieg! — Krieg! — Nieder mit den Preußen! — Nieder mit Bismarck! —

Der übermüthige, französische Kaiser sagte aber mit zuversichtlichem Schmunzeln:

Ich werde den Frieden in Königsberg dictiren. —

Was war nun die Ursache, was die gebietende Veranlassung zu diesem Kriegsgeschrei? — Wodurch hatte das friedliebende Nachbarvolk der Preußen den Franzosen so beleidigt und verletzt, daß er nach dem Blute seiner Heldensöhne durstete? —

Dieses seit der Schlacht von Sadowa nimmersatt gewordene, ehrgeizige und eroberungssüchtige Preußen, sagt der übermüthige Franz-

mann, erdreistet sich zu gestatten, daß ein mit seinem wie auch mit dem französischen Herrscherhause verwandter Fürst, der Fürst Leopold von Sigmaringen, sich auf den Thron Karls V. setze, daß er mit der spanischen Krone sein unwürdiges Haupt schmücke, welche der spanische General Prim ihm angeboten hat.

Ein solches Unrecht, welches zweifellos das europäische Gleichgewicht stören müßte, durfte sich natürlich die französische Nation ihrer eigenen, hierdurch bedrohten Existenz wegen nicht gefallen lassen. Aber nicht nur Existenz, sondern auch Gloire und Ehre glaubte der wälsche Nachbar durch diese Kron-Kandidatur in Frage gestellt. Unter diesem nichtigen, jeden vernünftigen Gedankens entbehrenden, ganz obscuren Vorwande ward von der frevelnden Hand des neidischen geblendeten Nachbars die vorheerende Kriegsfackel in das friedliche Land, in die Hütte des ruhigen Bürgers geschleudert. — Doch wer die Frucht säet, der mag sie auch ernten. —

Nicht zufrieden damit, daß der hochherzige Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zur Beseitigung jenes Zankapfels, zur Sicherung des Friedens, freiwillig auf die Thron-Candidatur des spanischen Reiches Verzicht leistete und dem französischen Kabinet dies in offizieller Weise mitgetheilt ward, überschreitet der französische Uebermuth nunmehr alle Grenzen. Von dem greisen Heldenkönige von Preußen, welcher sich zur Erholung seiner geschwächten Gesundheit in Ems als Kurgast aufhält, verlangt der französische Botschafter Graf Benedetti in unverschämtester Weise die Abgabe der bestimmten Erklärung, daß er sich für alle Zukunft verpflichten solle, niemals zuzustimmen, wenn die Hohenzollern etwa auf jene Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Wie es einem Manne von Würde und Ehre gebührt, lehnte der König Wilhelm es indeß ab, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, er ließ demselben vielmehr durch den dienstthuenden Adjutanten sagen, daß er mit dem Botschafter nichts weiter zu verhandeln habe.

Dieser Schritt war der entscheidende, denn in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli verlas Ollivier ein unterm 14ten im Ministerrathe beschlossenes Exposée, worin der Krieg gegen Preußen erklärt werden solle. Er schließt hierbei mit den ewig gedenkwürdigen Worten:

Wir haben uns bereitet, den Krieg, den man uns anbietet, aufzunehmen, indem wir jedem seinen Antheil an der Verantwortlichkeit hierfür überlassen.

Aus der vorstehenden, in gedrängter Kürze für die Annalen der

Geschichte und für den politisch Unkundigen wiedergegebenen Sachlage muß es dem unbefangenen gesunden Menschenverstande einleuchten, daß die von der französischen Nation hervorgehobenen Motive keineswegs dazu angethan sind, zwischen zwei civilisirten Nachbarstaaten einen blutigen Vertilgungskrieg hervorzurufen. Seitens Frankreichs erfolgte denn auch in der That am 19. Juli Mittags 12½ Uhr die offizielle Kriegserklärung. An diesem Tage war gerade der in Veranlassung jener schwer wiegenden Ereignisse einberufene Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammengetreten und mit stürmischer Begeisterung wurden die bei Eröffnung desselben vom Könige gesprochenen und der Nachwelt dauernd aufzubewahrenden Worte aufgenommen:

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Hoffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor dem Gerichte Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europa's zu verheerendem Kriege führt. Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen geistiger Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber nutzbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten." —

Wer möchte sich berechtigt fühlen, die tiefe Wahrheit jener Königlichen Worte in Frage zu stellen? — Persönliche Leidenschaften und Interessen, die vereitelte Hoffnung, den graden ehrlichen deutschen Sinn des Königs von Preußen dahin zu lenken, daß er gegen gewisse ihm als Ersatz angebotene Vortheile dem Kaiser der Franzosen zur Eroberung Luxemburgs und Belgiens behülflich sein möge, hat die Leidenschaft der blutigen Zwietracht hervorgerufen. — Es ist dies

keine subjektive Auffassung, sie findet vielmehr in einem authentischen Aktenstücke, welches den nachfolgend stipulirten, dem Grafen Bismarck von dem französischen Botschafter Grafen Benedetti vorgelegten Vertrag wortgetreu enthält, ihre volle Bestätigung.

Jener Vertrag schreibt vor:

Artikel 1. Se. Majestät der Kaiser der Franzosen läßt zu und erkennt an, die Erwerbungen, welche Preußen in Folge des letzten Krieges, den es gegen Oesterreich und seine Verbündeten führte, gemacht hat, ebenso wie die für Aufrichtung eines Bundes in Norddeutschland getroffenen und noch zu treffenden Einrichtungen, indem er sich zu gleicher Zeit verpflichtet, der Erhaltung dieses Werkes seine Unterstützung zu leihen.

Artikel 2. Se. Majestät der König von Preußen verspricht Frankreich die Erwerbung Luxemburgs zu erleichtern; zu diesem Zweck wird die genannte Majestät in Verhandlung mit Sr. Majestät dem König der Niederlande eintreten, um denselben zu bestimmen, dem Kaiser der Franzosen seine Souveränitätsrechte über dieses Herzogthum abzutreten gegen eine Entschädigung, die für hinreichend erachtet wird, oder auf andere Weise. Um diese Transaktion zu erleichtern, verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen seinerseits beiläufig, die pekuniären Lasten auf sich zu nehmen, die sie mit sich bringen können.

Artikel 3. Se. Majestät der Kaiser der Franzosen wird sich einer föderalen Vereinigung des Nordbundes mit den Staaten Süddeutschlands, Oesterreich ausgenommen, nicht widersetzen, welche Vereinigung auf ein gemeinsames Parlament basirt sein kann, wobei aber in billigem Maße die Souveränität besagter Staaten geachtet bleibt.

Artikel 4. Seinerseits wird Se. Majestät der König von Preußen in dem Falle, daß Se. Majestät der Kaiser der Franzosen durch die Umstände bewogen werden sollte, seine Truppen in Belgien einrücken zu lassen, oder es zu erobern, Frankreich die Beihülfe seiner Waffen gewähren und ihm mit allen seinen Land- und Seekräften gegen und wider jede Macht beistehen, welche in diesem Falle ihm den Krieg erklären sollte.

Artikel 5. Um die vollständige Ausführung der vorstehenden Bestimmungen zu sichern, schließen Se. Majestät der König von Preußen und Se. Majestät der Kaiser der Franzosen durch gegenwärtigen Vertrag eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, welche sie sich feierlich aufrecht zu erhalten verpflichten. — Ihre Majestäten machen sich überdies und ausdrücklich verbindlich, dieselbe in allen Fällen zu beobachten, wo ihre respektiven Staaten, deren Integrität sie sich gegenseitig ver-

bürgen, von einem Angriff bedroht werden sollten, indem sie sich für gebunden halten, in einem derartigen Falle ohne Zögern und ohne sich unter irgend welchem Vorwand zu weigern, die militärischen Vorkehrungen zu treffen, welche durch ihr gemeinschaftliches Interesse in Einklang mit den oben angegebenen Klauseln und Voraussetzungen geboten sind.

In eben dem Maße, wie jenes Projekt an der Ehrenhaftigkeit des Königs von Preußen scheiterte, in demselben Maße hatten die verblendeten Augen der Franzosen die deutschen Zustände, die deutsche Wehrkraft, wie das deutsch-patriotische Herz nicht richtig erfaßt. Sie bauten mit Sicherheit darauf, daß die süddeutschen Staaten: Baden, Bayern, Württemberg und das Großherzogthum Hessen gegen den Nordbund Front machen und ihre Waffen zu Gunsten Frankreichs in die Waageschaale legen würden. Allein sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die unterm 17. Juli von dem Kaiser der Franzosen an die süddeutschen Regierungen gerichtete Aufforderung, sich binnen vier und zwanzig Stunden zu erklären, ob sie neutral bleiben wollten, wurde dem deutschen Sinne ihrer Fürsten und Völker entsprechend mit der Erklärung beantwortet, daß sie sich dem Nordbunde anschließen würden. — Indem aber der französische Militär-Bevollmächtigte am Berliner Hofe, Namens Stoffel, sogar so kurzsichtig war, seinem Kaiser den gegenwärtigen Zeitpunkt als den geeignetsten zur Führung des Krieges aus dem Grunde zu empfehlen, weil die Preußischen Zündnadel-Gewehre augenblicklich in der Umarbeitung begriffen seien, und Preußen daher fast wehrlos dastehen würde, während Frankreich in der Ausrüstung der Truppen sicher einen erheblichen Vorsprung erlangt habe, so können wir diesen Militär-Bevollmächtigten in der That nur als einen albernen Stoffel in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, welche sie im Volksmunde hat, charakterisiren. Nicht minder voreilig bewies sich die Annahme, daß in den im Jahre 1866 neuerworbenen Landestheilen, insbesondere aber in Hannover, beim Eintritt des Krieges zu Gunsten der entthronten Herrscherfamilien Unruhen ausbrechen würden; obwohl allerdings die Haftnahme einiger exaltirter hannöverscher Edelleute, namentlich des Grafen v. Wedell und der Gräfin von Kielmannsegge sich als nothgedrungen herausstellte. —

Am 16. Juli erfolgte die Mobilmachung der Truppen des Norddeutschen Bundes und die der verbündeten süddeutschen Staaten theils gleichzeitig, theils kurze Zeit darauf. Die gesammte deutsche Wehrkraft ward anfänglich in drei Hauptabtheilungen formirt, von denen

die aus den Südstaaten unter Beigabe einzelner Abtheilungen des Nordbundes bestehende Armee unter die Oberleitung des Kronprinzen von Preußen, die zweite Hauptarmee unter den Befehl des Generals v. Steinmetz und endlich die dritte unter den Prinzen Friedrich Karl von Preußen gestellt ward, während der König Wilhelm, als Oberschirmherr des Nordbundes, die gesammte Heerführung übernahm. Später ward indeß noch eine vierte Hauptarmee unter der Oberleitung des Kronprinzen von Sachsen gebildet, welcher das 4., 6., 12. Armee-Corps und einzelne Abtheilungen der Bayern u. s. w. zugetheilt wurden. Ueber die Vertheidigung der Küste und Strandbatterien erhielt der General Vogel v. Falkenstein das Oberkommando.

Wie in den glorreichen Zeiten von 1813—15 der Erhebung und Befreiung von der französischen Knechtschaft durchdrang auch jetzt nur ein einziges Gefühl jede deutsche Brust. Von dem Strande der Ostsee bis zu den stolzen Ufern des Rheins durchwehte nur ein Gedanke, beseelte nur ein einziger gleichmäßiger Wunsch jedes deutsche Herz. Vergessen ward die Vergangenheit und im Sturmeslauf wurde die Klippe überschritten, welche bisher den Süden von dem Norden trennte. Es gab keine Bayern, keine Schwaben, keine Preußen, keine Hessen mehr, es gab nur noch deutsche Männer, die, von gleichen Gefühlen beseelt, dem übermüthigen Wälschen mit ihrer deutschen Brust eine unüberwindliche Schutzmauer an der Landesgrenze entgegenstellten. Ganz Deutschland erhob sich wie Ein Mann, das deutsche Schwert zuckte nur in einer einzigen gewichtigen Faust, und wem es durch die gebietenden Umstände versagt ward, sein warmes Herzblut dem Vaterlande opfern zu können, der wirkte thatkräftig in der stilleren Heimath. Comitée's und Vereine zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der im Dienste des Vaterlandes gebliebenen Heldensöhne constituirten sich in unzähliger Menge an allen Orten, im Süden wie im Norden, und reichliche Spenden flossen aus der mildthätigen Hand als schuldende Dankesopfer in diese Kassen. Aber nicht blos hierauf allein erstreckte sich die Privatwohlthätigkeit, der Enthusiasmus, der patriotische Sinn der von der Vertheidigungsstätte der Landesgrenze Zurückgebliebenen, sondern in weiteren Progressionen wurde auch für Erfrischungen, Lagerstätten und Verbandzeug, Leib- und Bettwäsche nach Möglichkeit gesorgt. Die Kinder in der Schule zupfen Charpie und aus den zarten Händen der Frauen und Jungfrauen wird den durstenden Kriegern der Becher der Labe kredenzt. Bei jedem neuen Siege der deutschen Waffen, den der Telegraph dem in Spannung harrenden Volke verkündet, schmücken sich die Häuser mit Fahnen und Lichtern,

nimmer enden wollendes Jubelgeschrei erfüllt, mit Freudenschüssen begleitet, die Straßen und patriotische Lieder erklingen hell von deutschen Zungen.

Erhebe dich in deiner mitleidsvollen Leichengestalt, du Corse auf wälschem Throne, blicke auf das frevelhaft vergossene Blut deiner Getreuen und laß dann deinen Blick über die deutschen Gauen schweifen, damit dir klar werde, welche gräßliche, nimmermehr zu sühnende Schuld auf deiner Seele lastet. — Erkenne es nun, was es heißt, welche hohe Bedeutung in dem Worte: „ein Deutscher" liegt, damit es die Nachwelt mahnend in das Buch der Geschichte schreibe. — Das einzige Verdienst, das absichtslos du dir durch das Anzünden der Kriegsfackel zuzuschreiben hast, ist die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem untrennbaren Ganzen. Dieser Zeitpunkt wäre ohnehin auch schon erschienen, allein nicht so rasch und nicht so heiß ersehnt, als es jetzt der Fall war. Louis Napoleon III., du magst dir wegen dieser unverdienten That immerhin den Lorbeer um die von Angstschweiß gefeuchtete Stirn winden, das deutsche Volk wird dir es nicht mißgönnen, denn die ausgestreute verderbliche Saat gereichte zu seinem Segen.

Am 31. Juli, 6 Uhr Abends, reiste König Wilhelm zum Hauptquartier ab, welches zuerst in Mainz aufgeschlagen ward. In seiner Begleitung befanden sich unter andern der Bundeskanzler Graf v. Bismarck und der Stratege General-Lieutenant Freiherr v. Moltke, während viele kleinere Fürsten dorthin nachfolgten. Kurz vor seinem Scheiden erließ König Wilhelm noch eine Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen und motivirte diesen Gnadenakt mit der einmüthigen Erhebung des Volkes. — Rührend und eben so bezeichnend als wohl erwähnenswerth war sein Abschied aus der Residenzstadt.

Als es nämlich bekannt wurde, daß der König gegen Abend abreisen werde, sammelten sich zahllose Menschenmassen unter den Linden, die Thiergartenstraße und die Potsdamer Straße entlang, um den König noch einmal zu sehen und ihm Dank und Lebewohl zuzurufen, vor dem Gange, von dem man weiß, daß er sich zu ihm mit äußerster Ueberwindung und nach schwerem Kampfe entschlossen hat, als die Pflicht keinen anderen Ausweg mehr zuließ. Um 5¾ Uhr verließ der König das Palais und bestieg mit der Königin einen offenen vierspännigen Wagen. Er war im einfachen Waffenrock mit Feldmütze bekleidet. Vor seinem Erscheinen auf der Rampe des Palais brach lauter Jubel aus, der ununterbrochen bis zum Bahnhof den Monarchen

begleitete. Der Wagen fuhr langsam durch die dichte Volksmenge, welche entblößten Hauptes eine Gasse bildete. Der König dankte ernst und freundlich, während die Königin so bewegt war, daß sie ein Taschentuch vor die Augen hielt. Als der König aus dem Wagen stieg und an die Bahnhofsrampe trat, um noch einmal winkend sein Volk zu grüßen, erscholl weit hin ein donnerndes Hoch, ein Hurrah, wie es in so gewaltiger Kraft noch niemals gehört worden ist. Der König war tief bewegt. Als er sich zurückwandte, erschütterte noch ein Zug der Liebe sein Herz. Einer der Tapferen von 1866, der Lieutenant v. Sierakowsky, der damals in den Trümmern einer brennenden Fabrik beide Füße verloren, hatte sich auf seinem Wägelchen die Rampe hinaufschieben lassen, um noch einmal seinen Kriegsherrn zu sehen. Der König trat zu dem jungen Invaliden und reichte ihm die Hand, und als der Offizier sie an seine Lippen zog, traten die Thränen in Vieler Augen. Im Wartesaale harrten des Königs bereits seine Begleiter in diesem heiligen Kampfe. Der Bundeskanzler in seiner schlichten Uniform wurde von Gemahlin, Tochter und Schwester begleitet. Minister v. Roon, in seiner ernsten strengen Haltung, war von seinem Sohne begleitet, der Adjutantendienste bei ihm thut. Aus den Händen der Gräfin Itzenplitz nahm der König noch einen Blumenstrauß entgegen. Nach dem Abschied von der Königin trat er hinaus auf den Perron und schritt zum harrenden Waggon, rechts und links die Hände zum Abschiede reichend, die viele Herren und Damen mit ihren Thränen benetzten. Der König blieb innen am offenen Fenster des Waggons stehen und winkte noch lange grüßend zurück den Getreuen. Vorwärts brauste dann der Zug nach dem Westen, nach dem Kriegsschauplatze.

Möge der Sieg für die gerechte Sache zur Ehre und inneren Stärkung Deutschlands, wie zur Erzielung eines dauernden Friedens ihm von den Göttern beschieden sein.

1.

Der Major auf Nachtposten.

Wenige Tage nach der Mobilisirung der Norddeutschen Bundes-Armee machen sich in später Abendstunde noch die hellerleuchteten Fenster in einem großen Hause der Schweidnitzer Straße zu Breslau bemerkbar. Saturnus hatte den Zeiger der Weltuhr mit dem nimmer ruhenden Finger schon längst über die mitternächtliche Stunde geschoben, die Straßen waren öde und leer geworden, die meisten Wirthshäuser schon geschlossen, nur hier und da flackerte noch der matte Schein einer Nachtlampe in einem Kranken- oder anderweiten Privatzimmer. Was mochte den Bewohner jener hellerleuchteten Gemächer wohl veranlaßt haben, den gebietenden ewigen Naturgesetzen Trotz zu bieten und die Nacht zum Tage umzuwandeln? — Wer mochte jener Lichtfreund sein, dem es nicht vergönnt war, das ermüdete Auge auf dem Kissen der nächtlichen Ruhe zuschließen zu dürfen?

Jener Bewohner der hellerleuchteten Zimmer war ein pensionirter Offizier, ein Greis von fünf und siebenzig Jahren, den das erdrückende Alter zwar schon gekrümmt und ihm das Haupt- und Barthaar bereits silberfarben gebleicht, aber dennoch nicht vermocht hatte, die Regsamkeit seines Körpers und den starren, unbiegsamen Funken des Geistes zu erlahmen. Es war der Major Freiherr Hans v. Brandenstein, ein alter Veteran aus den Jahren 1806 bis 1815, welcher damals schon gegen die Franzosen wacker gekämpft hatte und jetzt im innern Herzen dar-

über zürnte, daß Alter und Dienstunfähigkeit ihm bei der sehnlichst erwünschten Wiederholung jener Arbeit hindernd in den Weg traten.

In einem Zeitungsblatte emsig lesend hatte er das silberweiße, kurz geschorene, mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckte Haupt in beide Hände gestützt, während er aus einer langen Pfeife in rasch aufeinander folgenden kräftigen Zügen dicke Tabackswolken in die Luft blies. Ihm zur Rechten saß seine Gemahlin, an einer kaum erst begonnenen Stickerei arbeitend. Sie war eine stattliche Dame von einigen vierzig Jahren, woraus gefolgert werden muß, daß der Gott der Liebe das Herz des alten Veteranen entweder im schon erheblich vorgerückten Lebensalter erst mit seinem Pfeile verwundet haben mochte, oder aber, daß außergewöhnliche Verhältnisse ihn daran behindert hatten, das Band der Ehe in jüngeren Jahren zu schließen. Die Gedanken der Frau Majorin schienen indeß mehr auf einen andern Gegenstand als auf ihre Arbeit gerichtet zu sein, denn öfters fuhr sie erschreckt in die Höhe, während sie Auge und Ohr spähend und lauschend der Eingangsthür zuwandte. Der Herr Major schien allem Anscheine nach mit seiner holden Ehegattin auf dem Kriegsfuße zu stehen, denn jedesmal, wenn dieser Schrecken sich ihrer bemächtigte, drehte er martialisch den langen grauen Schnurrbart und warf ihr einen erzürnten Blick zu, ohne jedoch den verschlossenen Mund zu öffnen.

Der Nachtwächter verkündete die dritte Morgenstunde und schon entsandte Aurora die ersten lebenswarmen Strahlen aus ihrem goldenen Köcher und noch immer saß das Ehepaar in derselben Situation schweigsam in dem hellerleuchteten Gemache. — Endlich aber brach denn doch die stoische Geduld des alten Veteranen. Er erhob sich verdrießlich aus seinem Lehnsessel, nahm das schwarze Sammetkäppchen vom Kopfe und warf es auf das offene Zeitungsblatt.

„Verdammte Geschichten," sagte er darauf, ärgerlich mit dem rechten Fuße die Dielen stampfend, „was denkt denn nur der Bengel? — Die ganze liebe lange Nacht nutz- und zwecklos im Bivouac auf Vorposten zu stehen, ist denn doch von einem alten Veteranen zu viel verlangt."

„Lieber Mann," wendete schüchtern die Frau Majorin ein, „Kunibert ist jedenfalls unschuldig an seiner Verspätung. Die vielen Militär-Transporte — die Unregelmäßigkeit der Eisenbahnzüge — die entsetzliche afrikanische Hitze — oder auch vielleicht gar Unpäßlichkeit, Unwohlsein, oder — oder —"

„Ein Hals- oder Beinbruch, mußt Du noch hinzusetzen, damit das Sündenregister aller nichtigen, albernen Entschuldigungsgründe voll werde," unterbrach der Major seine Frau. „In drei Teufels Namen, ich sage Dir, daß es gar keine Entschuldigung für diese Verspätung giebt. — Der Junge ist selbst dann noch im Unrecht, wenn er unschuldig ist, denn Disziplin und Ordnung muß jeder Mensch im Auge haben, und wer etwas verspricht, der muß es auch halten, wenn er anders nicht Ehre und Reputation verlieren soll."

„Wenn nun aber Umstände eintreten, die ihn an der Erfüllung seines abgegebenen Versprechens behindern," widersprach die Frau, „so ist ihm doch wahrhaftig keine Schuld zur Last zu legen. Gegen die Unmöglichkeit vermag kein Mensch anzukämpfen."

„Schweig, Mathilde!" befahl der Major gebieterisch, „Du weißt, daß ich Renitenz und Widerspruch ein für allemal nicht dulde. Wenn er es nicht ganz bestimmt wußte, ob er heute Nacht ankommen könnte, so mußte er dies schreiben, aber mit voller Bestimmtheit schwarz auf weiß die Erklärung abzugeben: Ich komme — und hinterher doch wortbrüchig zu werden, zeigt von Mangel an Ehrgefühl, von Mangel an gutem Willen, von Mangel an Energie und Thatkraft, ja sogar von Mangel an aufrichtiger Liebe gegen seine Eltern."

„Pfui! Du hartherziger, rücksichtsloser Ehrenschänder," schluchzte die beleidigte Mutter unter Thränen, „Du bist von jeher nicht der liebende, nachsichtige Vater, sondern nur der Zuchtmeister, der Tyrann unseres armen Kunibert gewesen. Gott möge es Dir vergelten. Was kann das Kind dafür, wenn die Eisenbahnbeamten ihm die Fahrt versagen?" —

Der Major griff nach seinem Sammetkäppchen, setzte es herausfordernd auf das rechte Ohr, lehnte die lange Pfeife an die Stuhllehne und erwiderte mit roth erglühtem Gesicht:

„Mathilde, Du vergißt die Subordination. Was ich that, das werde ich bei unserem obersten Kriegsherrn im hohen Himmel wahrhaftig seiner Zeit verantworten können und nur ihm allein bin ich dafür Rechenschaft schuldig; aber wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es, so lautet die Instruktion, welche er uns durch die heilige Schrift gegeben hat. — Der Junge ist durch Deine Schuld verhätschelt und verzogen, ein schöner Spazierstock ist ihm lieber als ein scharfer Säbel, eine Schachtel bleierner Soldaten sagt ihm mehr zu, als eine Kompagnie Grenadiere, eine mit Knallbonbons gefüllte Düte reizt und fesselt ihn mehr, als ein gefülltes Pulverhorn, er reitet lieber auf einem Schaukelpferde, als auf meinem muthigen Hengste, und liest lieber die unverdaulichen alten griechischen Klassiker, als die preußischen Heldenbücher. — Mit einem Worte, der Junge ist nicht nach meinem Geschmack, nicht nach meinem Zuschnitt und ich hätte ihn, bei meiner Ehre, nicht einmal als Tambour bei meinem Bataillon haben mögen. — Ist das eine Art und Weise, die Eltern um die Nachtruhe nutzlos zu bringen? — Wenn ihn die Eisenbahn nicht aufnahm, so mußte er mit der Post fahren."

„Das ist leichter gesagt, als gethan," widersprach die Frau, „weißt Du denn so bestimmt, daß überhaupt Postverbindung vorhanden ist?"

„Besteht keine Postverbindung, so mußte er sich einen Miethwagen nehmen," bemerkte der Major.

„Wenn nun aber auch kein Miethwagen zu erlangen war, wie alsdann?" wendete die Majorin ein.

„So konnte er ein Reitpferd nehmen," erwiderte der Major kurz. —

„Du willst nun einmal mit aller Gewalt Recht haben," entgegnete die Frau. „Du weißt doch sehr gut, wie es mit seiner Reitkunst beschaffen ist."

„Nun, in drei Teufels Namen," fluchte der Major in höchster Aufregung, „wenn der Schlingel nicht weiter konnte, so mußte er zu Fuß marschiren, und wenn ihm auch dies zu beschwerlich und zu sauer ward, so konnte er sich meinetwegen auf ein Velociped setzen, aber Wort mußte er unter allen Umständen halten und damit Punktum!"

„Ich thue wahrhaftig am besten, wenn ich nichts weiter einwende und Dir Recht gebe," schluchzte die Frau Majorin, sich das weiße Tuch vor die Augen haltend.

„Das meine ich auch," bestätigte der Veteran. — „Bei meinem Bart, ich fürchte nur, daß mir der Bengel in meinen alten Tagen noch Schande macht, wenn er erst unter dem Gewehre steht. Erfahre ich es aber, daß er nur um einen Zoll breit zurückgewichen und nicht immer unaufhaltsam vor auf die rothen Hosen geschritten ist, so sperre ich ihn mit eigener Hand, so wahr ich Hans von Brandenstein heiße, ein halbes Jahr hindurch bei Wasser und Brod in meinen Keller ein. — Er soll mir ein spezielles Register darüber führen, wie viel Franzosen er todt geschossen und gefangen genommen und wehe ihm, wenn er mir Flausen vorgemacht hat."

„Beruhige Dich, Hänschen," wendete die Majorin spöttelnd ein, „er wird Dir sämmtliche Sieges-Trophäen zu Deinen Füßen legen, alle vom Feinde erbeuteten Kanonen, Mitrailleusen und Adler sollst Du bekommen und Dir ein eigenes Zeughaus damit ausrüsten. Bist Du nun zufrieden?"

Eben beabsichtigte der erzürnte Ehemann eine eben nicht zu galante Erwiderung in echt militärischer Weise herauszupoltern, als die tiefe Baßstimme des Nachtwächters das Ultimatum seiner nächtlichen Function mit der feierlichen Ankündigung dem theilweise schon aus den Federn gekrochenen Publikum zu erkennen gab:

„Die Glocke hat vier geschlagen!"

Gewandt und schlau benutzte die kluge Hausfrau diese Gelegenheit, um sich dem auf ihre Person abgesehenen Angriffe zu entziehen. Auf leichten Füßen schlüpfte sie zur Thür hinaus und überließ dem erzürnten Gatten, das Uebermaß der Galle entweder hinunter zu schlucken, oder aber auf die leeren Wände auszugießen. Nachdem sich die Schlaue dem Kreuzfeuer entzogen hatte, griff der Major in höchster Aufregung nach dem Schellenzuge und bald darauf trat ein Mann in das Zimmer und stellte sich kerzengrade in militärischer Haltung vor den Major hin und fragte:

„Was befehlen der Herr Oberst-Wachtmeister?"

„Lösche die Lichter aus, Johann," war die Antwort. „Wir sind angeführt worden."

Der Erschienene war ein hoch emporgewachsener breitschulteriger Mann, dessen Lebensalter mit dem seines Herrn ziemlich gleiche Waage hielt. Auch ihm hatte die Fülle der Jahre das Haar schon gebleicht. Er war der langjährige Bediente des Majors v. Brandenstein. Zur Zeit, als der Letztere noch Junker und Lieutenant war, hatte das Regiment ihm diesen Diener schon als Burschen zugetheilt. Seinem Herrn war er in den Befreiungskriegen gefolgt, hatte ihn von Stufe zu Stufe avanciren sehen, Leid und Freud in guten und bösen Tagen redlich mit ihm getheilt und es war die natürliche Folge, daß er zu dem Major in einem Verhältniß hierdurch stand, welches fast freundschaftlicher, mindestens aber doch vertraulicher Natur war. Er hatte den einzigen männlichen Sprößling des Majors heranwachsen, sich vom Knaben zum Jüngling entfalten sehen, ihn manchmal auf seinen Knien geschaukelt, mit ihm gespielt und getändelt, ihm von seinen und des Vaters Heldenthaten erzählt, ihn belehrt und gewarnt, gelobt und getadelt und sich gewissermaßen hierdurch ein Anrecht auf ihn erworben, das sich durch Liebe und Hinneigung geltend machte. Was daher seinen Liebling betraf, so hatte er mit der Mutter, sowie mit der einzigen Schwester desselben ein geheimes Bündniß geschlossen, dessen Hauptzweck darin bestand, den jungen Mann gegen die oft ungerechtfertigte Härte des Vaters in Schutz zu nehmen. Auch heute fand er sich wiederum in die Lage versetzt, dies thun zu müssen.

Auf erhaltenen Befehl löschte er schweigsam die flackernden Kerzen aus, deren Licht durch die immer mehr und mehr hervorbrechende Morgendämmerung ohnehin schon wesentlich abgeschwächt war. Der Major sah ihm mit verbissenem Ingrimme ruhig zu und nachdem das Geschäft beendigt war, sagte er barsch:

„Ich werde mich nun einige Stunden auf die Pritsche legen, einem alten Soldaten, der das Bivouacquiren nach grade verlernt hat, wird ein solcher nutzloser, vermaledeiter Nachtdienst wahrhaftig sauer. — Bomben und Granaten, wie ich noch in den Jahren war, in denen sich mein Schlingel jetzt befindet, und hätte die Kunde vernommen, daß die Franzosen über die Grenze

marschiren wollten, ich wäre ihnen, bei meiner Ehre, im Hemde entgegengelaufen und hätte es für Schimpf und Schande gehalten, dem Könige und Vaterlande auch nur eine Minute länger, als es die äußerste Nothwendigkeit erheischte, meine Dienste zu entziehen. Aber in dem Bengel steckt nun einmal kein Soldatenblut, ich hätte wohl daran gethan, wenn ich ihm die Schneiderprofession hätte erlernen lassen."

„Er hat nicht kommen können, es ist ihm nicht möglich gewesen," brummte Johann, „sonst wäre er sicherlich schon hier."

„Das konnte ich mir wohl denken, daß Du, wie gewöhnlich, auch heute seine Partie wieder nehmen würdest," entgegnete der Major. „In den Augen seiner Mutter und Schwester, wie in den Deinigen ist er ja stets unschuldig."

„Jetzt wenigstens ist er es gewiß," bemerkte der Diener mürrisch. „Der Herr Oberst-Wachtmeister werden wohl daran thun, wenn Sie sich einige Stunden auf's Ohr legen und erst abwarten, welche Entschuldigung der junge Herr bei seinem Eintreffen vorbringen wird."

„Das Maul halten! — Stille stehn! — Rechts um kehrt!" — schrie der Major mit lauter Kommandostimme, indem er dabei roth bis über die Ohren geworden war. „Willst Du mir etwa Instruktionen ertheilen, wie ich mich zu verhalten habe? Standrechtlich müßtest Du wegen dieser groben Insubordination bestraft werden, — Latten — Mittelarrest! — Degradation."

Johann, dem dies Auftreten und Aufbrausen nichts Neues zu sein schien, stellte sich wiederum in steifer, militärischer Haltung dem Major gegenüber und entgegnete ruhig:

„Wir sind hier nicht auf dem Exercierplatze."

„Zu Deinem Glücke, mein Freund," polterte der Major, „sonst müßtest Du ohne Gnade in den Kasten marschiren. Schere Dich augenblicklich zum Teufel, damit mich Dein albernes Rekrutengesicht nicht noch mehr in den Harnisch bringt."

„Zu Befehl!" sagte der Diener kurz, machte in militärischer Art auf dem linken Absatz kehrt und marschirte mit hoch emporgehobenem Kopfe und an den Leib fest angelegten Armen zur Thüre hinaus; dem Major aber schien die Lust zum Schlafen

trotz der überstandenen, ermüdenden Nachtwache, vergangen zu sein, denn er stopfte sich eine neue Pfeife, öffnete die Fenster und steckte den Kopf in die kühle erfrischende Morgenluft hinaus, indem er, wie eine Lokomotive, dicke Tabackswolken seinem Munde entströmen ließ.

2.

Die Wacht am Rhein.

Noch nicht zur Hälfte hatte der Major v. Brandenstein den festgestopften, umfangreichen Meerschaumkopf seiner Tabackspfeife am offenen Fenster ausgeraucht, als sich am äußersten Ende der großen Schweidnitzerstraße, in der Richtung vom Thore aus, ein dumpfes Geräusch vernehmen ließ, welches sich von Minute zu Minute näherte, während das geübte Ohr des alten Veteranen sehr bald die Ursache jenes Geräusches erkannte.

„Blitz und Knall," sagte er mit funkelnden Augen und verklärtem Gesichte, allen Unmuth der vergangenen schlaflosen Nacht wie mit einem Zauberschlage verbannend, „das scheinen mir wahrhaftig Truppen zu sein. Aber sie rücken ja zum Thore herein und nicht hinaus, also ist es ein fremdes Regiment. Nein, nein, ein ganzes Regiment ist es nicht, noch nicht einmal ein ganzes Bataillon, das höre ich sehr deutlich. Zum Kuckuck, wie hängt das zusammen? — Das sind ja Brandenburger, die Achselklappen verrathen sie, was haben diese in unserer Provinz verloren? — Ei, ei, das ist ja wunderbar. Noch dazu ist es Landwehr."

In diesen Betrachtungen unter lautem Selbstgespräch begriffen, näherte sich die einmarschirende Truppe immer mehr und mehr und der Major erkannte nunmehr ganz genau, daß es allerdings eine Kompagnie Brandenburger Landwehr war und daß er

sich daher keineswegs getäuscht hatte. Heiter und froh war die Mannschaft gestimmt. Es hatte nicht den Anschein, als ob diese Söhne des Vaterlandes einem ernsten blutigen Kampfe entgegenschritten, daß sie die verlassene Heimath, die Stätte ihrer Wiege, die liebenden Eltern und Geschwister, die theure Gattin und Braut und die oft unter drückender Nahrungslast zurückgelassenen Kinder vielleicht nicht wiedersehen würden, alle diese trüben Gedanken schienen ihnen fern zu liegen, ein patriotischer Hauch und Drang durchwehte vielmehr ihre Herzen und in der stillen Morgendämmerung ertönte feierlich aus ihrer Brust der Chorgesang des preisgekrönten Liedes:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein! —.

Unter diesem feierlichen, erhebenden Gesange marschirte die Truppe vorüber und wandte sich sodann dem Marktplatze zu. Der Major wischte sich eine auf den grauen Schnurrbart herabgefallene Thräne mit dem Aermel seines türkischen Schlafrockes ab und sagte bewegt:

„Prächtige, brave Leute, diese Brandenburger! — Ich will mich doch sogleich anziehen und nach dem Marktplatz eilen, damit ich mir die Mannschaft näher betrachten kann."

Er trippelte zu diesem Zwecke zum Zimmer hinaus und nach Verlauf von kaum zehn Minuten sehen wir ihn stattlich angeputzt, mit einer brennenden Cigarre im Munde und einer Militärmütze mit einem rothen Streifen auf dem Kopfe, zur Hausthüre hinaustreten. Mit stolzem, militärischem Anstande beabsichtigte er eben seinen Fuß auf das Trottoir zu setzen, als ein Magistratsdiener höflich grüßend auf ihn zutrat und ihm ein Billet überreichend mit großer Eile schmunzelnd zurief:

„Herr Major, ein Mann Einquartierung!"

„Prächtig! Schön, schön," sagte der Angeredete, indem er dem Beamten höflich dankte und den erhaltenen Zettel in die

Westentasche steckte. „Wahrscheinlich wird mir einer von den braven Brandenburgern zugedacht sein,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort.

In dieser angenehmen Voraussetzung verdoppelte er seine Schritte, um den entlegenen Marktplatz zu erreichen und wo möglich die angemeldete Einquartierung an Ort und Stelle sofort in Empfang zu nehmen. Als er das beabsichtigte Ziel erreicht hatte, war indeß die Kompagnie schon in voller Auflösung begriffen, eine unzählige Anzahl von Bürgern aus allen Ständen, neugierige Dienstmädchen mit den zum Einkauf von Waaren bestimmten Henkelkörben am Arme, mit Mehlstaub weißgepuderte Bäckerjungen, ja sogar Soldaten der Garnison waren mit den Angekommenen bunt unter einander vermischt. Unter diesen Umständen erschien es allerdings sehr zweifelhaft, ob es dem Major v. Brandenstein gelingen möchte, zu erfahren, ob ihm das Glück beschieden sei, einen Landsmann, einen Brandenburger, in sein gastliches Quartier mitnehmen zu dürfen. Eben beabsichtigte er einen ihm den Rücken zugewandten, mit einem Bürger im tiefen Gespräch begriffenen Vice-Feldwebel des Brandenburger Regiments auszuforschen, als dieser sich umdrehte, in demselben Augenblick aber auch schon seine Arme ausbreitete und dem alten Veteranen am Halse hing. Der Letztere war wie aus den Wolken gefallen und wußte nicht, wie ihm geschah. Erst nachdem der Brandenburger ihn tüchtig abgedrückt und abgeküßt und sodann aus seiner so unverhofften Umarmung und Liebkosung wieder frei gegeben hatte, gelangte er zum richtigen Selbstbewußtsein.

„Pulver und Blei!“ rief er eben so erstaunt als erfreut aus, „Junge, Junge, Du bist ja ein ganz famoser Bursche geworden; aber sage mir nur, in drei Teufels Namen, wie kommst Du hierher? — Wer hat Dich in das Brandenburger Regiment gesteckt?“

„Ob ich in einem Brandenburger oder in einem Schlesischen Regiment den Franzosen die Jacke ausklopfe,“ erwiderte Kunibert v. Brandenstein, „das dürfte wohl einerlei sein.“

„Gewiß, gewiß,“ bestätigte der Major, „nur Hiebe, nur tüchtige Hiebe! — Den verdammten Prahlhänsen muß das lose Maul gestopft und ihnen der Buckel braun und blau geschlagen werden. — Nach St. Helena, nein, nach Cayenne, wo der Pfeffer wächst,

muß der übermüthige Corse, welcher auf dem mit Sünden und Blut besudelten wälschen Throne sitzt."

„Und wir wollen uns Lothringen und Elsaß wieder kaufen," setzte Kunibert hinzu.

„Himmel Donnerwetter!" fluchte der Veteran, mit der rechten Hand seinen langen Schnurrbart drehend, während er den linken Arm dem Sohn reichte, „Junge, Junge, so gefällst Du mir. Ja, ja, Lothringen und Elsaß müssen wir unbedingt haben, weil es die Hauptfestungen gegen die bisherige Grenze enthält. — Wir müssen den Feind schwächen, ihn vernichten, damit wir für die Folge einen dauernden Frieden behalten. Dies können wir aber nicht anders erreichen, als wenn wir ihn total, an allen Ecken und Enden niederwerfen, ihm sodann Lothringen und Elsaß wegnehmen, Savoyen und Nizza den Italienern —"

„Und Flandern den Niederländern wiedergeben," ergänzte der Vice-Feldwebel.

„Sehr richtig, mein Sohn," bestätigte der Major mit funkelnden Augen.

„Und König Wilhelm I. muß sich die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt setzen," fuhr Kunibert fort.

Nach dieser Erklärung blieb der Major, wie im Boden eingewurzelt, plötzlich stehen. Die ernsten, strengen Gesichtszüge waren verschwunden und eine freundliche Milde an deren Stelle getreten.

„Junge, Junge," schrie er so laut, daß die Vorübergehenden fast erschraken, „Du bist wahrhaftig ein Teufelskerl geworden. — Du hast gut gezielt und das Centrum haarscharf getroffen. — Diese Ideen machen Dir Ehre und sie sind mir aus der tiefsten Seele entrissen, meiner unumstößlichen Ueberzeugung entlehnt. — Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß Du auch die moralische Kraft und den beharrlichen Willen hast, mit Gut und Blut für dieselben einzustehen und sie zu verwirklichen helfen."

„Vater," sagte der junge Krieger mit bewegter Stimme, „mein Arm und Herz gehören dem Könige und dem Vaterlande. Das Auge des Vaterlandes sieht hoffnungs- und vertrauungsvoll auf seine waffenfähigen Söhne hernieder und ein Schurke wäre

der, welcher dies Vertrauen, diese Hoffnung nicht rechtfertigen wollte. — Sollen wir etwa unter dem Joche und den Sklavenketten eines fremden Volkes schmachten? — Nein, unsere Väter haben uns die blutige Bahn gebrochen und ihre ebenbürtigen Enkel und Kinder haben die heilige Pflicht von ihnen erb- und eigenthümlich übernommen, auf dieser Bahn des Ruhmes fortzuschreiten. Nicht sollen die Spalten der Geschichtsbücher der späteren Nation verkünden:

„Die deutschen Krieger von 1870 waren Feiglinge."

„Komm, Kunibert," entgegnete der Major gerührt, sich an den Sohn fester anschmiegend, „jetzt will ich getrost meinen verrosteten Degen in die alte Rumpelkammer werfen, denn mein einziger, sehnlichster Wunsch ist nun erfüllt, Gott hat mir einen Sohn gegeben, dem ich meine Ehre und meinen Namen mit Stolz übertragen darf."

Vater und Sohn eilten nun mit leichterem Herzen und mit leichteren Füßen dem häuslichen Heerde zu, ohne weiter mit einander zu sprechen, so sehr war ein Jeder von ihnen mit seinen eignen Gedanken und Empfindungen beschäftigt. — Als sie aber in die große Schweidnitzer Straße einbogen, sagte der Major:

„Du hast mir aber noch gar nicht mitgetheilt, wie und auf welche Weise Du in das Brandenburger Landwehr-Regiment eingestellt bist, wir waren vielmehr Alle der Meinung, daß Du bei den Königs-Grenadieren eintreten würdest."

„Die Berliner Universität ist geschlossen," entgegnete Kunibert, „die Lehrstühle der Herren Professoren sind an die Luft gesetzt. Die Studenten befinden sich fast sämmtlich, entweder freiwillig oder unfreiwillig, während der Dauer des Krieges bei den Fahnen. Das Kommando, welches heute hier einmarschirte, besteht nur aus bereits militärisch ausgebildeten und ausgedienten Freiwilligen. Wir haben indeß zur Bedingung gemacht, nicht dem Landwehr-Regiment, welchem wir angehören, einverleibt und vielleicht in die Festungen eingesperrt zu werden, sondern sofort gegen den Feind vorrücken zu dürfen. Dieser Wunsch ist uns gestattet worden und da sich in Breslau bereits ein ähnliches Corps formirt hat, so sollen wir uns mit diesem vereinigen und dann abwarten, welchem Regimente wir zugetheilt werden. Die gegen-

wärtige Einkleidung ist daher nur eine provisorische und wir erhielten die Montirungsstücke und Waffen nur deshalb, um überhaupt eingekleidet und armirt zu sein. Die weitere Verfügung über uns wird indeß erst hier erfolgen."

„Das ist allerdings etwas anderes," bemerkte kurz der Vater und wie verjüngt schritt er am Arme seines Sohnes in einem ganz ungewöhnlich raschen Tempo weiter.

Johann, welcher das nächtliche Bivouac im Innern des Hauses inzwischen aufgeräumt hatte, schüttelte den Staub aus einem Abputzlappen, womit er die bestaubten Möbel abgeputzt, zum offenen Fenster hinaus, doch vor Schrecken und Freude zugleich wäre ihm jenes Reinigungswerkzeug beinahe aus der Hand und einer zufällig vorbeigehenden Bauersfrau in den offenen Milchtopf gefallen. Fast athemlos eilte er in die Gemächer der Damen und schrie aus Leibeskräften:

„Er kommt! — Er kommt!" —

Verwundert sahen sich die Damen gegenseitig an und die Frau Majorin sagte, zuerst das Wort ergreifend:

„Mein Gott, Johann, bist Du verrückt geworden? — Wer kommt denn?"

„Wer kommt denn — wer kommt denn —" wiederholte der vor Freude berauschte Diener außer sich. „Wer sollte anders kommen, als der gnädige junge Herr? — Der alte Murrkopf hat doch wieder einmal umsonst gebrummt und geknurrt, denn der junge Herr hat pünktlich Wort gehalten. Hahaha! dies ist mir lieber, als wenn ich armer Schlucker hundert Thaler geschenkt erhalten hätte."

Nach diesem charakteristischen Herzensausgusse stürzte Johann wieder aus dem Zimmer hinaus, um seinem Lieblinge entgegen zu eilen, während die Damen mit erst halb vollendeter Toilette dem Siegeslaufe folgten. — Der willkommene junge Kriegesgott flog nun aus den Armen der glücklichen Mutter in die Arme der zärtlichen Schwester und das Herzen, Drücken und Küssen wollte gar kein Ende nehmen, während der Major sich schweigsam in eine Fensternische hinter den dicken Vorhängen auf ein Sessel niedergelassen hatte und Johann mit einer Thräne im Auge und die Mütze in der Hand bescheiden an die Stuben-

thür sich anlehnte. Endlich war auch für ihn der ersehnte Augenblick erschienen, welcher ihn überglücklich machte. Der junge Krieger reichte ihm treuherzig die Hand, streichelte ihm die gefurchte Wange und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden. Zur Bekräftigung dieser Theilnahme zog er schließlich ein kleines Päckchen aus seiner Brusttasche hervor und sagte freundlich:

„Damit Du siehst, lieber Johann, daß ich auch in der Ferne Deiner gedachte, so habe ich Dir eine Kleinigkeit zum Andenken mitgebracht. Ich werde so wie so nur noch wenige Tage in Eurer Mitte bleiben können, und Gott weiß es, ob ich Dich je wiedersehen werde. Paris ist weit, die Chassepots sollen sicher treffen und meine Brust wird ihnen wahrhaftig nicht ausweichen."

Der Diener öffnete dankend das empfangene Geschenk und als er eine silberne Schnupftabacksdose, auf deren Vorderseite das wohl getroffene, von Künstlerhand gemalte Bildniß des jungen Barons in Oelfarben hervortrat, vorfand, kannte seine Freude keine Grenze. Er hüpfte und tanzte auf einem Beine in der Stube umher und küßte das Bildniß ein über das andere Mal. —

„Was habe ich gestern gesagt?" rief er voller Freude aus. „Unser gnädiger junger Herr wird Wort halten und er hat wirklich Wort gehalten. — Soll ich die Lichter in dem großen Saale heute Abend wieder anzünden?"

„Das versteht sich, Johann," sagte der Major, aus der Fensternische hervortretend, „ich habe dem Jungen Unrecht gethan und heute Abend wollen wir das Versöhnungs- und Freudenfest feiern."

3.

Die Schleich-Patrouille und ihre Wirkung.

Der erste Rausch der Freude über das zwar erwartete, aber dennoch in anderer Form und unter anderen Verhältnissen erfolgte Wiedersehen war verflogen und die Damen begaben sich nach der Küche, um auch für die leiblichen Bedürfnisse des ihnen so lieben Gastes zu sorgen. Die Pfannen, Kasserolen und Töpfe kochten und brodelten und einladende Wohlgerüche entströmten ihnen, welche sich durch das ganze Haus verbreiteten. Johann, der das Factotum bei allen Dienstleistungen zu sein schien, schleppte zu dem bereits Vorhandenen immer neue Vorräthe zu und der unbefangene Beobachter des in der Küche fungirenden Personals, sowie der Menge und Vielfältigkeit der Speisen, würde unzweifelhaft zu der Annahme gekommen sein, daß diese Vorbereitungen für eine große, auserlesene Gesellschaft, nicht aber blos für eine geringe Anzahl von Familienmitgliedern, bestimmt seien Nur die übergroße Liebe, Fürsorge und Zärtlichkeit für den jungen Krieger war die allerdings entschuldbare Ursache der Ueberschreitung des richtigen Maaßes. Eben schleppte Johann noch eine schwerwiegende, große Kalbskeule nach der Küche, die er in der Eile, Gott weiß wo, noch aufgetrieben hatte, als die Thür des Hausflurs sich öffnete und ein Soldat seine Nase schnüffelnd mit der Bemerkung durch die Thürspalte steckte:

„Beim Jupiter! — Hier dampft ein Götterschmaus!“ —

„Nun, was ist das?“ — sagte Johann näher zu dem Soldaten tretend, „es scheint fast, als ob der Wohlgeruch unserer Braten die Soldaten von der Straße herbeilocke. Karoline, mache die Küchenthür zu!“ —

„Es ist mir lieber, wenn sie offen bleibt, lieber Freund,“ sagte der Soldat zur Hausthüre hereintretend, „denn es scheinen die für meinen mitgebrachten Appetit entsprechenden Vorräthe darin ent-

halten zu sein, und unser Göthe giebt uns schon die weise Regel:

„Den Teufel halte, wer ihn hält, er wird ihn nicht zum zweiten Male fangen." —

Johann musterte nunmehr verblüfft den eben so launigen als dreisten Soldaten. Er war ein Unteroffizier vom Königs-Grenadier-Regiment. Seine Uniform war zwar bestaubt, schmutzig und abgetragen, aber dennoch traten die proportionirten, kräftig ausgebildeten Körperformen aus jener Umhüllung sichtbar hervor. Besonders zeichnete er sich durch eine ansehnliche Körperlänge aus, während das Gesicht nicht gradezu häßlich aber auch nicht schön zu nennen war. Indeß bekundeten die großen schwarzen Augen und die gebogene Adlernase, sowie die etwas aufgeworfene Oberlippe, über welcher keck ein kleines schwarzes Schnurrbärtchen thronte, den Mann von Intelligenz und Unternehmungsgeist. — Auf dem Zeigefinger der linken Hand trug er einen großen Siegelring mit einem Smaragdsteine. Nachdem Johann in eiligem Fluge diese Musterung abgehalten, schien sich eine gewisse Ehrfurcht und Scheu seiner bemächtigt zu haben, denn er fragte in bescheidenem Tone:

„Zu wem wünschen Sie, Herr Unteroffizier?" —

„Ja, das weiß ich selbst noch nicht," war die Antwort. „Mir ist ein Billet zugetheilt, auf welchem nur die Hausnummer 2015 steht, da aber in diesem Hause mehrere Herrschaften zu wohnen scheinen, so bin ich instinctmäßig den mir entgegenströmenden aromatischen Gerüchen gefolgt, die mich bis vor den Eingang dieser Küche geführt haben. — Ich gestehe offen, daß ich am liebsten hier bliebe, denn die Aussichten scheinen hier ganz vortrefflich zu sein. — Wohnt hier vielleicht ein Speisewirth?" —

Johann lachte aus Herzensgrunde und sagte:

„Kommen Sie nur gefälligst mit, Herr Unteroffizier, ich werde Sie der Herrschaft anmelden."

Die Tochter des Hauses, Bianka v. Brandenstein, hatte indeß an der Küchenthür dies Zwiegespräch bereits unbemerkt belauscht und hieraus schon zur Genüge entnommen, weß Geistes Kind der neue Gast sei. Der von dem Letzteren entwickelte Humor sagte ihr zu und neugierig trat sie aus ihrem Verstecke her-

vor, um sich den zweiten Krieger, der heute ihre Schwelle betrat, näher anzusehen. Johann, welcher mit dem letzteren grade auf die Küche zuschritt, begann nun seine Vorstellungen zu machen.

„Ein Mann Einquartierung," sagte er zu Bianka, den Unteroffizier vorstellend.

Der Soldat machte mehr ein graziöses, als steifes militärisches Honneur gegen die junge Dame und sagte mit wohlklingender sonorer Stimme:

„Ich muß wegen dieser unangenehmen Störung höflichst um gütige Entschuldigung bitten und diese dem Rocke zur Last legen, welchen ich gegenwärtig zu tragen die Ehre habe."

Das dunkle große Auge des Unteroffiziers ruhte während dieser Entschuldigung auf dem fein gebildeten aristokratischen Gesichte des jungen, kaum neunzehn Jahre alten Mädchens und wie eine vom Westwinde angehauchte Rose zog sich ein leichter Carmin über ihre Wangen.

„Hat nichts zu sagen, mein Herr," entgegnete sie sichtlich verlegen, „mein Vater und mein Bruder sind auch Soldaten und es wird ihnen daher gewiß sehr angenehm sein, einen Kameraden gastlich in ihr Haus aufnehmen zu können."

„Und ich habe auch zwei und zwanzig volle Jahre hindurch bei der Garde gedient," setzte Johann mit gewichtiger Miene hinzu, „und weiß es daher sehr gut zu begreifen, wie einem Soldaten auf dem Marsche zu Muthe ist."

Der Unteroffizier lächelte ironisch, während Johann sich wieder der Dame zuwandte und sagte:

„Gnädiges Fräulein, wollen Sie nicht dem Herrn Papa die erhaltene Einquartierung anmelden? — Ich werde den Herrn Unteroffizier inzwischen in Kunibert's Studir-Zimmer bringen."

„Gewiß," sagte die Schöne und flog, einen flüchtigen Knix machend, behende dem großen Versammlungssaale zu, in welchem ihr Vater in verflossener Nacht bivouacquirt hatte, und in welchem er sich auch gegenwärtig mit seiner Frau und seinem Sohne aufhielt. Johann aber geleitete die erhaltene Einquartierung nach dem vorbezeichneten Orte, und ihr bei Abnahme des Tornisters,

des ziemlich leeren Brodbeutels und des übrigen beschwerlichen Gepäckes hülfreiche Hand leistend, tröstete er, sich entfernend, den Zurückgelassenen damit:

„Machen Sie sich's nun bequem, ich werde inzwischen für ein gutes Frühstück sorgen."

„Papa! — Papa!" rief Fräulein Bianka immer noch erröthet, in aller Hast in den Saal stürzend ihrem Vater zu, „wir haben Einquartierung erhalten."

„Bomben und Granaten!" sagte der Alte sich erhebend und das vom Magistratsdiener am frühen Morgen schon erhaltene Gegenbillet aus der Westentasche hervorholend, „daran habe ich wahrhaftig nicht mehr gedacht. Von welchem Regimente ist der Mann und wo habt Ihr ihn untergebracht?" —

„Er ist ein Unteroffizier von den Königs-Grenadieren," antwortete die Tochter. „Johann hat ihm einstweilen die Studirstube des Bruders angewiesen.

„Johann scheint heute alles verkehrt zu machen," entgegnete der Major. „Was soll der Mensch in der Studirstube beginnen? Nach der Küche hätte ihn Johann vor allen Dingen bringen müssen, damit er sich satt essen konnte, denn der gelehrte Grisgram in Kunibert's Stube wird wahrhaftig seinen Appetit nicht reizen und sättigen."

„Er ist ein recht hübscher, drolliger Mensch," fuhr Bianka etwas schüchtern fort, „ich belauschte ihn, wie er sich mit Johann unterhielt und mußte im Stillen recht herzlich über die wirklich treffenden Witze lachen, die nur so spielend von seinen Lippen strömten. Er citirte sogar ganz passende Stellen aus Göthe's Faust, woraus hervorgeht, daß er nicht ungebildet ist."

„Das wollte ich meinen," bemerkte der Major wohlgefällig lächelnd, „unsere Armee hat intelligente Leute. Wie ich noch Hauptmann war, befand sich bei meiner Kompagnie ein Grenadier, der das ganze Exercir-Reglement verbotonus auswendig gelernt hatte."

„Das liebe Exercir-Reglement" — wiederholte spöttisch lachend die Frau Majorin.

„Kreuz Donnerwetter!" fluchte der beleidigte Ehegatte, „das verstehst Du nicht, — glaubst Du etwa, das wäre keine schwierigere

Aufgabe, als die Lieder von solch einem Volksdichter, wie Schiller, Göthe und wie die Burschen alle heißen, auswendig zu lernen? — Das Exercir-Reglement enthält fünf Hundert und sechs und dreißig Paragraphen und jeder einzelne derselben ist schwieriger zu begreifen, als die gesammte nutzlose Weisheit dieser sogenannten gelehrten Herren. Mit den Volksliedern kann man keinen Feind schlagen und die Franzosen damit über die Grenze jagen. Was sagst Du dazu, Kunibert? — Du kennst doch auch schon etwas von unserer Wissenschaft."

„Gewiß, Papa, Du hast Recht," entgegnete der Sohn, seiner Mutter einen bedeutungsvollen Wink gebend, „das Exercir-Reglement ist nicht so leicht und einfach, wie man glaubt; aber unsere Dichter haben auch ihre Verdienste, denn sie kämpfen indirect gegen den Feind."

„Albernheiten," bemerkte der Major, „das ist wieder eine neue Auslegung. Indirect kann kein Mensch gegen den Feind kämpfen, entweder er schießt ihn todt, giebt ihm Pardon und nimmt ihn gefangen, oder er läßt ihn überhaupt unbehelligt."

„Haben Dich denn die schönen Gedichte unseres Theodor Körner in der Zeit der Befreiungskriege nicht auch begeistert und zum Kampfe für die Freiheit angespornt?" — fragte Kunibert. Beispielsweise die schönen Lieder:

„Du Schwert an meiner Linken," — oder aber — „Vater ich rufe Dich!" —

„Das ist etwas anders," wendete der Major ein, „denn das sind Soldatenlieder; aber die sentimentalen Verse über Laura am Klavier, über den Gang nach dem Eisenhammer, über das Mädchen aus der Fremde und wie diese verschrobenen Sachen alle heißen, werden keinem braven Soldaten das Herz warm machen, sie sind nur für die Pfaffen und für nervenschwache Weiber geschrieben."

„Und doch," fuhr Kunibert fort, „hast Du mir selbst heute noch zugestanden, daß Dich unser Gesang über „die Wacht am Rhein," so tief ergriffen hat."

„Dies ist auch ein ächtes Soldatenlied," erwiderte der Major, „das liegt schon in dem Worte: „Wacht." Wer auf die Wacht zieht und wacht hält, muß allemal ein Soldat sein."

„Auch der Nachtwächter?" — fragte die Frau Majorin lachend.

„Ja wohl, auch selbst der Nachtwächter," antwortete der Major mit strenger Miene. „Er ist ein entlassener, pensionirter Soldat, der den Civil-Versorgungsschein besitzt."

„Unsere Dichter," fuhr Kunibert fort, „kämpfen mit geistigen Waffen für die Freiheit, während wir, durch ihren Ruf begeistert, die Flinte oder den Degen zur Hand nehmen. Der alte, leider schon abgeschiedene Vater Ernst Moritz Arndt hat den gegenwärtigen Krieg von 1870 schon längst in seinen Liedern prophezeiht und die stattgehabte Erhebung des deutschen Volkes schon im Geiste vorhergesehen."

„Das wird immer schöner," entgegnete der Major spöttisch lachend. „Junge, bist Du auch ein Narr geworden?" —

„Gott Lob und Dank noch nicht," bemerkte Kunibert achselzuckend. „Ich will Dir dies dadurch beweisen, daß ich Dir die Verse hersagen werde, welche den prophetischen Geist des Vater Arndt darthun."

„Ich bin in der That neugierig," erwiderte der Major.

„Nun, so höre," fuhr Kunibert fort. „Unser allverehrter, biederer Arndt schrieb lange vor seinem Tode schon:

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie Ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben.
Und bringe das Schrecken und bringe das Graun
Von all Deinen Bergen, von all Deinen Gaun
Und klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein. —

Sie wollen's — So reiße denn deutsche Geduld!
Reiß' durch vom Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf, Wälsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit Euch tanzen! —
Und klinge die Losung 2c.

„Blitz und Knall!“ unterbrach der Major den Deklamator, „das ist ein famoses Soldatenlied. Ja ja, wir wollen den blutigen Tanz mit Euch tanzen! — Ist das Lied nun zu Ende?“ —

„Noch nicht,“ antwortete der Sohn, „es hat noch zwei Verse und zwar:

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran! —
Wir wollen ein Liedlein Euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen! —
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben,
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben
So klinge die Losung: 2c.

Mein einiges Deutschland, mein freies heran,
Sie wollen, sie sollen es haben! —
Auf sammle und rüste dich, stark wie Ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben! —
Du, daß sie nun nimmer mit List zersplittern
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein! —
Alldeutschland in Frankreich hinein! —

„Hurrah!“ rief der Major begeistert aus, „Alldeutschland in Frankreich hinein! — Wahrhaftig, das Lied ist so recht für ein altes Soldatenherz gemacht und der Dichter hat in der That alles vorhergesehen, wie es kommen würde. Das Lied mußt Du mir zum Andenken noch abschreiben, Kunibert, ehe Du nach Frankreich hineinziehst.“

Während der Zeit, wo Vater, Mutter und Sohn in Veranlassung der erhaltenen Einquartierung sich über Volksdichter und deren Beziehung zur Niederlage des Feindes unterhielten, hatte Bianka sich aus dem Saale geschlichen und für den Unteroffizier ein nicht zu verachtendes Gericht nebst einer Flasche guten Rheinweins zubereitet. Als nun Johann sauber in der Studirstube Kuniberts gedeckt und die dampfenden Schüsseln aufgetragen hatte, verklärte sich das Gesicht des Landwehrmannes, und die zugetragenen Schüsseln flüchtig musternd, rief er aus:

„Ein prächtiges Quartier! — Die hübsche junge Dame sagte mir, daß ihr Herr Vater und Bruder auch Soldaten wären, darf ich nicht den Namen meines noblen Kameraden und Wirthes erfahren?"

„Hm! Hm!" brummte Johann zwischen den Zähnen, „mit der Kameradschaft dürfte es wohl freilich nicht weit her sein, denn ich sehe, daß Sie Unteroffizier sind, während Ihr Wirth Oberst-Wachtmeister ist."

„So, so, also Major," bemerkte der junge Krieger, „bitte um Entschuldigung. — Noch im Dienste? — Bei welchem Regiment?"

„Nicht doch," antwortete Johann, „der Major v. Brandenstein ist schon seit länger als zwanzig Jahren pensionirt. — Er konnte freilich noch fortdienen und wäre jetzt gewiß längst schon zum General avancirt, denn er war ein tüchtiger, allgemein geachteter Offizier, aber gewisse Verhältnisse — bürgerliche Heirath — bürgerliche Verwandtschaft — na, Sie wissen ja schon, was ich meine —"

„Verstehe vollkommen, lieber Freund," entgegnete der Unteroffizier, „also ich habe die Ehre, bei dem Herrn Major v. Brandenstein einquartiert zu sein. Vortrefflich, desto besser soll es mir munden."

Er streifte sich die Aermel der schmutzigen Montirung in die Höhe und begann den Vertilgungskrieg mit einer Schüssel Kalbsbraten, indem er zugleich wohlgefällig einige Gläser Wein in kurzen Zwischenpausen rasch hinunterschlürfte. Johann freute sich über den guten Appetit, welchen sein Gast entwickelte, war aber doch einigermaßen consternirt, als sein Arm sich nach einem abgekochten Schinken ausstreckte und er mit meisterlicher Fertigkeit eine Scheibe von mindestens einem Zoll Dicke und ein Viertel Fuß im Quadrate von demselben ablöste und diese dann in seinen Teller Behufs weiteren Angriffes wohlgefällig hineinlegte. Nachdem aber mit fabelhafter Geschwindigkeit auch diese Beilage unter den beneidenswerthen Kauwerkzeugen des jungen Mars verschwunden war, und er einen weiteren Feldzugsplan gegen eine mit gebackenem Obste gefüllte Schüssel unternahm, da schüttelte der Alte denn doch bedenklich den grauen Kopf und sagte:

„Sie kommen wohl weit her und haben wohl recht lange nichts mehr zu sich genommen?"

„Wie man das nimmt," antwortete der Befragte, ohne sich im Mindesten in seiner Arbeit stören zu lassen. „Der Eine nennt das weit, was der Andere nahe nennt, und so umgekehrt. Diese Extreme sind von sehr relativen und subjectiven Begriffen."

Johann kratzte sich hinter den Ohren und sein Gast schob die erheblich erleichterte Obstschüssel bei Seite, während seine Hand einen kühnen Griff nach dem Schweizerkäse vollführte, etwa die Hälfte des großen Ganzen erfaßte und dies ohne Brod seinem Magen zuführte. Johann war außer sich. Dies überstieg denn doch alles Maß. Er drehte sich um, ging schweigsam, wiewohl mit schwerem Herzen, zur Thür hinaus und brummte in den Bart hinein:

„Das ist ein sonderbarer Kauz, ein Dutzend von diesen Leuten wäre wohl mit leichter Mühe im Stande, uns banquerot zu machen. Wo mag dieser verschlossene, von oben bis unten zugeknöpfte Vielfraß wohl her sein? — Das muß ich doch wenigstens erfahren, um darüber gleich Rapport abstatten zu können."

Er kehrte daher wieder zurück, um seinen heißhungerigen Gast auszuforschen, stolperte aber beinahe vor Schrecken, als er bemerkte, daß derselbe von Neuem das schon ziemlich aufgeräumte Schlachtfeld musterte und die schon erheblich mitgenommene Schüssel mit dem Schinken wieder an sich heranzog. Fast erstarb dem armen Johann das Wort im Munde, doch faßte er sich und fragte verlegen, während seine Augen ununterbrochen auf den Händen und den Bewegungen des Unersättlichen ruhten:

„Herr Unteroffizier, um Vergebung, was sind Sie für ein Landsmann?" —

„Ein Deutscher," antwortete der Befragte mit der größten Ruhe, „das wird Ihnen mein Appetit erklärlich machen, denn die deutschen Krieger hauen wacker ein."

„Wahrhaftig," stöhnte Johann, indem er wehmüthig auf die verbliebenen Trümmer herabsah, „wahrhaftig, aber Deutschland ist groß."

„Wenn Sie es aber noch genauer wissen wollen,“ fuhr der Unteroffizier fort, „so will ich Ihnen nur sagen, daß ich ein Preuße bin, und das mag Ihnen genügen.“ –

Johann schüttelte bedenklich den Kopf und dachte in seinem Sinn: Das ist ja ein verstockter Sünder. Indeß wußte er wohl, daß mit einem Hiebe kein Baum fällt, und er wagte daher weiter zu fragen:

„Betreiben Sie ein Geschäft?“ —

„Gewiß,“ war die Antwort des Unteroffiziers, indem er die letzten Tropfen aus der Weinflasche, wie es schien, mit Mißbehagen in das Glas träufelte.

„Dann sind Sie wohl Kaufmann?“ fragte Johann in seiner Neugierde weiter.

„Nicht doch, lieber Mann,“ antwortete der Soldat, „ich betreibe ein Gewerbe, das viele Andere betreiben, aber doch nicht Jedermann betreiben kann. Dasselbe ist sehr einträglich, wenn es schlecht geht, aber umgekehrt sehr beklagenswerth, wenn es gut geht. Es braucht nicht erlernt zu werden, erfordert oftmals aber dennoch außerordentlichen Verstand, und wer durch dieses Geschäft reich wird, ist in der Regel ein armer Mann.“ —

Einen solchen verdrehten Menschen hatte Johann denn doch in seinem Leben noch nicht gesehen, er drohte daher lachend mit dem Zeigefinger und sagte:

„Das verstehe ich nicht. — Sie stellen ja alles auf den Kopf.“ —

„Mag sein,“ entgegnete der Nimmersatt, an einer Käserinde nagend, „allein es giebt nun einmal Dinge in der Welt, die absolut auf den Kopf gestellt werden müssen; es geht meinem Geschäfte, wie einem Loche, das man in den Sandboden gräbt. Je mehr man von dieser Stelle hinwegnimmt, je größer wird es und je mehr man hineinlegt, desto kleiner wird es. Verstehen Sie mich nun?“ —

„Das muß wahrhaftig ein kurioses Geschäft sein und der Teufel mag dies verstehen,“ entgegnete Johann, indem er nach- und nach seinen Wohlgefallen an dem jungen Krieger fand und im Uebrigen nur bedauerte, daß er im Genusse der Speisen so überaus unmäßig war.

„Kann ich nun abräumen, Herr Unteroffizier?“ fragte Johann, nachdem der erstere die abgenagte Käserinde wieder bei Seite gelegt hatte.

„In Gottes Namen,“ war die gleichgültige Antwort. — „Sagen Sie im Uebrigen dem hübschen, gnädigen Fräulein meinen verbindlichsten Dank für die vorzügliche Bewirthung, und sie würde mich zu weiterem Danke verpflichten, wenn sie die Gewogenheit haben wollte, mir noch eine Tasse Mokka und eine gute Havanna-Cigarre zu verehren. Ich bin nach der Art und Weise meines von mir betriebenen Geschäftes einmal daran gewöhnt und es würde mir viele Ueberwindung kosten, wenn ich dieser Gewohnheit entsagen müßte.“

Johann erwiderte kein Wort hierauf, er sammelte und scharrte vielmehr die noch verbliebenen wenigen Ueberreste zusammen und entfernte sich sodann. Als er aber zur Thür heraus war, stöhnte er aus tiefer Brust:

„Ein unverschämter Bursche. — Zum Teufel auch, man kann ihm aber trotz aller Unverschämtheit doch nicht gram werden.“

Als er mit den traurigen Ruinen der aufgehobenen Tafel in die Küche trat, erzählte er haarklein den Hergang der Sache, beschrieb den Appetit, den Humor und die Landsmannschaft, das Gewerbe und die weiter ausgesprochenen Wünsche des wunderlichen Gastes, stattete dem Fräulein den ihm übertragenen Dank ab und gestand schließlich dabei ganz offen, daß ihm ein so pudelnärrischer Mensch in seinem Leben noch nicht vorgekommen sei, obwohl er doch auch schon die Welt gesehen und mit seinem Herrn sowohl in Rußland wie in Frankreich bereits gewesen wäre. — Fräulein Bianka sowohl wie die Köchin und das mitanwesende Stubenmädchen lachten aus Herzensgrunde und die letztere klatschte in die Hände, wodurch ihr unglücklicher Weise ein Teller entfiel, welcher in Stücke zerbrach. Bianka aber bereitete den bestellten Mokka selbst, holte aus den Vorräthen ihres Vaters ein viertel Hundert feiner Cigarren und, indem sie Johann beauftragte, diese Gegenstände auf einen schön bemalten Präsentir-Teller zu legen und solche sodann dem Unteroffizier zu bringen, setzte sie immer noch lachend hinzu:

„Siehst Du, Johann, so muß ein Soldat sein, so gefällt er mir. — Sage ihm nur, er möge ungenirt seine weiteren Wünsche aussprechen, Küche und Keller stehen ihm zur Disposition."

Als der Beauftragte mit der weiteren Auflage in Kuniberts Studirzimmer anlangte, hatte der Unteroffizier sich inzwischen seiner schmutzigen Uniform entledigt und mit Verwunderung bemerkte Johann, daß nicht nur sein Hemd von der feinsten Leinewand war, sondern daß auch über der schwarzen Atlasweste eine lange und schwere goldene Uhrkette hing. — Der Landwehrmann hatte sich mit dem Rücken an das Sopha gelehnt und die Augen zugedrückt. Er öffnete dieselben jedoch alsbald wieder, nachdem Johann das Bestellte auf den Tisch gesetzt hatte. Sein Gesicht verzog sich zu einem fast schelmischen Lächeln. Er schenkte eine Tasse aus der aromatisch dampfenden Kaffeekanne ein, steckte sich eine Cigarre an und nachdem er den ausgeblasenen Dampf der letzteren mittelst der flachen Hand der Nase wieder zugeführt und sich von der Vorzüglichkeit der Waare genügend überzeugt hatte, sagte er, einen kräftigen Zug thuend:

„Ein ganz famoses Quartier."

„Das wollte ich meinen," bemerkte Johann. — „Das gnädige Fräulein läßt Ihnen übrigens mittheilen, daß Sie sich durchaus nicht geniren möchten, Küche und Keller stehen gerne zu Ihrer Verfügung. Haben Sie vielleicht noch etwas zu bestellen?"

„Danke, Danke," entgegnete der Landwehrmann, „das gnädige Fräulein ist in der That sehr aufmerksam. Nun — um vier Uhr einen Seidel Bayerisches Bier."

Johann mußte diesmal, wohl oder übel, zum bösen Spiele gute Miene machen, denn er selbst hatte ja die neue Bestellung provocirt. Er verbiß seinen inneren Aerger und richtete die Frage an ihn:

„Leben Ihre Eltern noch?"

„O ja," antwortete der Befragte mit dem größten Phlegma, „sie leben noch und leben doch auch nicht mehr, wie man dies grade auffaßt. Man sagt, Diogenes habe einst in einer Tonne gelebt, ich behaupte dagegen, daß er nicht darin gelebt, sondern nur darin vegetirt habe. Das Leben des Menschen wird nach verschiedenen Seiten beurtheilt. Der Eine vergleicht es mit einer

Puppe, aus der sich beim erwärmenden Strahl der jungen Frühlingssonne der farbenreiche, glänzende Schmetterling entfaltet; der Andere vergleicht es mit einem rein physischen Wesen, das lediglich dazu berufen sei, nach den irdischen Genüssen bis zu seinem Absterben unablässig zu trachten. — Hiernach werden Sie sehr genau ermessen können, ob meine Eltern noch leben oder aber schon todt sind. Haben Sie mich verstanden?"

„Nehmen Sie mir es nicht übel, aber Sie sind — ein verdrehter Zwickel, Herr Unteroffizier," sagte Johann ärgerlich und verließ das Zimmer.

Als er diesmal die zweite Meldung in der Küche abstattete, erhob sich ein noch stärkeres Gelächter, wie das erste Mal. Die Mädchen lachten so laut, daß die hölzernen Rührlöffel von den Wänden herabstürzten, und Fräulein Bianka eilte nun in den Saal, um alle diese Kuriositäten dem Vater und Bruder mitzutheilen. — Leider wurde aber das Benehmen des wunderlichen Landwehrmannes von Seiten des gestrengen Hausherrn nicht so jovial beurtheilt, wie dies im Küchendepartement geschehen, denn der alte Major schüttelte bedenklich das graue Haupt und sagte:

„Sollte der Mensch vielleicht gar verrückt sein?"

„Aber, Papa," wendete Bianka ein, „wie wäre ein Verrückter im Stande, solche vernünftigen und hübschen Witze zu machen? — Nein, nein, er will sich blos nicht decouvriren und Johanns bekannte und unverbesserliche Neugierde nicht befriedigen, er macht sich einen Spaß daraus, ihn ein Wenig zum Hänschen zu halten."

„Blitz und Knall!" rief der Major mit ernstem Gesichte, „das wäre noch schöner, das will ich mir in meinem Hause wenigstens verbeten haben. — Solch ein naseweiser, grünschnäbliger Mensch darf einen alten ergrauten Mann nicht zum Besten haben, das ist unpassend, unschicklich, wider alle Subordination und Disciplin, und um so mehr zu mißbilligen, als er in meinem Hause eine gute Aufnahme gefunden hat. — Ich werde mir das Bürschchen einmal näher ansehen."

Bianka bedauerte, daß sie wider ihren Willen dies Feuer angeschürt hatte, allein es war einmal schon im Auflodern begriffen und es ihr nicht mehr möglich, dasselbe wieder zu löschen.

Der Major zündete sich seine Meerschaumpfeife an und begab sich verdrießlich, unter der Absicht, eine militärische Strafpredigt zu halten, sodann zu dem in Kuniberts Zimmer einquartierten Landwehrmann. Der Letztere saß auf dem Sopha und war, den Kopf an die Lehne gelegt, inzwischen eingeschlafen. Es mochten ihn wohl süße Träume umschweben, denn er erwachte nicht, als der Major das Zimmer betrat. Auf dem Tische lag ein mit Bleistift beschriebenes Zettelchen, auf welchem stand:

Am 18. Juli Quartier beim Major Freiherrn v. Brandenstein in Breslau in der großen Schweidnitzer Straße Nr. 1015. — Verpflegung vorzüglich, man braucht nicht zu fragen: unde ememus panes?*) — Dabei ein bildschönes, liebenswürdiges Töchterchen und ein gutmüthiger, aber naseweiser und neugieriger Bedienter. Ueber die Bekanntschaft mit meinem mir noch fremden Wirth und seiner Gemahlin, sowie der Wiedererkennung meines früheren Schülers Kunibert, wird das morgende Tagesblatt weitere Auskunft geben.

Mit augenscheinlicher Verwunderung hatte der Major das vorgefundene Promemoria ergriffen und aufmerksam zwei Mal durchgelesen, die darin enthaltenen lateinischen Ausdrücke aber nicht zu entziffern vermocht; jedoch war es ihm einleuchtend, daß bei der im Allgemeinen lobenden Anerkennung des Quartiers dieselben nichts Ungünstiges enthalten könnten. Die Andeutungen zu seinem Sohne Kunibert, namentlich aber das hervorgehobene Verhältniß des Schülers zum Lehrer erschien ihm als ein Räthsel, das er nicht zu lösen vermochte.

„Mord und Brand!" sagte er etwas leise, „sollte der junge Mann vielleicht gar ein Schulmeister sein?"

Er betrachtete ihn näher und aufmerksamer. Das Gesicht war mehr geröthet als frisch zu nennen, das kleine schwarze Bärtchen lag herausfordernd über der aufgeworfenen Oberlippe, der Haarwuchs war kräftig und dunkelfarbig, die Nase römisch und die übrigen Körperformen zeugten von Muskulatur und Gewandtheit. Auf der hohen Stirn war eine schon verharschte, augenscheinlich in Folge eines Säbelhiebes herbeigeführte Narbe sichtbar.

---

*) Woher sollen wir das Brod nehmen?

„Ein prächtiger Junge — kein Schulmeister," sagte der Major, nachdem er seine Betrachtungen beendet hatte, „scheint schlau und verwegen zu sein, paßt gut als Anführer von Schleichpatrouillen, um den Feind auszuspioniren. Solch einen Unteroffizier hätte ich mir bei meinem Bataillon gewünscht."

Der alte Veteran mochte indeß wohl seinen Monolog etwas zu laut geführt haben, denn der prächtige Junge schlug die großen schwarzen Augen auf, und diese auf den ihm Fremden richtend, erhob er sich in seiner ganzen ansehnlichen Körperlänge von seiner Lagerstelle und sagte, ohne die geringste Verlegenheit zu dokumentiren:

„Pardon, Monsieur, Morpheus hatte mich wider meinen Willen in seine Arme geschlossen und mir auf wenige Augenblicke den Kuß der Vergessenheit auf die Stirn gedrückt. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Major v. Brandenstein," gab der Veteran, die weitere Ausführung unterbrechend, zur Antwort. „Es thut mir leid, Sie in Ihrem Schlafe gestört zu haben."

„Die Ehre Ihres Besuches ist für mich sehr schmeichelhaft und wiegt in hohem Maße den erlittenen Verlust auf," entgegnete der Landwehrmann. „Ich hatte zwar einen sehr angenehmen Traum, doch war die Situation, in welche mich der Mohngott versetzte, eine sehr wunderliche und daher kaum annehmbar, daß dies Phantasiegebilde sich auch zur Wirklichkeit gestalten wird."

„Dann bedauere ich um so mehr, Sie gestört zu haben," fuhr der Major fort. „Was träumten Sie denn?"

„Nun ich träumte," war die Antwort, „von den Einleitungen und Vorbereitungen zu einer großen Schlacht in der Gegend von Metz. Mein Hauptmann hatte mich unter Beigabe einer Schleichpatrouille auf Recognoscirung geschickt. Durch die Anwendung aller mir innewohnenden Kraft, durch unendlich viele Mühe, wie durch List gelang es mir endlich, die Stellung und Stärke des Feindes zu ermitteln. Ich brachte meinem Chef die Meldung, wir trafen auf Grund dieser Ermittelungen unsere Dispositionen, rückten dem Feinde sodann wacker auf den Leib und verdrängten und schlugen ihn aus allen Positionen. Ich ward sodann als

der Held des Tages bezeichnet, mein Haupt ward mit Kränzen umwunden, welche die Soldaten aus Eichenlaub geflochten hatten, und man brachte mir von allen Seiten Huldigungen entgegen. — Nichts für ungut, Herr Major," setzte er noch hinzu, „es war nichts weiter als ein Traum. Es thut mir indeß leid, daß ich ihn so unvorsichtig verrathen habe, denn die Erzählung desselben könnte mich leicht in ein falsches Licht stellen und meinen liebenswürdigen Wirth vielleicht gar zu der Annahme verleiten, als ob ich nach Ruhm und Ehre strebe, welches Vorurtheil ich indeß gerne vermieden haben möchte."

Der Major hatte mit offenem Munde diese Erzählung spannend mit angehört.

„Das träumten Sie wirklich?" fragte er hastig.

„Gewiß," bestätigte der Landwehrmann. „Wer eine rege Phantasie hat und im Uebrigen geistig aufgeweckt ist, der träumt oftmals gar wunderliche Dinge."

„Blitz und Knall!" erwiderte der Major, mit Händen und Füßen gestikulirend, „auf Ehre, bei meinem Bart, ich schwöre Ihnen, dieser Traum wird zutreffen, er wird und muß in Erfüllung gehen."

„Träume kommen aus dem Bauche, sagt ganz richtig Franz Moor in Schillers Räubern," wendete der Landwehrmann ein. „Ich hatte heute einen vorzüglichen Appetit."

„Nein, nein, Träume sind Fingerzeige Gottes, sage ich Ihnen, sie kommen von oben herab und nicht aus dem Bauche," widersprach der Major. „Diesen Traum habe ich deutlich in Ihrem Gesichte gelesen, als Sie schliefen, und vorher schon ausgesprochen, daß Sie zu großen Missionen berufen und auserwählt sind. Sie werden dem Vaterlande einst wichtige Dienste leisten können, wenn Sie dazu verwendet werden, um auf Recognoscirungen auszugehen und Schleichpatrouillen zu unternehmen. Vertrauen Sie dem Scharfblick eines alten, unter dem Spiele der Waffen ergrauten Veteranen; was er sagt, wird sicherlich zutreffen."

„Danke verbindlichst für die vortheilhafte Meinung, welcher ich mich zu erfreuen das hohe Glück habe," bemerkte der Landwehrmann unter einem gratiösen Komplimente.

Der Major hatte durch den Hinzutritt dieses gewichtigen

Zwischenfalls alles Uebrige vergessen, er fühlte sich geschmeichelt, daß sein psychologischer Blick aus den äußeren Umrissen die innere Tiefe des menschlichen Geistes erforscht, und dachte in diesem Augenblicke an Ernst Moritz Arndt, dessen prophetischer Geist ebenfalls den Krieg von 1870 in seiner thatsächlich eingetretenen Gestaltung schon vorher besungen hatte. — Ein jeder Mensch, je nach seinen Verhältnissen, nach seinem Standpunkte, nach seiner socialen Stellung, seiner Lebensweise und geistigen Befähigung, besitzt ja ein gewisses Ahnungsvermögen, warum sollte dem alten Veteranen nicht auch ein solches beschieden sein? — In dieser Auffassung der Sachlage reichte er dem Landwehrmann die Hand und sagte:

„Der Zweck meines Besuches war zuvörderst, mich Ihnen persönlich vorzustellen und dann, Sie gleichzeitig auf heute Abend acht Uhr zum Essen höflichst einzuladen. Ich hoffe, Sie werden mir diese letztere Bitte gewiß nicht abschlagen."

„Wie könnte ich so unhöflich sein?" erwiderte der Landwehrmann mit feinem Lächeln.

Der Major verließ nunmehr das Zimmer und eilte mit ungewöhnlich langen Schritten und mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zu seiner Familie, der Landwehrmann aber lachte nach seiner Entfernung aus vollem Halse und lispelte leise:

„O, dieser Esel! — Habe ich doch seinen ganzen Monolog mit angehört. Die Dummheit der Menschen ist nun aber einmal dazu bestimmt, um durch die Schlauheit ausgebeutet zu werden; daher einem Jeden das Seine — suum cuique!"

4.

Der Professor als Landwehrmann.

Unter fieberhafter Spannung erwartete die Tochter des Hauses die Rückkehr des erzürnten Vaters aus Kuniberts Studirzimmer und machte sich im Stillen darüber Vorwürfe, daß sie die schwatz-

haſte Zunge nicht beſſer im Zaume behalten hatte. Sie fürchtete mit vollem Rechte ein ſehr unangenehmes und ihrerſeits keineswegs beabſichtigtes Rencontre zwiſchen dem ernſten, ſtarrſinnigen Veteranen und dem genialen Landwehrmann. Ihr erſchwertes Herz erleichterte ſich aber zuſehends, als der Major mit freudeſprühenden, funkelnden Augen in den Saal zurückkehrte und wohlgefällig lächelnd zu dem Sohne ſagte:

„Ich habe meine Viſitir-Ronde abgemacht und über alle Erwartung alles in beſter Ordnung gefunden.“

„Das konnte ich mir wohl denken,“ bemerkte Kunibert, „der Landwehrmann wird ſich wohl nur einen unſchuldigen Scherz mit Johann erlaubt haben, welcher möglicherweiſe von dem Letzteren erſt provocirt worden iſt.“

„Pah,“ entgegnete der Major, „dieſen Inſubordinationsfall habe ich gar nicht erörtert, er verlor für mich allen Werth und jede Bedeutung, nachdem ich eine höchſt wichtige Entdeckung gemacht hatte.“

„Eine wichtige Entdeckung?“ wiederholte Kunibert.

„Allerdings, eine höchſt wichtige Entdeckung,“ beſtätigte der Major. „Ich ſage Dir, mein Sohn, Du wirſt ſtaunen, wenn das durch meinen Scharfblick Erforſchte und Ermittelte zur Perfection gelangt. Aber unter Tauſenden und Abertauſenden wäre wahrhaftig kaum Einer befähigt geweſen, mit ſo klarem, ſicherem Blick in dieſe Tiefe zu ſchauen, wie es mir gelang.“

Mutter, Sohn und Tochter ſahen ſich gegenſeitig fragend an. Schmeichelnd, wie ein junges Kätzchen, ſchlich ſich die Letztere zu ihrem Vater, legte das blonde Lockenköpfchen auf deſſen Schulter und ſchlang den weißen Schwanenarm um die anſehnliche Peripherie der Taille.

„Du mußt nicht ſo geheimnißvoll ſein, liebes Papachen,“ ſagte ſie bittend. „Ich intereſſire mich für den drolligen Menſchen, was haſt Du Wichtiges bei ihm entdeckt?“

„Hahaha!“ lachte der Major, „was denkſt Du denn von mir? — Ein alter Soldat läßt ſich durch die Schmeicheleien der Weiber nicht bethören, er verräth die Parole und das Feldgeſchrei ſo leichten Kaufes nicht. Ich werde aber dieſe Entdeckung im Kalender und in meinem Tagebuche notiren und wenn der ge-

eignete Zeitpunkt erschienen sein wird, sollst auch Du es erfahren und darüber staunen.“

„Du bist garstig, Papachen,“ bemerkte Bianka schmollend. Ihr Gesicht erheiterte sich aber wesentlich, als der Major, ohne auf diesen Vorwurf zu achten, fortfuhr:

„Kinder, ich habe den Landwehrmann heute zur Tafel geladen, richtet Euch so ein, daß wir Punkt acht Uhr speisen können und sorgt mir für ein gutes Fläschchen. Doch, à propos, es wird wohl am Besten sein, wenn ich mit Johann persönlich über den Wein verhandele, denn er kennt die Ecken und Winkel im Keller, wo ich die besten Batterien postirt und zur Sicherheit gegen den Feind vor unberufenen Angriffen verborgen habe.“

„Soll ich Johann hierher bestellen?“ fragte Bianka, sichtlich zufriedengestellt.

„Ja wohl, er mag sich zu mir bemühen,“ war die Antwort.

Bianka hüpfte leicht, wie ein junges Reh, zur Thür hinaus und bald darauf meldete sich Johann bei seinem Herrn.

„Stecke ein Licht an!“ befahl dieser, „wir wollen gemeinschaftlich eine Recognoscirung im Keller und seinen verborgenen Laufgräben unternehmen, denn heute Abend müssen wir zu Ehren unserer Einquartierung die vorzüglichste Munition verschießen. — Ich habe den Kameraden zum Abendessen eingeladen.“

Dem Diener schien diese Mittheilung indeß keineswegs zu behagen; er machte vielmehr ein mürrisches Gesicht und entgegnete:

„Zu Befehl, Herr Oberst-Wachtmeister. Wir werden aber wohl eine gute Ladung mitnehmen können, denn dieser verdrehte Zwickel von einem Landwehrmann, dieser verschrobene Kamerad, hat einen unersättlichen Appetit und eine Kehle von solcher Fallkraft, daß ein Mühlrad sich bequem darin bewegen kann.“

„Hahaha!“ lachte der Major, „desto besser. Wer nichts genießen kann, ist ein Schwächling, ist krank und ein Soldat mit einem geflickten, verdorbenen Magen ist wahrhaftig keinen Schuß Pulver werth.“

„Das ist wohl wahr,“ wendete Johann ein, „aber Alles muß doch auch seine Grenzen haben; was zu viel ist, bleibt stets, unter allen Verhältnissen, zu viel. Bei alledem scheint mir der närrische

Bursche aus guter Familie zu sein, denn er hat, wie ich bemerkte, sehr feine Leibwäsche, trägt einen dicken goldenen Siegelring am Finger und eine schwere goldene Uhrkette."

„Aus guter Familie?" wiederholte der Major. „Das wäre das Wenigste, Du wirst einst Zeichen und Wunder an ihm erleben. Merke Dir den heutigen Tag, wie ich dies auch thun werde, und sobald die ersten Siegesnachrichten in den Zeitungen über die französische Grenze hier anlangen, wird Dir ein helles Licht aufgehen. Erst dann wird es Dir klar werden, für wen wir die besten Flaschen jetzt auswittern und auftischen."

„Bei meiner Muskete," entgegnete Johann überrascht, „am Ende ist dieser Unteroffizier gar ein verkappter und verkleideter General, der irgend etwas anderes unter der angelegten Maske im Schilde führt."

„Denke Du darüber, was Dir beliebt," bemerkte der Major mit geheimnißvoller Miene, „die Zukunft wird alles aufklären."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war der Major nebst seinem Diener zu dem beabsichtigten Zwecke die Kellertreppe hinabgestiegen, während die Frau Majorin das Küchendepartement in höchsteigener Person übernahm, Bianka aber sich in ihr Boudoir zurückzog, um sich nicht nur ungestört ihren Gedanken überlassen zu können, sondern auch, um für den heutigen Abend eine möglichst gute Wahl ihrer reichhaltigen Garderobe und Toilette zu ersinnen und in Anwendung zu bringen. Der räthselhafte Landwehrmann hatte nun einmal das Glück, durch seine äußere Erscheinung, mehr aber noch durch seinen Humor und die komische Eigenthümlichkeit seines Thuns und Wesens sich die besondere Gunst der jungen Dame erworben zu haben, welche sich indeß noch wesentlich gesteigert hatte, nachdem auch ihr gestrenger Herr Papa eine so vortheilhafte Entdeckung an ihm gemacht, daß er sogar wider seine Gewohnheit sich herbeiließ, für den heutigen Abend die Rolle eines Kellermeisters zu übernehmen. Unter diesen Umständen hielt Bianka es als geboten, den gefeierten Gast durch die Anlegung ihres besten Putzes und Schmuckes zu ehren. Aber auch der Landwehrmann hatte in der Zwischenzeit keineswegs unterlassen, sich angemessen vorzubereiten. Auch er hatte seinen Tornister aufgeschnallt und aus demselben eine Uniform vom

feinsten Tuche hervorgeholt. Auch er hatte sich gehörig frisirt und sich mit einem Worte so schmuck gemacht, als es die beschränkte Lage, in welcher er sich zur Zeit befand, nur irgend gestattete.

Endlich war unter diesen vielseitigen Vorbereitungen die achte Abendstunde herangenaht. Zur Feier des Versöhnungsfestes, welches durch den Zutritt des eingeladenen Gastes noch mehr an Bedeutung gewann, erglänzten die hellen Kerzen auch heute wieder in demjenigen Saale, in welchem der alte Veteran in vorhergehender Nacht so mißmuthig und unter so getäuschten Hoffnungen das Bivouac beendet hatte. Johann in seiner Gala-Livrée putzte und wischte mit einem weißen Tuche noch jedes Stäubchen ab, welches der helle Kerzenschein verrätherisch bloßstellte, während das übrige Dienstpersonal mit dem Herbeitragen der gefüllten Weinflaschen in Körben, sowie der anderweit erforderlichen Gegenstände beschäftigt war. Der Major hatte einen schwarzen Frack angezogen, an welchem die Trophäen seiner glorreichen Dienstzeit sich herausfordernd brüsteten. Das eiserne Kreuz zweiter Klasse, die Kriegsdenkmünze für Kombattanten, das goldene Dienstkreuz, sowie der rothe Adler-Orden vierter Klasse und die russischen St. Georgen- und Wladimir-Orden funkelten im hellen Kerzenschimmer und der Reflex der sich brechenden Strahlen schien das Herz des alten Veteranen mit innerer Genugthuung zu erwärmen. Die Frau Majorin schien dagegen weniger Werth auf die äußere Umhüllung zu legen, oder aber keine Veranlassung anzuerkennen, welche eine bessere äußere Ausstattung bedingt. Sie trug ein einfaches schwarzes Seidenkleid und ihr noch schönes Haar bedeckte ein schlichtes, nur mit wenigen dunkelfarbigen Kindern Flora's geschmücktes Häubchen; nur die erfolgte Anlegung eines kostbaren Brillantschmuckes deutete bei jener Dame auf das Außergewöhnliche hin. Der junge Baron hatte seine Militär-Uniform angelegt und nur Bianka war in der besondern Wahl der Kleider ihrem Vater gefolgt. Sie trug ein schweres hellblaues Atlaskleid und die reiche Fülle ihres blonden Haares fiel in ungekünstelten Locken auf den weißen Alabaster-Nacken hernieder. Das vorhandene Ebenmaß in allen Theilen des Gesichtes gewann wesentlich dadurch an Ausdruck und Anziehungskraft, daß eine von Gesundheit und Kraft zeugende und hervortretende Frische das Auge bezauberte,

ja fast blendete. Die schlanke Taille der hohen Figur umschloß ein breiter Gürtel von weißem Atlas, während das zarte Füßchen in feinen Schuhen von gleicher Farbe und demselben Stoff eingehüllt war. Wie kostbare, aus der Muschel des Meeresgrundes entlehnte Perlen blickten zwei Reihen blendend weißer Zähne unter den rosigen Lippen hervor, wenn die Schöne den kleinen Mund öffnete. Sie war schön, in der That bezaubernd schön zu nennen, und in dem hellen Kerzenflimmer wie unter der mit aromatischen Düften geschwängerten Atmosphäre glich sie mehr einer aus dem Göttersitze des Olymps herniedergestiegenen Göttin, als einem irdischen Wesen. Der glückliche Vater strich sich, in ihre Anschauung vertieft, wohlgefällig den grauen Schnurrbart, die Mutter strich noch diese und jene Falte der Robe glatt, zupfte noch an dieser und jener Falte; der Bruder aber konnte nicht unterlassen, sie zu foppen und zu hänseln und unter spöttischen verblümten Anspielungen ihr Glück auf die Eroberung des erwarteten hohen Gastes zu wünschen. Endlich war alles Nebensächliche aus dem Wege geräumt, der Hausherr vertheilte die Plätze und die Familienglieder nahmen dieselben ein. Natürlich war der Ehrenplatz dem Landwehrmanne vorbehalten und unmittelbar an seiner Seite mußte Bianka sitzen. Die Mutter lächelte und dachte in ihrem Sinn, eine solche Ehre dürfte wohl selten einem Soldaten in seinem Quartiere wieder zu Theil werden, und neugierig hatten sich die Augen der Dame der Eingangsthür zugewendet, welche den jungen Kriegsgott ihnen zuführen sollte. Da ließen sich leise Tritte vernehmen und der Landwehrmann öffnete die Thür. Er war keineswegs durch den Glanz und den Reichthum betroffen und geblendet, welcher sich seinem Auge entfaltete. Es schien fast, als sei er es gewöhnt, in solchen Kreisen und an solchen Orten sich zu bewegen, denn mit feinem Takt und Anstande machte er beim Erheben der Gesellschaft seine Kratzfüße und der Major begann ihn zunächst in seiner eigenthümlichen derben Art und Weise vorzustellen.

„Sie sind ein pünktlicher Mann," sagte er, die schwere goldene Repetiruhr aus der Tasche hervorziehend, „das macht Ihnen alle Ehre, es ist jetzt Punkt acht Uhr. Wenn Sie immer so pünktlich zum Appell und zum Exerziren erscheinen, werden Sie

niemals in die Lage kommen, von Ihren Vorgesetzten eine Rüge zu erhalten."

„Ich bin an Ordnung und Pünktlichkeit von früher Jugend an gewöhnt," entgegnete der Landwehrmann mit sonorer Stimme. „Es ist dies ein dankenswerthes, mir eigenthümlich übertragenes Erbtheil meiner Eltern."

„Prächtig! prächtig!" bemerkte der Major, „es wird Ihnen vielen Nutzen bringen, wenn Sie jenes Erbtheil zu erhalten suchen. Vor allen Dingen werden Sie mir aber wohl gestatten, daß ich Sie meiner Familie vorstelle."

Er ergriff hierauf den jungen Mann am Arme und sagte leutselig:

„Kinder, hier stelle ich Euch unsern Gast, den Herrn Unteroffizier — Blitz und Knall," unterbrach er sich indeß selbst in der weiteren Ausführung, „ich verschieße in drei Teufels Namen schon das Pulver, ehe ich es noch in der Ladung habe. Ich kenne ja Ihren Namen noch gar nicht."

„Mein Name — mein Name —" entgegnete der Landwehrmann etwas verlegen, „ist Oskar v. Wangenheim."

„Aha," stöhnte der Major, indem er in dem begonnenen Akte fortfuhr, „also, Kinder, ich stelle Euch den Herrn Unteroffizier Oskar v. Wangenheim vor. — Das dürfte aber wohl noch nicht ausreichen, die Neugierde, insbesondere aber die der Damen zu befriedigen. Ihr Gewerbe — Wohnort — Religion — Alter — verheirathet oder ledig — Größe und besondere Kennzeichen."

„Sind alles überflüssige Sachen," rief der junge Herr v. Brandenstein, sich pfeilschnell dem Landwehrmann nähernd und ihn umarmend.

Der Major trat überrascht einige Schritte zurück, während sich das Antlitz Bianka's mit purpurrother Farbe überzog, das der Mutter aber blaß ward.

„Bomben und Granaten!" rief der Major, „das hat eingeschlagen. Wo brennt's? — Grenadiere vor! — Hahaha! das konnte ich mir denken — alte Freunde, alte Bekannte. — Es stand ja schon auf dem Zettel, nur etwas undeutlich, viel Latein, das wohl die Pfaffen, nicht aber die alten Soldaten verstehen."

Nach diesem Herzensausgusse trennte er unbarmherzig die Umschlingung der beiden Freunde und sagte zu seinem Sohne:

„Nun, Junge, kannst Du mich ablösen. Ich trete meine Rolle Dir ab, Du kennst unsere Einquartierung besser als ich, da mir der Feldwebel das Signalement von ihr noch nicht zugestellt hat.“

Kunibert drückte seinem Freunde noch einen herzhaften Kuß auf die Lippen und sagte mit freudestrahlendem Gesichte:

Herr Professor Doktor von Wangenheim aus Berlin. Wir waren einstmals sehr vertraute Schulfreunde, obwohl wir in verschiedenen Klassen saßen und unser gegenseitiges freundschaftliches Verhältniß hat sich um nichts geändert, nachdem das Geschick es so wunderbar fügte, daß ich sogar sein Schüler ward. Ist es nicht so, lieber Oskar? —

Der Herr Professor bestätigte in wenigen aber vielsagenden, herzlichen Worten die Angaben seines Freundes, und es war in der That fast komisch mit anzusehen, welche kindische Freude die gesammte Familie über dieses so eigenthümliche als glückliche Zusammentreffen an den Tag legte. Der alte Major war wider seine Gewohnheit am heutigen Abende ganz außer dem Häuschen. Er erzählte lustige Soldaten-Geschichten, die er selbst in seiner Jugend, besonders aber in Frankreich erlebt haben wollte, und log dabei auf eine so handgreifliche Weise, daß selbst die Balken an der Decke in's Schwanken geriethen; die beiden jungen Krieger unterstützten ihn bei dieser Aufschneiderei mit weiteren Kommentaren und nachdem Bacchus mit schelmischer Hand schon über ein Dutzend der mit edlem Rebensafte gefüllten Flaschen entkorkt und der Gott des Weines die Rosenlaune bis zur höchsten Potenz entfaltet hatte, da gab es auf Gottes weiter Welt wohl kaum noch ein Oertchen, wo unter dem Drucke der Kriegeslast ein solches Wohlbefinden vorhanden war. Der trüben Zukunft ward nicht mehr gedacht, vielmehr nur der Augenblick der Gegenwart erhascht und festgehalten, welcher in reicher Fülle Freude und Glück konzentrirte. Man scherzte und lachte und nachdem Kunibert sich an das Klavier setzte und die Saiten einen einladenden Walzer anschlugen, da tanzte der alte Veteran sogar am Arme seiner Gattin und der Professor drehte sich mit der schönen Bianka im Kreise herum.

Alles war voller Lust und Freude und selbst der alte grisgrämige Johann hatte eine Flasche nach der andern heimlich bei Seite geschleppt und in der Küche mit dem gesammten Küchenpersonal Brüderschaft, sich zugleich aber auch dabei einen gewaltigen Haarbeutel angetrunken.

Wiederum kündete der Nachtwächter die vierte Morgenstunde an, als der Ort des Bivouacs zum zweiten Male, aber diesmal mit vielen leicht und schwer Blessirten, verlassen ward. Da aber gegenwärtig zufällig keine Brandenburger Soldaten unter Absingung des Liedes: „Die Wacht am Rhein" vorbeimarschirten, so wurden die Zelte ohne Weiteres abgebrochen, um in der Ruhe Stärkung zu neuen Unternehmungen zu erlangen.

5.

Nach Paris oder der Wehrmann und sein Liebchen.

Erfahrungsmäßig rollen die guten und frohen Tage den Sterblichen auf dem nimmer ruhenden und rastenden Rade der Zeit erheblich schneller und unbewußter dahin, als dies rücksichtlich der bösen Stunden der Fall ist. — So war es auch hier. Das ehedem so stille, zugeschlossene und eintönige Haus des Majors von Brandenstein hatte seit der erfolgten Ankunft des Sohnes und seines Freundes, des Professors von Wangenheim, sich wesentlich verändert. An die Stelle der ermüdenden Gleichförmigkeit war die Freude und der Frohsinn, die Lust und das Vergnügen als heilende Abwechselung getreten. Ein Fest und eine Lustbarkeit folgte ununterbrochen der anderen, den Glanzpunkt aller dieser frohen Stunden aber bildete der Landwehrmann, welcher mit unversiegbarem Humor bemüht war, die mitunter eingetretenen

Lücken auszufüllen und die oft durch das Uebermaß erlahmten Geister zu neuem Schwunge zu erheben. Dies dauernde Zusammenleben, die constante Harmonie mußte naturgemäß die unausbleiblichen Folgen und Wirkungen zurücklassen. Der alte Veteran und seine Gemahlin vergötterten fast den liebenswürdigen, geistreichen, ihnen an Stand und Geburt ebenbürtigen Landwehrmann, Kunibert schmiegte sich immer und immer fester an ihn und selbst der grisgrämige Johann konnte der Lobeserhebungen nicht genug für ihn spenden. Ist es unter solchen Umständen etwa ein Wunder, wenn auch die Tochter des Hauses sich zu ihm hingezogen fühlte? — Erscheint es nicht vielmehr ganz natürlich, daß die im Kreise der stillen Häuslichkeit erzogene und bis zu dem Stadium des Selbstbewußtseins emporgewachsene Jungfrau ihn mit ganz anderen Augen, als ihre von seiner Liebenswürdigkeit eingenommenen Angehörigen betrachtete? — Es konnte in der That nicht anders kommen, Bianka von Brandenstein liebte den frischen, lebensfrohen Menschen, schon das erste Zusammentreffen, der erste Eindruck war für sie entscheidend geworden. Sie liebte, sie verehrte ihn, der tückische Amor hatte mit dem Pfeile der Liebe nach ihrem bisher noch sorglos gewesenen unbewachten Herzen gezielt und dasselbe unbarmherzig verwundet. Sie fühlte sich wohl und beglückt in seiner Nähe, sie war bekümmert, wenn er von ihr schied. Ihr Auge hing verklärt und mit Wohlgefallen an seinen schönen männlichen Gesichtszügen und begeistert lauschte ihr Ohr, wenn die hellklingende, liebliche Stimme des jungen Professors in geistiger Fülle sich entfaltete. Mit Zittern und Zagen gedachte sie der nahenden Trennungsstunde und ach, des Abschiedes vielleicht auf immerdar. — Das zuckende, racheburstige Schwert des Feindes fragt nicht nach der Liebe, mit unbarmherziger Hand trennt es das Herz vom Herzen und die feindliche Kugel trachtet unabhängig und parteilos nur nach Tod und Verderben. —

Aber auch abgesehen hiervon, beschwerte und belastete noch ein zweiter, nicht minder gewichtiger Punkt das arme Herz des liebenden Mädchens. Wer bürgte dafür, daß die heißen Gefühle, welche in ihrer Brust wühlten, von dem Gegenstande ihrer Liebe eine gleichmäßige Erwiederung fanden? — Zwar konnte es nicht in Abrede gestellt werden, daß der liebenswürdige Gast mit der

größten Zuvorkommenheit sie behandelte, daß er häufig Gelegenheit suchte, sich ihr zu nahen, daß er ihr viele verbindliche Worte zugeflüstert hatte, daß sein großes dunkles Auge oft schwärmerisch und in stille Betrachtung versunken, sich an ihrer Verlegenheit weidete, welche als Verrätherin ihrer Gefühle oft unvermeidlich an die Oberfläche trat; aber alles dies lieferte doch noch immerhin nicht den Beweis, nicht die volle Sicherheit, daß Oskar von Wangenheim in ihrem Herzen deutlich gelesen hatte, ob gleiche Gefühle, gleiche Wünsche, gleiche Empfindungen ihn beseelten. — Wenn der mildernde und einschläfernde Rausch der Lustbarkeiten des Tages verflogen war und Bianka sich allein und abgeschlossen in ihrem stillen Kämmerlein befand, dann erst fühlte sie mit überwiegender Schwere den herben Druck, der auf ihrem jungfräulichen Busen lastete, dann erst schlich lindernd eine Thräne über die langen, seidenen Augenwimpern und die bebenden Lippen flüsterten leise:

„Mein Gott und Vater, wohin soll dies führen?" —

Unter Lust und Schmerz zugleich waren acht Tage, acht volle Tage verflossen, seitdem die Ränke Amors den jungen Kriegesgott über die Schwelle des elterlichen Hauses geschoben hatte, da ertönte in den Straßen der laute Ruf des Tambours und des Hornisten, um die Söhne des Vaterlandes auf den blutigen Kampfplatz zu führen. Die Soldaten eilten zu dem bestimmten Rendezvous, zu ihren Fahnen, und in begeisterter Opferwilligkeit für die Gerechtigkeit und Heiligkeit der zu verfechtenden Sache erschallte der laute Ruf von Mund zu Munde:

Nach Paris! — Nach Paris! — Auf, nach Paris! —

Auch der Vice-Feldwebel von Brandenstein schnallte seinen Degen um die Hüfte und der Unteroffizier von Wangenheim warf den Tornister und das Gewehr auf die Schultern, um diesem Rufe zu folgen.

„Kinder," rief ihnen der Major mit bewegtem Herzen zu: „Das Vaterland ist in Gefahr, daher auf, nach Paris!" —

„Nach Paris, nach Paris," hallte das Echo leise wieder und hauchte diesen Schreckensruf in dem wunden Herzen Bianka's aus. Die Mutter verabschiedete sich unter heißen Jammerthränen von

dem einzigen geliebten Sohne, der Vater aber drückte ihm ernst und feierlich den Kuß mit den Worten auf die offene Stirn:

„Siegen oder Sterben!“ —

Die zärtliche Schwester umklammerte den Hals des scheidenden Bruders und schluchzte:

„Gott schütze Dich, mein guter Kunibert, laß uns nicht so lange in trüber Ungewißheit über Dein Schicksal, schreibe uns recht bald, und sollte es ja von der Vorsehung beschieden sein, daß die feindlichen Geschosse sich an Deinem edlen Blute sättigen müssen, sollte es Dir beschieden sein, auf dem Schlachtfelde verwundet oder erkrankt zurückzubleiben, so sei Dein erster Gedanke Deine Schwester. Sie wird die Erste sein, welche Dir zu Hülfe eilen, Dich im fernen Auslande aufsuchen und mit aller Liebe bis zum letzten Athemzuge an Deiner Seite verbleiben wird. — Gott behüte Dich, mein lieber, guter Kunibert, lebe wohl auf ein glückliches, frohes Wiedersehn!“ —

Der junge Krieger wandte sich standhaft aus den Armen der elterlichen und schwesterlichen Liebe, um dem verhängnißvollen Ziele zuzuschreiten, während Johann es sich nicht nehmen ließ, seinen Liebling mit der ausmarschirenden Truppe der Brandenburger noch zwei Stunden Weges zu begleiten. Als er bekümmerten Herzens zurückkehrte, war der Tempel der Freude in einen Tempel der Trauer verwandelt. Ein düsterer, unheimlicher Geist schritt durch das leere Haus und breitete seine Fittige über die darin zurückgebliebenen Bewohner aus. Auch der Landwehrmann, welcher mit seinem Eintritte die Göttin des Frohsinns eingeführt, hatte inzwischen sein Quartier verlassen. Der Abschied von seinen so gastfreien Quartiergebern war freilich wohl anderer Art, als der des Sohnes, aber immerhin bemerkenswerth und charakteristisch genug, um ihn der Nachwelt zu überliefern. —

Den Augen der Frau Majorin entrieselte zwar nicht ein so reicher Quell von Thränen, wie dies beim Abschiede ihres einzigen Sohnes der Fall war, aber dessenungeachtet prägte sich doch in ihrem Gesichtsausdrucke das Gefühl der ungeheuchelten Theilnahme deutlich und unverkennbar aus. Sie sprach nur wenige, aber tröstende und wohlgemeinte Worte, mit denen sie die Bitte verband, daß der Herr Professor auch im gewünschten Siegeslaufe ihrer und ihrer

Familie in der Ferne gedenken und nicht unterlassen möge, von seinem Befinden recht bald und recht oft erfreuliche Nachricht zugehen zu lassen. Der Professor sagte bewegt zu. Als nun aber die Reihe der Verabschiedung an den alten Major kam, entfaltete sich eine so herzliche Scene, wie man sie den vorliegenden Umständen nach kaum erwarten konnte, denn er drückte den jungen Krieger an seine Brust und sagte feierlich:

„Gott begleite Sie mit Ihrer Waffe. — Verlassen Sie die Fahne nicht, die auf blutigem Saatfelde über die Leichenhaufen unserer Brüder trauernd wehen wird. — Gedenken Sie Ihres Traumes wie der weissagenden Stimme Ihres väterlichen Freundes, und wenn dann das sieggekrönte Heer unter dem Geläute der Glocken, mit Kränzen geschmückt, von dem Jubel des dankbaren Volkes begrüßt, unter Triumphbogen in die liebe Heimath aus der wälschen Ferne wiederkehren wird, soll meine Tochter Ihnen den Lorbeer um die Heldenstirn winden. — Der Lenker der Schlachten beschirme Sie und das liebe Vaterland."

„Der Gerechtigkeit gebührt der Sieg und dem Verdienste die Krone," entgegnete ausweichend der junge Krieger, in der Absicht, sich der fast zitternden Tochter des Hauses zuzuwenden.

Der Major trat einige Schritte vor und stellte sich zwischen Beide.

„Dann aber," setzte er noch mit bewegter Stimme hinzu, „wenn die schwere, körnerreiche Ernte in Garben gebunden ist, dann wachet und betet, dann behütet die blutig errungenen Saaten vor Federfuchsern und Diplomaten!"

„Ja, ja,

Behütet die blutig errungenen Saaten
Vor Federfuchsern und Diplomaten,"

wiederholte der Landwehrmann nachdenkend. —

Der Major trat bei Seite und der Professor ergriff die zitternde Hand Bianka's.

„Leben Sie wohl, mein gutes Fräulein," sagte er, einen heißen Kuß auf ihre Rechte drückend „und gedenken Sie meiner in den Stunden der blutigen Entscheidung. — Adieu, auf frohes Wiedersehen."

Schnell reichte er noch einmal dem freundlichen Hauswirth und seiner Gemahlin die Rechte, nahm das Gewehr in den Arm und stürzte auf die Straße, um die schon versäumte Zeit einzuholen und möglichst rasch den bestimmten Sammelplatz zu erreichen. Lange, lange sahen die alten Leute aus dem geöffneten Fenster ihm nach, bis er endlich um die Ecke der Straße bog und sich ihrem Gesichtskreise entzog. — Bianka hatte sich fast ohnmächtig in einen Sessel niedergelassen. Die Farbe ihres Gesichtes war von der Röthe der Rose zu dem Weiß der Lilie übergegangen. — Hoch senkte und hob sich der Busen, wie die tobende Welle im stürmischen Ocean. Sie hatte ja dem Scheidenden — vielleicht dem für alle Ewigkeit Scheidenden — nicht einmal das letzte Lebewohl zugerufen. — Ein böser Dämon hatte dies verhindert, er hatte mit eisernen Klammern ihre Zunge in Banden gelegt, ihr den Mund gewaltsam verschlossen. Die herzlichen Worte, welche sie dem Freunde als schützenden Talisman in den Gefahren des Kriegsgetümmels mit auf den schlüpfrigen, ruhmreichen Pfad zu geben gedachte und welche sie im stillen Kämmerlein in nächtlicher Stunde so sinnreich zusammengesetzt hatte, waren ihr in der zugeschnürten Kehle sitzen geblieben. Das war herzzerreißend, war entsetzlich, aber niemals strafen die Götter den Bekümmerten zu hart, in die blutende Wunde träufeln sie ihm vielmehr mitleidsvoll stets den Balsam der Heilung. —

In der zitternden Hand hielt die Unglückliche ein dünnes Blättchen Papier krampfhaft umschlossen, welches der scheidende Landwehrmann, als er ihre Rechte zum Abschiedskusse an seinen Mund heranzog, ihr mit gewandter Vorsicht hineingelegt hatte. Was mochte dieser Papierstreifen wohl enthalten? — Hatte der frivole Humorist sich vielleicht einen Scherz erlaubt, oder aber war sein Scharfblick bis in die Tiefe ihres Herzens gedrungen? — Enthielt dieser Zettel eine Tröstung, eine Absagung, ein Geständniß der Gegenliebe oder aber eine Verspottung ihrer heiligsten Gefühle? — Sie wußte es nicht. — Noch quälten und peinigten diese Zweifel das verwaiste Herz, als Vater und Mutter zugleich die Köpfe aus dem offenen Fenster herauszogen und der Erstere fast bekümmert sagte:

„Bomben und Granaten! Ist es mir doch heute grade so zu

Muthe, als hätten mich zwei Söhne auf einmal verlassen. Zwei gute brave Söhne, die mir Ehre machen werden."

„Ach ja, lieber Hans," bemerkte die Gattin, „sie sind Beide gleich brav und gleich gut. Kunibert ist sehr wählerisch in seinem Umgange und würde sich gewiß den Herrn Professor nicht zu seinem Freunde auserwählt haben, wenn er seiner nicht würdig wäre. — Ich muß es offen gestehen, daß ich den jungen freundlichen Mann in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft recht lieb gewonnen habe."

„Ich gewiß auch," bestätigte der Major, „aber Gott weiß, ob wir sie Beide jemals wiedersehen werden. Je nun, die Freiheit will mit theuren Opfern erkauft sein und ein Jeder muß seine Haut zu Markte tragen, der es ehrlich mit dem Könige und Vaterlande meint."

Bianka zuckte zusammen.

„Blitz und Knall, Mädel," bemerkte der Major sie scharf musternd, „was ist mit Dir vorgegangen? — Du schmollst und sitzest brütend in Deinem Winkel, wie die Grille, die im Winterschlafe hungernd ruht. — Ja, ja, ich merke schon, auch in Deinen Adern kocht Soldatenblut und Du grämst Dich darüber, daß die bunten Uniformen, die unser stilles Haus in letzter Woche alarmirt haben, Dir untreu geworden sind."

„Ich kann nicht leugnen," erwiderte Bianka, sich nach Möglichkeit bemeisternd und ihren Gram äußerlich unterdrückend, „daß ich mich recht sehr um den guten Bruder gräme. Es muß schrecklich, ganz entsetzlich im Kugelregen, umgeben von Leichenhaufen und abgetrennten menschlichen Gliedern, sein."

„Pah! das ist im Gegentheil eine Lust, ein Hochgenuß, aber nichts Erschreckliches, mein Kind," wendete der Major ein. „Die Weiber können dies jedoch freilich nicht begreifen. Wenn Du aber jetzt schon Deine Klagelieder singst, was soll dann später werden?"

Nach dieser Erklärung verließ er das Zimmer. Auch Bianka benutzte die sich ihr dargebotene günstige Gelegenheit und schlich sich nach ihrem Kämmerlein, um ungestört den verhängnißvollen Inhalt des erhaltenen Zettels entziffern zu können. — Ihr Gesicht glühte und ein heißer Athem entströmte ihrem Munde

als sie die krampfhaft zusammengepreßte Hand öffnete und den zerknitterten Zettel entfaltete. Stockend und öfters einhaltend las sie:

„Mein angebetetes Fräulein!

Wunderbar sind die Fügungen des gütigen Himmels. Wunderbar leitete mein Glücksstern noch vor dem heiligen Kampfe mich in dies Haus. Ich lernte Sie dort kennen, ehren und lieben und mein Herz betrügt mich nicht, wenn es mir mit voller Zuversicht zuflüsterte: Du hast Gegenliebe gefunden! — Im Getümmel der Schlachten wird Ihr bezauberndes Bildniß mich als Ideal umschweben, es wird mir Muth und Ausdauer im Kampfe verleihen; möchte es mir aber vergönnt sein, nach beendetem blutigen Waffenspiele die liebe Heimath wieder begrüßen zu dürfen, so wird Ihr Herz und Ihre Hand mich reichlich für die dem theuren Vaterlande gebrachten Opfer entschädigen. Leben Sie für mich und vertrauen Sie auf den Himmel, wie auf

Ihren
Sie innig liebenden
Oskar von Wangenheim."

Bianka zitterte und bebte am ganzen Körper, nachdem sie diese Zeilen gelesen hatte. Sie stürzte sich zerknirscht auf die Knie, hob die gefalteten Hände inbrünstig zum hohen Himmel empor und stöhnte aus tiefer Brust:

„Mein Gott, Du hast mir ihn wunderbar zugeführt und gegeben, Du wirst mir ihn auch wunderbar erhalten. — Dein Wille geschehe!"

6.

Die Schlacht von Saarbrücken.

Die wenigen frohen und vergnügten Tage waren auf den Fittigen der Zeit im Hause des Majors v. Brandenstein dahingeflogen und hatten leider einen trüben Rückschlag hinterlassen. Der alte Veteran war weit ernster und zurückhaltender als ehedem geworden, er sprach nur wenig und höchst selten, er brütete vielmehr abgeschlossen und allein in seiner Stube über dicken Stößen von Zeitungen aller Farben und Gattungen, bezeichnete gewisse Punkte auf der großen Generalstabskarte, welche die eine Wand seines Zimmers bedeckte, indem er in jene Stellen eine Stecknadel eindrückte, und qualmte im Uebrigen seine Meerschaumpfeife wie ein Türke. — Niemand durfte ihn stören und nur bei der Mittags- und Abendmahlzeit erschien er im Kreise seiner Familie. Aber auch während dieses kurzen Beisammenseins war er höchst wortkarg und Niemand durfte es wagen, ein Wörtchen über den Krieg oder gar über den abwesenden Sohn oder den Professor, noch sonst über militärische Zustände und Einrichtungen zu sprechen. Er hatte dies ein- für allemal mit Entschiedenheit verboten. — Desto mehr näherten sich die Frauen und theilten sich gegenseitig ihre Ansichten, ihre Empfindungen, ihre Wünsche und Hoffnungen, nicht minder aber auch ihre Befürchtungen mit.

Indeß ging die liebe Sonne auf und unter, es begrub in häuslicher Einförmigkeit ein Tag den andern. Die Zeitungen verkündeten große patriotische Opfer vieler Privatpersonen, welche sie für die Wittwen und Waisen der auf dem Felde der Ehre gefallenen Ernährer auf den Altar des Vaterlandes niederlegten; erhebliche und oft ansehnliche Preise wurden andererseits für diejenigen Soldaten ausgesetzt, welche den ersten französischen Adler, die erste feindliche Kanone, den ersten Turco und Zuaven erobern oder aber lebendig einfangen würden, sowie für denjenigen, wel-

cher den ersten Franzosen erschießen würde, und schon hatte in der That der Krieg mit einzelnen kleinen Scharmützeln bei Saarbrücken am 24. Juli seinen Anfang genommen, schon hatte am 20. Juli der Gefreite Kraus, von der 6. Kompagnie des Hohenzollernschen Füsilier-Regiments Nr. 40, welcher in der Gegend von Saarbrücken auf Vorposten stand, den ersten Franzosen in der feindlichen Vorpostenlinie in einer Entfernung von dreihundert Schritt erschossen, aber immer noch hoffte die Familie v. Brandenstein vergeblich auf Nachricht von dem Sohne, vergeblich Bianka auf die Erfüllung der Zusage ihres Geliebten. Eine entsetzliche Angst beklemmte die Herzen der Frauen, welche um so drückender lastete, als sie ihre Empfindungen und Befürchtungen dem gestrengen und immer mehr unzugänglicheren Veteranen nicht klagen durften. Da erschütterte eine untröstliche Kunde das deutsche, zumeist aber das preußische Volk. Der Feind war über die preußische Grenze gedrungen, er hatte auf preußischem, auf deutschem Gebiete Fuß gefaßt. — Er hatte ein heißes Verlangen verspürt, das einträgliche, unersetzliche Kohlenbecken von Saarbrücken sich zu eigen zu machen, und es war ihm die Erfüllung jenes Wunsches auch thatsächlich gelungen. Das war zu viel für den alten Veteranen, das konnte er nicht verdauen. Der verhaßte Feind schon beim Beginne des Krieges auf deutscher Erde, auf preußischem Boden, wohin sollte dies führen, wie sollte ein altes patriotisches Veteranenherz diesen Schimpf, diese Schande ertragen? — Wie wahnsinnig stürzte er aus einem Zimmer in das andere, er aß, trank und schlief nicht mehr, er verwünschte sein Alter und die mit diesem unzertrennliche Gebrechlichkeit und sagte zornig:

„Die verdammten Jungen, sie thun doch nicht ihre Schuldigkeit; wenn ich dabei gewesen wäre, in drei Teufels Namen, eine ganze französische Division hätte ich mir für meine Person gekauft. In den jungen Leuten steckt aber weder Kraft noch Saft, weder Courage noch Vaterlandsliebe."

Noch war der alte Bursche in diesem Raisonnement begriffen, während ihm in seiner übergroßen Aufregung der Schweiß von der Stirn perlte, als Johann mit freudestrahlendem Gesichte zum Zimmer hereintrat. Er warf dem Diener einen zornigen Blick zu und sagte barsch:

„Ist denn nun der Teufel auch in Deine Seele gefahren? — Das Vaterland weint und Du erdreistest Dich zu lachen? — Ich kann, darf und will dies freundliche Gesicht nicht sehen, so lange nur noch eine einzige rothe Hose innerhalb unserer Grenzen verweilt und den deutschen Boden wie die deutsche Ehre beschimpft. Hast Du mich verstanden, Johann?"

„Hahaha!" lachte der Diener, „der Spieß hat sich umgedreht."

„Was? — Was sagst Du?" rief der Major in wilder Freude. „Woher weißt Du das?"

„Das weiß ich und das sage ich, Herr Oberst-Wachtmeister," antwortete Johann mit freudiger Geberde, indem er zugleich die Zeitung aus der tiefen Tasche seiner kurzen Jacke hervorholte und diese auf den Tisch legte.

Hastig griff der Major nach dem Blatte und las. Er las und las das schon zwei und dreimal Gelesene immer wieder von Neuem. Endlich legte er das Blatt bei Seite. Eine Thräne rieselte ihm über die gefurchte Wange. Als er die Augen getrocknet hatte, schritt er zu seiner Landkarte und veränderte den Standpunkt der Stecknadeln, welchen diese zuvor innegehabt.

„Nein, nein," sagte er gerührt, „unsere Jungen sind doch brav, sind gut, Blitz und Knall! sie haben sich tapfer gehalten, gekämpft wie die Bären!"

Hastig griff er nach dem Schellenzuge, und als sein Diener, diesem Rufe folgend, in das Zimmer trat, befahl er:

„Johann, einige Flaschen von dem Versiegelten, rechts im Keller. Verstanden? — Sage der gnädigen Frau und meiner Tochter, daß sie rasch sich hierher bemühen mögen."

„Zu Befehl, Herr Oberst-Wachtmeister," erwiderte der Diener schmunzelnd, und bald darauf wurden die verlangten Flaschen auf den Tisch gestellt, während auch die Damen sich einfanden. Der Major dampfte und qualmte aus seiner Meerschaumpfeife dergestalt, daß das nicht allzugroße Zimmer fast einer Schornsteinesse glich. Das war indeß den Damen nichts Neues, die undurchsichtigen Tabackswolken zeigten ihnen vielmehr den Barometerstand deutlich an, welcher eingetreten, wenn besondere Aufregung und Leidenschaftlichkeit sich seiner bemächtigt hatte.

„Kinder," sagte er, die Gläser füllend, „große, wichtige Ereignisse haben die Welt in Erstaunen gesetzt. Unsere Waffenehre, unser Ruhm, ist gerettet. Wir haben heute einen Freudentag und wir wollen den ersten Sieg unserer braven Truppen durch den hellen Klang unserer Gläser begrüßen. Stoßt mit mir an, Kinder!"

Den Damen schien diese Kunde durch die schwatzhafte Zunge Johanns indeß schon früher bekannt geworden zu sein, denn sie nahmen diese salbungsvolle Introduction ziemlich gleichgültig auf. Indeß waren sie doch klug genug, nichts zu verrathen, und nachdem jenem dictatorischen Befehle Folge geleistet worden, fragte Bianka schmeichelnd:

„Liebes Papachen, willst Du uns nicht näheren Aufschluß geben? — Du weißt doch, daß wir uns auch für diese heilige Streitsache sehr interessiren."

„Gewiß, Kinder," gab der Major zur Antwort, „wir haben die Franzosen wieder aus dem Lande gejagt."

„Waren sie denn überhaupt schon in unserem Lande?" fragte Bianka.

„Das weißt Du nicht?" bemerkte der Major stutzig. „Bomben und Granaten! Die verdammten Schufte hatten uns ja schon Saarbrücken geraubt."

„Wie ist das möglich?" rief Bianka, anscheinend erstaunt die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

„O ja, mein Kind," entgegnete der Major ruhiger, „wie die Sache lag, war es nicht nur möglich, sondern es mußte sogar so und nicht anders kommen."

„Ich bin doch in der That neugierig," bemerkte die Majorin.

„Nun, so paßt hübsch auf," sagte der Veteran mit gewichtiger Miene, indem er zugleich einen bedeutungsvollen Blick auf die Landkarte warf:

„Am Vormittag des 6. August stand nämlich das 7. Armee-Corps mit seiner Avantgarde bei Herchenbach, ein und eine Viertel Meile nordwestlich von Saarbrücken. Vorposten standen an der Saar. Der Feind hatte in der Nacht zum 6. die Stellung am Exerzirplatz vor Saarbrücken geräumt."

„Also schon auf dem Saarbrücker Exerzirplatze stand der Feind?“ bemerkte Bianka, indem sie den Vater fragend ansah.

„Gewiß, mein Kind,“ fuhr der letztere fort. „Die Kavallerie-Division Rheinbaben passirte am 6. August gegen 12 Uhr Mittags die Stadt. Zwei Eskadrons bildeten die Avantgarde. Diese erhielten Feuer von den Höhen bei Spicheren, sobald sie über dem Kamm, auf welchem der Exerzirplatz liegt, sichtbar wurden. Von diesem Kamme aus hat man in der Richtung von Saarbrücken auf Forbach und Spicheren ein tiefes Thal vor sich, aus welchem sich jenseits die steilen, zum Theil bewaldeten Höhen von Spicheren wie eine natürliche Festung zu einer Position erheben, von der man dreist behaupten kann, daß sie einer künstlichen Verstärkung nicht mehr bedurfte, um als fast uneinnehmbar zu gelten.“

„Woher weißt Du dies Alles so genau?“ unterbrach die Tochter den Vater.

„Pulver und Blei!“ rief der Major verdrießlich, „unterbrich mich nicht so oft. Wozu hätte ich mir denn die theure Karte für fünf Friedrichsd'or mühsam verschafft, wenn ich aus derselben dies Alles nicht ersehen könnte?“

„Ja so,“ lispelte Bianka leise.

„Es ist also, wie ich gesagt habe,“ fuhr der Major fort. „Diese Position überhöht um Hunderte von Fußen das Thal, welches unsere brave Infanterie unter dem heftigsten Feuer, ohne jede Deckung im Terrain zu durcheilen hatte, um bis an den Fuß der fast senkrechten Höhen zu gelangen, auf welchen der Feind sie erwartete. Positionsartig springen die Berge ins Thal hinein, nach allen Richtungen dasselbe flankirend.“

„Da war freilich kein gutes Angreifen für unsere Leute,“ wendete die Frau Majorin ein.

„Gewiß nicht, Kind,“ stöhnte der Major, eine kräftige Wolke aus dem Munde dampfend. „Gefangene französische Offiziere sagen es selbst, daß sie gelächelt hätten, als man ihnen in ihren Bivouacs gesagt, die Preußen greifen an. Daß dieser Angriff zur gänzlichen Niederlage für die preußischen Waffen werden müsse, daran zweifelte im 2. französischen Korps Niemand.“

„Und doch haben die Herren Franzosen sich gründlich verrechnet,“ bemerkte Bianka.

„Und zwar ganz gründlich, ganz gewaltig verrechnet," bestätigte der Major. „Zwischen 12 und 1 Uhr langte die 14. Division in Saarbrücken an. Schon im Thale zwischen dem Exerzirplatz und den Höhen von Spicheren stieß sie auf starke feindliche Streitkräfte und das Gefecht engagirte sich. Der französische General Frossard, mit einem Theile seiner Truppen, schien im Abzug begriffen, ließ Front machen und warf sein ganzes Korps in die eben verlassene Position von Spicheren. Eine Division des feindlichen 3. Korps, Bazaine, vereinigte sich mit ihm. Unsere 14. Division stand anfänglich einem weit überlegeneren Feinde gegenüber. Diesen in seiner formidablen Position nur in der Front anzugreifen, hätte geheißen, den Stier bei den Hörnern fassen."

„Sehr gut," bemerkte Bianka.

„Der General v. Kamecke," fuhr der Erzähler fort, „versuchte deshalb über Stiring dem Feinde mit fünf Bataillonen in die linke Flanke zu gehen. Dieser Versuch führte bei der Ueberlegenheit des Feindes indeß zu keinem Resultate. Zwei Angriffe auf den linken Flügel wurden ebenfalls abgewiesen. Gegen 3 Uhr waren alle Truppen der 14. Division engagirt. Das Gefecht nahm einen sehr ernsten Charakter an. Indeß auf sämmtliche preußische Truppen, welche den Kanonendonner hören konnten, wirkte derselbe wie ein Magnet."

„Wie ein Magnet zog er an," wiederholte Bianka.

„Ja, wie ein Magnet," fuhr der Major fort. „Zunächst wurde die Division Barnekow von diesem Magnete angezogen. Mit Aufbietung aller Kräfte erschienen zuerst zwei Batterien ihrer Divisions-Artillerie auf dem Gefechtsfelde. Ihnen folgte der Oberst Rex mit dem Regimente Nr. 40 und drei Eskadrons vom Husaren-Regimente Nr. 9. — Gleichzeitig wurden die Têten der 5. Division auf dem Winterberge sichtbar. General Stülpnagel, dessen Avantgarde am Morgen in Sulzbach stand, hatte auf Befehl des Generals v. Alvensleben seine ganze Division nach der Richtung des Kanonendonners in Marsch gesetzt. Zwei Batterien gingen in der Eilmarschformation auf der großen Straße vor. Die Infanterie wurde zum Theil von Neunkirchen nach Saarbrücken per Bahn befördert."

„Gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr hatte die Division Kamecke so viel Verstärkung erhalten, daß der inzwischen eingetroffene General v. Goeben, welcher nunmehr das Kommando übernahm, den äußerst schwierigen Angriff gegen die mächtige Position des Feindes auszuführen beschloß. Den Hauptstoß richtete er gegen den bewaldeten Theil der steilen Höhe. Das Regiment Nr. 40, rechts durch Truppentheile der 14. Division, links durch vier Bataillone der 5 Division unterstützt, führte denselben aus. — Eine Reserve bildete sich nach und nach aus den eintreffenden Bataillonen der 5. und 16. Division. Der Angriff gelang, der Wald ward genommen, der Feind geworfen, die stürmenden Truppen drangen immer steil bergauf bis zur südlichen Lisière des Waldes vor. Erst hier kam das Gefecht zum Stehen. Mit allen drei Waffen vereinigt versuchte der Feind die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, unsere Infanterie hielt aber Stand. Da gelang es der Artillerie der 5. Division unter kolossalen Anstrengungen ein Meisterstück zu vollbringen. Zwei Batterien erklommen auf steilem, schmalem Gebirgspfade die Höhen von Spicheren. Ein zweiter Gegenangriff des Feindes wurde wiederum abgewiesen. Einem Flankenangriff in der Richtung von Alsing nach Spicheren gegen unseren linken Flügel wurde von rückwärts her rechtzeitig durch Bataillone der 5. Division entgegengetreten. Auf beiden Seiten war der Kampf mit der äußersten Zähigkeit geführt worden, jetzt aber erreichte er den Höhepunkt seiner Heftigkeit. Noch einmal raffte der an Zahl überlegene Feind seine ganze Kraft zu einem dritten Gegenangriff zusammen. Indeß auch diese letzte Anstrengung scheiterte an der unerschütterlichen Ruhe und Energie unserer braven Infanterie und Artillerie. Wie an einem Felsen zerschellte des Feindes Kraft und war nun so gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte."

„Gottlob, der Sieg war unser," rief die Majorin bewegt.

„Ja, wir hatten ihn errungen," fuhr der Erzähler fort. „Sieben und zwanzig preußische Bataillone — nur von ihrer Divisions-Artillerie unterstützt — hatten gegen zwei und fünfzig französische Bataillone mit vollzähliger Korps-Artillerie unter den schwierigsten Verhältnissen einen glänzenden Sieg errungen. Der überlegene Feind wurde aus einer Position herausgeworfen, die

er selbst für uneinnehmbar gehalten hatte. Die Dunkelheit senkte sich auf das Schlachtfeld herab und gewährte dem geschlagenen Feinde Schutz. Zur Deckung des Rückzuges entwickelte er auf dem nächsten Höhenzuge, welcher das Schlachtfeld gegen Süden begrenzt, seine gesammte Artillerie. Sie feuerte noch lange, aber ohne Erfolg. Das Terrain bot der Kavallerie zu große Schwierigkeiten, um einen Einfluß auf das Gefecht ausüben zu können."

„Und die Früchte dieses Sieges?" fragte Bianka gespannt.

„Die Früchte des Sieges," fuhr der Major triumphirend fort, „haben alle Erwartungen erheblich übertroffen. Das Korps Frossard ist gänzlich aufgelöst und demoralisirt. Der Weg seiner Flucht ist bezeichnet durch zahlreich stehen gebliebene, mit Fourage und Montirungsstücken voll beladene Wagen. Die Wälder sind mit Waffen, mit Marodeurs angefüllt. Material und Vorräthe jeder Art sind uns in reichem Maße zugefallen. Die 19. Division war bei Wehrden über die Saar gegangen, nahm Forbach und erbeutete große Magazine und Montirungskammern und zwang dadurch das Korps Frossard, zu dessen Aufnahme zwei Divisionen von Bazaine herangerückt waren, den Rückzug in südwestlicher Richtung anzutreten und die Straße auf St. Avold preiszugeben. Die Verluste der Schlacht vom 6. August sind beiderseits außerordentlich groß. Die 5. Division allein hat 239 Todte und circa 1800 Verwundete, das 12. Regiment hat 82 Offiziere, 800 Mann todt und verwundet, demnächst haben die Regimenter Nr. 40, 8, 48, 59 und 74 am meisten gelitten. Auch bei den Batterien stellten sich enorme Verluste heraus. Von der 14. und 16. Division sind die Angaben nicht ganz sicher. Der Feind hat an Todten und Verwundeten mindestens dieselben Verluste als wir. An unverwundeten Gefangenen sind über 2000 Mann eingebracht worden, ihre Zahl wird sich indeß noch erheblich vermehren. Auch sind 40 Pontons und mehrere Zeltlager in unsere Hände gefallen."

„Gott sei gelobt, das war gewiß ein sehr glorreicher Sieg," sagte Bianka.

„Ein Sieg, wie ihn die Geschichte kaum aufweisen kann," bestätigte der Major. „Ja, deutsche Kraft und deutscher Muth ist mit der Prahlsucht der Wälschen nicht in die Waageschale zu legen.

„Aber, lieber Papa," wendete Bianka ein, „Du hast uns nun wohl gründlich auseinandergesetzt, wie unser Heer die Franzosen wieder aus Saarbrücken vertrieben hat, wir wissen ja aber noch gar nicht, wie es kam, daß der Feind uns diese Stadt so leichten Kaufs entriß."

„Du hast Recht, mein Töchterchen," bemerkte der Major, „aber die Sache ist mir unangenehm, da mich noch ein anderer Gedanke beschäftigt, den ich heute ungern berühren mag, ich werde sie Dir morgen erzählen, damit mir der gute Eindruck heute nicht verloren geht, vorausgesetzt, daß auch meine Frau Gemahlin es der Mühe werth halten möchte, mich mit anzuhören."

„Warum sollte ich diesen interessanten Mittheilungen mein Ohr verschließen?" bemerkte die Majorin.

„Nun, so wollen wir für heute von diesem Thema abbrechen," erklärte der Veteran mit verklärtem Gesichte. Hell und klangvoll stießen die mit würzigem Weine gefüllten Gläser noch einmal aneinander und ein lautes freudiges Hurrah! erfüllte jetzt wieder die so lange Zeit stille und freudlos verbliebenen Räume. Selbst Johann stimmte vor der Thür des Zimmers im Hausgange mit kräftiger Baßstimme in dieses Freudengeschrei so stark mit ein, daß die Splittern der einen zerbrochenen Fensterscheibe auf die Straße und einem gerade vorübergehenden Prätzeljungen in den offenen Waarenkorb fielen.

7.

Der große und der kleine Louis oder die Kugel von Saarbrücken.

Unbegreiflicher Weise war dem Freudenrausche des Majors v. Brandenstein eine sehr schnelle Reaktion gefolgt. Am nächstfolgenden Tage machten sich die Runzeln auf seiner Stirne wie-

derum erheblich geltend und bekundeten sehr deutlich, daß die Sonne der Zufriedenheit mit finstern Wolken bedeckt war. Die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung konnten die Damen sich nicht erklären, es wagte aber auch keine derselben, mit ihm in nähere Berührung zu treten, geschweige denn, ihn an sein abgegebenes Versprechen in Betreff der Eroberung Saarbrückens durch die Franzosen zu erinnern.

So vergingen mehrere Tage und der Major ward immer mißlauniger und mißmuthiger. Die Fliege, die an der Wand ihre Flügel ausspreizte, schien ihn zu ärgern, warum aber, das wußte freilich Niemand. Endlich klärte sich das Gesicht des Veteranen, wie der Himmel nach einem schweren Gewitter, wieder freundlich auf. Die Falten an der düsteren Stirn glätteten sich und überrascht staunten die Familienglieder wie die Dienerschaft über diesen unvermutheten, unerklärlichen Wechsel. Derselbe hatte aber seine wohlbegründete Ursache. Die lieben Brandenburger, bei denen sein Söhnchen Kunibert als Vice-Feldwebel stand, waren bei Saarbrücken wacker mit im Gefechte gewesen, und der Major wußte noch nicht, ob nicht auch ihn das Schicksal so vieler Braven ereilt hatte. Jetzt aber war endlich ein Briefchen von ihm angelangt. Die Damen des Hauses hatten natürlich keine Ahnung davon, daß Kunibert bereits im ersten Treffen mitgewirkt hatte und der Major hütete sich wohl weislich, sie hierüber zu belehren. Er hatte in seiner Beschreibung über die Schlacht von Saarbrücken daher auch nur die Korps und Divisionen, nicht aber die Regimenter näher bezeichnet.

Nachdem er den erhaltenen Brief gelesen hatte, begab er sich vergnügten Herzens in das Gemach seiner Gemahlin, in welchem sich auch die Tochter eben befand.

„Kinder, Kinder," sagte er, den erhaltenen Brief triumphirend in die Höhe haltend, „unser Herrgott im hohen Himmel sei gepriesen. Diesmal haben die feindlichen Kugeln unseren braven Jungen verschont. Hurrah! — er hat tapfer gefochten, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre."

In welche Stimmung diese ungeahnte Mittheilung die liebende Mutter und Schwester versetzte, ist wohl sehr leicht erklärlich. Hätten sie vorher gewußt, daß Kunibert in der Schlacht bei Saar-

brücken mit betheiligt war, so würden sie Tag und Nacht keine Ruhe gehabt haben. — Jetzt war jene Angst und Sorge überflüssig geworden. — Der Major stellte sich an das Fenster und las:

Meine Theuern!

Es ist ein Wunder Gottes, daß ich noch lebe, und ich schäme mich fast, daß dies noch der Fall ist. — Wir hatten einen entsetzlich harten Kampf zu bestehen, der Feind war äußerst widerspenstig. Meine Kameraden fielen zu beiden Seiten, vor und hinter mir, wie die Halme vor der Sense des Schnitters. Der Dampf der Feuerschlünde machte den Tag zur Nacht und ich kletterte mit dem Degen in der Hand unaufhaltsam in dieser Finsterniß über Wälle von Menschenleichen, während der Donner der Kanonen, das Kleingewehrfeuer und das mir bisher noch unbekannt gewesene Geknatter der Mitrailleusen in klagenden Tönen den Todtengesang anstimmten. Die Stimme der Kommandeure ward von dem Geschrei und Gewinsel der Verwundeten, von dem Toben und Aechzen der gefallenen Pferde fast übertönt. Es war ein eben so erschrecklicher als erhebender Augenblick, der mir die Feuertaufe gab und ewig wird er mir unvergeßlich bleiben.

Meine Theuern, Gott war bei mir, er schirmte mich und lenkte die Kugeln vorbei, welche wie ein Hagelwetter auf uns herniederfielen, aber ich weiß es wirklich nicht, ob ich es für eine Gnade oder für eine Strafe ansehen soll. Rings um mich herum alles starr und todt und ich allein noch lebend. — Ein entsetzlicher, fast unerträglicher Gedanke. — Bei der Erstürmung der Waldhöhe wurden meinem braven Hauptmann beide Beine abgeschossen. Hoch hielt er noch den Säbel in der kräftigen Faust und rief im Niedersinken uns zu:

„Vorwärts, Kinder! — Rächt Euern Hauptmann!"

Wuthentbrannt, unaufhaltsam drangen wir vorwärts, um die Schuld dem Feinde zu bezahlen, da fiel auch der

Premier-Lieutenant unserer Kompagnie, ein Granatsplitter zerschmetterte ihm den Kopf, er sank bewußtlos nieder. Immer lichter ward die Kompagnie, Mann an Mann drängten wir indeß heran und stopften die entstandenen Lücken zu, wie eine lebende Mauer rückten wir mit Hurrah weiter und wo ein Stein sich aus den Fugen löste, ward ein neuer wieder eingesetzt. Doch von Minute zu Minute entstanden neue Lücken in dieser Mauer, bis an die Knöchel wateten wir bereits im warmen Blute, noch eine einzige Viertelstunde unter diesen verheerenden Feuerschlünden, und auch der letzte Stein in dieser Mauer mußte unbarmherzig in den Sand rollen; da wich der Feind und Jubelgeschrei erfüllte die Lüfte.

Wir haben gesiegt, aber es war ein theuer erkaufter Sieg. Unsere Kompagnie besteht nur noch aus 160 Mann und einem einzigen jungen Lieutenant. Gott, ich darf nicht daran denken, mir blutet das Herz.

Am 10. August hat der König die ganze Ausdehnung des Schlachtfeldes südwestlich der Stadt besichtigt und sich an allen entscheidenden Punkten Bericht über den Verlauf des Gefechtes ertheilen lassen. An Stellen, wo die Franzosen unter dem Kommando des Generals Frossard unmittelbar an dem Rande steil aufsteigender Höhen Epoulements aufgeworfen und sich ganz sicher vor dem Erklimmen dieser Abhänge geglaubt hatten, dessen ungeachtet aber unsere Truppen plötzlich und zwar ohne bis dahin einen Schuß gethan zu haben, auf der Verschanzung erschienen, so daß der Feind überrascht die Gewehre wegwarf und in die Wälder floh, sprach der König seine Anerkennung und Bewunderung dieser fast unglaublichen Leistung aus. Die Spuren des stattgehabten Kampfes waren auf der ganzen Ausdehnung des Schlachtfeldes noch sichtbar und zeugten deutlich von der Entmuthigung des Feindes am Schlusse des Gefechtes. Der Herr der Heerschaaren wird uns zu weiteren Siegen verhelfen und Deutschland wird mit Stolz und Genugthuung auf seine Söhne in Waffen herniederschauen.

Für heute will ich der Feder Stillstand gebieten, denn

ich sitze auf einem Bündel Stroh und mein Schreibtisch ist eine Trommel. Sobald wir weiter vormarschiren, werde ich Euch Nachricht zugehen lassen.

Gruß und Kuß, meine Theuern, von

Eurem Sohn

Kunibert.

Daß die Schilderung dieser Scenen dem weicheren Gemüthe der Frauen viele Seufzer und Thränen entlockte, zugleich aber auch das Herz zu Dank gegen Gott erfüllte, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden; der Major dagegen war heiter und froher Dinge und fühlte sich sogar nach einer allmählichen Abdämpfung der Gefühle veranlaßt, auf die ausdrückliche Bitte der Tochter über die Eroberung der Stadt Saarbrücken durch die Franzosen die versprochene nähere Mittheilung zu machen.

„Es scheint mir," begann der Major seine Erzählung, „als ob bei Eroberung dieses Platzes es sich mehr um einen französischen Theatercoup für Paris, als um eine militärische Aktion gehandelt habe. Der Kaiser in Person, wie der Kaiserliche Prinz wohnten dieser Aktion, welche mir so vorkommt, als wenn eine Katze auf eine Maus Jagd macht, rühmlichst bei. Sie wollten den ruhmsüchtigen verblendeten Parisern von vornherein zeigen, mit welchen Lorbeeren der angetretene blutige Weg für sie bestreut sei. Wir betrachteten indeß von Hause aus Saarbrücken als keinen militärisch wichtigen Punkt, da dort nur einige Kompagnien standen. Doch will ich die Beurtheilung der Sachlage dem vernünftigen Urtheile jedes Einzelnen überlassen und daher nur kurz das Treffen skizziren:

Der Oberstlieutenant v. Pestel erhielt nämlich am 31. Juli Abends die Nachricht vom kommandirenden General, daß zu seiner Aufnahme zwei Bataillone des 40. Regiments bestimmt seien, falls er angegriffen werden möchte. Er solle die Stadt nicht zu halten suchen, sondern sich mit dem in Saarbrücken stehenden zweiten Bataillone vom Regiment Nr. 40, sowie den drei Ulanen-Schwadronen zurückziehen, falls er mit Uebermacht angegriffen werde."

„Was?" rief Bianka verwundert, „verstehe ich recht? — Die Stadt nicht halten? — Zurückziehen? — Was soll das bedeuten?"

„Ja ja, so ist es, mein Kind," bestätigte der Major. „Saarbrücken ist eine offene Stadt. Man wollte unsererseits derselben die Leiden einer Beschießung ersparen, da an der Position nichts gelegen sein konnte. Dies war die Situation und die Instruktion."

„In dem Augenblicke, wo der Kampf entstand, lag die 7. Kompagnie des 40. Regiments im Alarmhause, dem Hauptzollamte, die 6. im Proviantamte auf der Straße nach Arnual, die 5. im Hotel Hagen in der Vorstadt St. Johann, ferner eine Feldwache von 1 Offizier und 60 Mann am Rothenhofe auf dem Winterberge. Die Feldwache des Lieutenants v. d. Beswordt beobachtete nun um 9 Uhr einige französische Generale, welche offenbar zur Inspektion der französischen Truppen erschienen. Die letzteren mußten schon am Tage vorher und in der Nacht aufmarschirt sein; uns waren sie indeß natürlich durch die Wälder verborgen, welche jede der feindlichen Bewegungen schützen. Etwa drei Viertel Stunden später kam die erste feindliche Kolonne den Spicherer Berg herab. Sie marschirte sofort auf und ging in großen Schützenzügen geschlossen vor. Hinter ihr bemerkte man ganze Bataillone in Linien. Es bestand kein Zweifel mehr, daß etwas Großartiges unternommen werden sollte. Nunmehr machte Lieutenant v. d. Beswordt eiligst seine Meldung an den Oberstlieutenant v. Pestel, sowie an seinen Hauptmann, daß mindestens zwei Brigaden bereits im Anrücken seien und noch größere Macht hinter ihnen stehe. Der abgesandte Husar fand indeß den Kommandeur nicht und konnte ihn auch nicht finden, da er mit dem General Grafen v. Gneisenau nach Brebach geritten war. Unter diesen Umständen sandte Lieutenant v. d. Beswordt noch einen Ulanen nach, als er sich bereits mit den Franzosen im Gefechte befand."

„Das muß für den armen Lieutenant bei der übergroßen Ueberlegenheit des Feindes eine schreckliche Lage gewesen sein," bemerkte Bianka.

„Den Teufel auch," entgegnete der Major v. Brandenstein, „im Gegentheil, eine höchst erfreuliche, ehrenvolle. Er konnte hier den Rothhosen zeigen, was deutscher Muth vermag. Wohl eine halbe Stunde hindurch war Lieutenant v. d. Beswordt ganz allein mit seiner Feldwache im Gefechte. Inzwischen rückte der Feind

in Linien von St. Arnual bis zur Forbacher Straße wie zu einem Exercitium vor. Der Kommandeur der Feldwache ließ seinen Schützenzug aufmarschiren bis zum Abhange vor ihm. Als der Feind dies bemerkte, schickte er von der Boster Höhe Schützen herab, die bis ungefähr hundert Schritte an ihn herankamen. Jetzt gab der Lieutenant das Signal zum Rückzuge, weil links von ihm ein Kavallerie-Régiment aufmarschirte und er fürchten mußte, mit seinen Leuten über den Haufen geritten zu werden. Er ging etwa zwanzig Schritte zurück, legte sich in ein Kornfeld, während ein Unteroffizier und ein Mann zurückblieben und aus einer Grube die Chaussee lebhaft beschossen. Von der linken Seite kamen jetzt Schützenzüge, die im Bogen heranschwenkten, so daß die Feldwache in Fronte und Flanke beschossen wurde. Dieselbe zog sich daher bis an den unmittelbar zur Stadt hinabführenden Hohlweg zurück und blieb dort liegen. Aber selbst hierher kam der Feind so nahe heran, daß das Seitengewehr aufgepflanzt werden mußte. Endlich kam jetzt für die bedrängte Feldwache Verstärkung von unten."

„Der Hauptmann v. Rosen ließ sofort einen Zug unter Lieutenant Goldschmidt ausschwärmen, einen Theil an der Pappel-Allee, auf der Grenze des Exerzirplatzes, ein anderer kam links zum Lieutenant v. Beswordt. Eine halbe Stunde lang wurde hin und her geschossen, bis der Befehl zum Rückzuge kam. Der Lieutenant ließ seine Schützen nunmehr bis zum Soutien zurückgehen. Hier traf der Befehl ein, es solle Alles abrücken. Hauptmann v. Rosen ließ noch einen Zug unter Lieutenant Goldschmidt links auf die Höhe hinaufgehen, um dem Lieutenant v. d. Beswordt den Rücken zu decken. Derselbe marschirte sodann hinunter bis zum Alarmhause der 7. Kompagnie, zum Hauptzollamte, und blieb dort stehen, bis er um zwölf Uhr die Ordre empfing, auf der Chaussee gegen Lebach sich zurückzuziehen. Mit den beiden Zügen ging er sonach bis St. Johann, der Vorstadt von Saarbrücken. Auf derselben und dahinter bis zum Hotel Hagen ward er mit seinen Leuten durch ein furchtbares Granatfeuer beschossen, das an dem genannten Hotel und dem ihm gegenüberliegenden Eckhause eine große Verwüstung angerichtet hat. Lieutenant v. d. Beswordt ließ hier seinen Zug halten, bis der Befehl kam,

nach Lebach zu marschiren, wo er um ein Viertel sechs Uhr antraf. In dieser Weise zeichnete sich die 7. Kompagnie aus.

„Rühmlichst aus, mußt Du sagen, lieber Papa," wendete Bianka ein.

„Ja wohl, rühmlichst, mit vollem Rechte rühmlichst, aus," bestätigte der Erstere.

Die 8. Kompagnie ging bei Beginn des Kampfes zu derselben Zeit bis nach St Arnual vor, woselbst sie von einer riesigen Uebermacht empfangen wurde und stellte sich an der alten Brücke zur Besetzung derselben auf.

Die 5. Kompagnie ging über die alte Brücke der Stadt nach dem Winterberg und dem Rothenhof im Laufschritt hinauf und engagirte sich sehr heftig mit dem Feinde, der auch hier mit einer kolossalen Macht gegen die Kompagnie vordrang. Nachdem dieselbe bedeutende Verluste an Mannschaft erlitten, sogar mit dem Bayonnette gegen die nachdringenden Franzosen vorgegangen war, zog sie sich endlich vor der Uebermacht nach der alten Brücke zurück. Die 8. Kompagnie hatte inzwischen Brebach und den dortigen Kirchhof, sowie den Wald am Hollberge besetzt. Sie konnte nicht vorgehen, weil sie auf dem rechten Ufer der Saar lag und die Brücken zu weit entlegen waren. Als die Franzosen die Höhe genommen, beschoß die Kompagnie im Verein mit einem Zuge leichter Kavallerie den auf der gegenüberliegenden Höhe postirten Feind. Sie hielt sich hier sehr lange und zog sich erst gegen zwei Uhr, als sie vermuthete, daß alles nach Ordre zurückgegangen, auf der von Duttweiler nach Lebach führenden Straße zurück.

Diese drei Kompagnien hielten die Brücke im Verein mit der inzwischen herbeigekommenen 10. und 11. Kompagnie des 40. Regiments trotz des ungeheuren Granaten- und Schrapnellfeuers bis zwei Uhr, zog sich dann, wie gesagt, auf Befehl nach Lebach, immer belästigt von der auf der Höhe des Exerzirplatzes aufgestellten feindlichen Artillerie von mindestens einigen 30 Stück Geschützen, zurück.

Das 1. Bataillon hatte Aufstellung am Rastpfuhl, ungefähr drei Viertel Stunde bei Saarbrücken und litt ebenfalls, wenn auch nicht bedeutend, durch das Granatfeuer, das in der Vorstadt

St. Johann mehrere Häuser in Brand steckte. Die Granaten fielen so dicht in die Straßen, daß namentlich die Bewohner der Vorstadt sich meist in die Keller retteten und Wasser in ihre Häuser trugen. Bei diesem Bataillon standen die wenigen Geschütze, welche wir überhaupt der französischen Artillerie entgegen zu setzen hatten. Unsere Geschütze trafen gut und ihre Geschosse fielen häufig in die feindlichen Batterien.

Der Rückzug dieser wenigen Kompagnien erfolgte in der größten Ordnung und mit der äußersten Ruhe. Die Mitrailleusen knarrten fortwährend wie das Herablassen einer Ankerkette, haben aber keinerlei Schaden angerichtet. Die Wirkung der französischen Schüsse war eine unbedeutende, da wir nur den Verlust von 2 Offizieren und etwa 60 Mann zu beklagen haben.

Dies ist der glorreiche Sieg der Franzosen am 2. August in der Schlacht bei Saarbrücken, dem die heldenmüthigen Sieger freilich eine ganz andere Bedeutung beilegen.

„Eine andere, und welche Bedeutung?“ fragte die Majorin.

„Nun,“ fuhr der Erzähler fort, „sie schreiben aus dem Hauptquartier darüber nach Paris, wenigstens theilt der Minister des Innern offiziell mit:

Das Korps des Generals Frossart hat gefeuert, man hat nicht gedacht, Saarbrücken zu besetzen, welches eine offene Stadt von 10,000 Einwohnern ist; der Feind hat die Stadt verlassen und sich auf die jenseitigen Höhen zurückgezogen.“

„Eine große Heldenthat,“ bemerkte Bianka spöttisch.

„Eine noch größere aber hat der Kaiser und der kaiserliche Prinz zur Ausführung gebracht,“ fuhr der Veteran fort. „Der Erstere berichtete nämlich an die Kaiserin:

Unser Louis hat die Feuertaufe erhalten; er legte eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit an den Tag und war keineswegs impressionirt. Eine Division des Generals Frossard nahm die Höhen, welche das linke Ufer von Saarbrücken beherrschen. Wir waren in erster Linie, und die Gewehr- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder. Louis hat eine Kugel aufbewahrt, die dicht neben ihm hinfiel. Es gab Soldaten, welche weinten, als sie ihn so ruhig sahen. Wir hatten an Todten nur einen Offizier und zehn Soldaten.“

Die beiden Damen lachten aus Herzensgrunde nach dieser letzten Mittheilung und selbst der ernsthafte Erzähler stimmte in dies Gelächter ein.

„Ja, ja, Kinder," sagte der Major, „es war ein großartiger Sieg, den der ruhmreiche Kaiser bei Saarbrücken mit seinem heldenmüthigen Sohne über die Deutschen erfochten hat. Das Haupt-Resumé bleibt aber, daß 40,000 Mann Franzosen gegen das in Saarbrücken vereinzelt stehende Detachement von 3 Kompagnien Infanterie, einer Schwadron Ulanen und zwei Vierpfündern, gesiegt haben, obwohl jenes letztere die ganze französische Armee acht Tage hindurch beschäftigt und aufgehalten und sie schließlich noch genöthigt hat, drei Divisionen mit voller Artillerie und Kavallerie nebst Mitrailleusen zu entwickeln. Diese gegen 40,000 Mann starke Macht hat nach dem eigenen Geständnisse französischer Blätter drei Stunden lang mit voller Anstrengung gegen drei Kompagnien gefochten."

„Sind denn diese Mitrailleusen eigentlich gefährliche Waffen?" fragte Bianka.

„Das muß erst die Erfahrung lehren," entgegnete der Major, „so viel steht indeß fest, als die erste Mitrailleuse auf die 10. Kompagnie des Hohenzollernschen Füsilier-Regiments Nr. 40 gerichtet wurde, die aber das sich aus dem Gefechte ziehende 2. Bataillon aufnehmen sollte, ließ der Hauptmann v. Blomberg seine Kompagnie in ganz freier Aufstellung halt machen, die Helme schwenken und ein dreimaliges donnerndes Hoch auf Se. Majestät den König ausbringen, um dem Feind zu zeigen, wie wenig er sich aus der Mitrailleuse mache. Die Franzosen feuerten dieser Demonstration gegenüber ihre Mitrailleuse ab, ohne auch nur einen Mann zu treffen."

„Das war prächtig, das war schön," sagte die Majorin freudig.

„Gewiß," bestätigte der Major, „nicht minder wie der Witz, den Gott weiß, welcher Spaßvogel in einem Gedichte über dies glänzende Gefecht gemacht und seinen ganzen Werth der Nachwelt überliefert hat."

„Ein Gedicht?" fragte Bianka, „ach lies es uns doch vor;

ich will Dir dafür auch den ganzen Abend aus den Preußischen Heldenbüchern etwas vorlesen."

„Es gilt," sagte der Veteran, „diese Proposition wird angenommen." Er griff in seine Schlafrockstasche und entnahm derselben einen Streifen rosarothes Druckpapier. Nachdem er dasselbe entfaltet und etwas geglättet hatte, räusperte er sich und las:

Papa, ich will den Krieg auch sehn,
So sprach der kleine Louis.
Mein Junge, Du kannst mit mir gehn,
Sagt drauf der alte Louis.
Dann fuhren sie auf gutes Glück
Hin vor die offne Stadt Saarbrück,
Als wollten sie sich holen
Dort Kohlen.

Da ward Saarbrück, das Kohlenloch,
Théâtre impérial,
Mordbrenner giebt's auch heute noch,
Das lehret dieser Fall.
Das Publikum sich rasch verkroch;
Die Preuß'sche Infanterie jedoch
Die ließ sich sehn und hören
Mit Ehren.

Der Louis ist fürwahr nicht dumm,
An 40,000 Mann
Die stellt er um Saarbrück herum
Bevor er greifet an.
Drei Kompagnien Preußen nur
Beschauten dort sich die Natur
Und flickten den Franzosen
Die Hosen.

Nun sprach der Kaiser: Aufgemacht!
Mein Junge will was sehen,
Die Preußen sagten: Nur man sacht,
Das kann im Nu geschehen;
Und schossen in das Publikum,
Da fielen die Franzosen um
Und hatten sich die Knochen
Zerbrochen.

Auf jeden Zug ein Bataillon!
So sprach der große Wicht;
Drauf sagt des großen Wichten Sohn:
Papa, das reicht noch nicht!
So geht mit Divisionen drauf
Und macht die off'ne Stadt mir auf
Und Feuerwerk dahinter,
Ihr — S—inder.

Da zog die Preußen=Truppe ab
Dicht hinter St. Johann,
Auch zog der Wicht und sein Herr Knab'
Sich andere Kleider an;
Dann reisten sie zusammen fort
An einen andern schönen Ort,
Und gaben's auf zu reisen
Nach Preußen.

Mein Lulu hob 'ne Kugel auf,
Schrieb nach Paris der Wicht,
Die kam aus einem Preußenlauf;
Ich aber glaub' es nicht,
Weil in Berlin es ward bekannt,
Daß sich Papa die Finger brannt,
Als er Saarbrückens Kohlen
Wollt holen.

Du armer Junge quäl' Dich nicht,
Die Civilisation,
Die lernt man nicht bei solchem Wicht
Und solcher Wichtnation.
Zur Südsee geh' mit dem Papa,
Und werde dort ein Papua
Dort fressen eures Gleichen
Auch Leichen.

„Diese Verse sind treffend, sehr zutreffend," bemerkte Bianka, jubelnd in die Hände klatschend.

„Nun, auch im Scherze und Spaße liegt oft ein sehr tiefer Ernst," entgegnete der Major und verließ sodann das Zimmer, um die weiteren Erwägungen den Frauen allein zu überlassen.

8.

Der Jude und der Mörder.

Wir sind genöthigt, das Haus des Majors von Brandenstein auf kurze Zeit unsern Betrachtungen zu entziehen und unsern spähenden Blick einer in Breslau gelegenen anderen Straße zuzuwenden.

Die Schlacht von Saarbrücken war schon vorüber und außer den Ersatz-Bataillonen, welche für den Krieg mit aller Eile ausgebildet wurden, sah man nur noch einzelne ältere der zu ihrer Ausbildung zurückgebliebenen Offiziere und Mannschaften. Die Mobilisirung war in ihrer Gesammtheit durchgeführt und wer von den militärdienstpflichtigen Leuten in der Heimath noch verblieben, konnte mit vollem Rechte annehmen:

Du bist entbehrlich, das Vaterland bedarf Deiner nicht mehr.

Bei den Einwohnern der Stadt Breslau war eine unheimliche Ruhe eingetreten, da die Wirkungen und Folgen des Krieges, die Entziehung vieler productiver Kräfte störend und belästigend auf den Handel und Wandel ruhte. Diesen unangenehmen Eindrücken gesellte sich die Sorge zu, welche die Eltern den in das Feld gezogenen Kindern, die Schwestern ihren Brüdern, die Gattin mit ihrer Kinderschaar dem Ernährer der Familie, die liebende Braut dem Verlobten, der Anverwandte und Freund dem Verwandten und Freunde schuldeten. Gierig griff der Politiker nach den Zeitungen, um den Gang der blutigen Katastrophe zu verfolgen. Mit einem Worte, der Zeitenstrom, welcher bisher ruhig und wellenlos in seinem gewohnten Bette floß, war in seinem Laufe gestört und unterbrochen, sowohl die große Gesammtheit, wie die einzelne Familie war beeinträchtigt und gefährdet. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieser Uebelstand seine schädlichen Einflüsse hinterließ und auch äußerlich zur Schau trug. Die sonst so lebhaften Straßen in der Hauptstadt der Provinz

Schlesien waren in den ersten Tagen nach dem erfolgten Ausbruche des Krieges und des Ausmarsches der Truppen fast wie ausgestorben.

Es war schon in der achten Morgenstunde, heiß brannte die August-Sonne bereits auf den Dächern der Häuser und dem Steinpflaster der Straßen, aber die gewohnte Regsamkeit wollte sich immer noch nicht entwickeln. Insbesondere aber in den kleinern und engeren Nebengassen der Stadt herrschte fast noch eine nächtliche Stille. Diese letztere hatte jedoch in einem kleinen niedrigen Häuschen der Vorstadt keinen Eingang gefunden, oder erlitt vielmehr eine Ausnahme, denn das aus demselben heraustönende laute Geklapper bekundete dem Ohre sehr deutlich, daß die fleißige Hand eines Webers hier beschäftigt war. Da wir keine Gefahr laufen, den Vorwurf der Neugierde auf uns zu laden, so wollen wir unbemerkt an das offene kleine Fenster jenes Häuschens treten und dem fleißigen Arbeiter unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Dieses Häuschen hatte im Parterre nur eine einzige Stube in einer Länge von etwa zehn Fuß und einer Breite von zwölf bis dreizehn Fuß. An der einen Wand der letzteren stand ein schon ziemlich altmodischer Webestuhl, an welchem ein junger, einige zwanzig, vielleicht auch dreißig Jahre alter Mensch mit unermüdlichem Fleiße arbeitete. Er war zwar groß und schlank emporgewachsen, aber das Gesicht blaß und abgemagert und in seinen verzweifelten Zügen prägte sich sehr deutlich die Noth und das Elend in seinem ganzen erschreckenden Umfange und seiner ganzen Gestalt aus. Gegenüber dem Webestuhle befand sich eine Art niedrigen Kastens mit Stroh und Lumpen angefüllt, welcher die Stelle eines Bettes zu vertreten schien, denn an dieser Stelle ruhte eine Frau, im Alter von vielleicht einigen fünfzig Jahren, während ihr zur Linken und Rechten zwei kleine Mädchen noch im tiefen Schlummer lagen, die von gleichem Lebensalter und nach der Größe wie nach Aehnlichkeit zu schließen, welche sie in ihren Gesichtern und den übrigen Körpertheilen hatten, Zwillings-Geschwister zu sein schienen.

War der an dem Webestuhle beschäftigte junge Mensch schon das leibhaftige Conterfei der Sorgen, des bittern Elends und der

Noth, so verlor sich jener Eindruck doch erheblich, wenn man eine Vergleichung zwischen ihm und der auf ihrer Lagerstelle mit weitgeöffneten Augen ruhenden Frau anstellte. Es ist in der That schwer, durch die Feder ein richtiges Bildniß dieser Unglücklichen zu entwerfen, weit eher wäre die kunstgeübte Hand des Malers befähigt, mit deutlichen Pinselstrichen den Kummer und Hunger zu pointiren, welcher sich in dem, einem Leichenschädel ähnelnden Kopfe, wie in dem Gesichtsausdrucke jener Frau abspiegelte. Das äußere Aussehen der beiden kleinen Mädchen ist indeß minder abschreckend, ihre Gesichtszüge sind sogar frisch und einnehmend und würden unter einem anderen Rahmen selbst schön genannt werden können. An der dritten Wand stand eine hölzerne Lade, oder eine Art hölzernen Koffers, wie solcher in dortiger Gegend zum Reservoir der reinen und schmutzigen Wäsche, wie als Küche und Speiseschrank zugleich, wohl auch öfters sogar als transportabler Keller, von der ärmeren Volksklasse benutzt wird. An der vierten Wand stand ein roher hölzerner Tisch und zu beiden Seiten desselben ein Bretterschemel. Auf dem Tische waren einige irdene Teller aufgeschichtet und zwischen mehreren blechernen Löffeln befand sich eine von Ruß und Dunst schwarzangelaufene Oellampe, welche noch nicht zu lange ihrer Flamme beraubt zu sein schien, denn ein übelriechender schwacher Dampf entströmte ihr gegenwärtig noch. Unabläßig warf die fleißige Hand des jungen Mannes das Webeschifflein hin und wieder, ohne sich umzublicken; doch plötzlich ruhte sein Arm, das Klappern des Werkzeuges verstummte und er wandte sein Gesicht der Schlafstelle zu.

„Was wünschest Du, liebe Mutter?“ fragte er sanft.

„Wie viel Uhr ist es, mein Sohn?“ stöhnte die Frau, sich auf ihrem Lager mühsam emporrichtend.

„Es wird wohl schon auf neun gehen,“ antwortete der junge Mann, „denn unser Nachbar, der Rentier Schulz, ist schon nach dem Wirthshause gegangen, was er gewöhnlich kurz nach acht Uhr thut.“

„Schon achte?“ wiederholte die Frau ächzend. „Wie früh bist Du denn aufgestanden, lieber Wilhelm?“

Der Befragte schien hierauf keine Antwort geben zu wollen,

denn er erhob sich von seinem Webestuhle, drückte der Frau einen Kuß auf die bleichen Lippen und sagte theilnehmend:

„Du scheinst in der vergangenen Nacht wieder einmal entsetzlich gelitten zu haben, liebe Mutter, denn Du ächztest und stöhntest zum Erbarmen und der Angstschweiß rieselte Dir von der kalten Stirn. Das geht aber unmöglich noch länger so, ich werde den Arzt holen."

„O Gott," seufzte die Kranke, „der Mensch kann viel, unendlich viel ertragen und aushalten, ehe er stirbt. Wovon wollen wir den Arzt und den Apotheker bezahlen?"

„Darum ängstige Dich nicht, liebe Mutter," wendete der Sohn ein, „dafür habe ich schon gesorgt. Mein Verdienst von dieser und der nächstfolgenden Nacht werden wohl ausreichen, um die ersten Ausgaben damit decken zu können, und der Tagesverdienst ist ja jetzt leidlich, denn ich habe gestern von fünf Uhr Morgens bis eilf Uhr Abends doch so ziemlich neun volle Groschen verdient."

„Wilhelm, Wilhelm!" sagte die Frau, den Zeigefinger der rechten Hand warnend erhebend, „willst Du uns noch unglücklicher machen, als wir es jetzt schon sind? — Die ununterbrochene Arbeit bei Tag und Nacht übersteigt Deine ohnehin nur schwachen Kräfte und wird Dich auf das Krankenlager werfen. Was soll aber dann aus uns noch werden?"

„Fürchte Dich nicht, liebe Mutter," wendete der Sohn ein. „Die Arbeit stärkt, sie schwächt nicht, und nur der Träge und Faule wird krank, nicht aber der Fleißige."

„Lästere nicht, mein Sohn," warnte die Mutter, „der Mensch darf die Götter nicht versuchen; wer das Naturgesetz mißachtet, der thut dies aber."

„Ja, wer es frevelhaft mißachtet," widersprach der Sohn, „wer die für die Ruhe bestimmten nächtlichen Stunden dem Zechgelage opfert oder aber in anderweiter unersättlicher Vergnügungslust vergeudet, der versündigt sich gegen das ewige Naturgesetz, doch wer da wirkt und schafft, um —"

„Auf Unkosten seines eigenen Wohles einer rettungslos schon halb dem Tode verfallenen Mutter Erleichterung zu verschaffen, der versündigt sich ebenfalls," unterbrach die Kranke den Sohn.

Die reife Frucht muß abgemäht und in die Scheune gebracht werden; Thorheit wäre es aber, sie durch Anwendung künstlicher, durch übermäßige Kraftanstrengung erworbener Mittel auf dem Felde zu erhalten. Verwende Deine Kraft für nützlichere Zwecke, mein Sohn, wende sie der Fürsorge Deiner armen verlassenen Geschwister zu, denn Du vermagst dem Tode die Beute nicht zu entreißen, was er erfaßt, das läßt er nimmer fahren."

„Du bist hart, sehr hart, liebe Mutter," wendete der Sohn ein, „daß Du mir alle und jede Hoffnung raubst. Doch, Du kannst Dich auch irren, Du kannst Deinen Zustand verkennen, Du bist kein Arzt, darum laß ich Hülfe herbeiholen."

„O, ich täusche mich nicht, mein Sohn," entgegnete die Kranke mit Zuversicht. „Sowie der sterbliche Körper sich seiner Auflösung naht, so wird die Seele stark. Sie sieht hell und klar, ist frei von jeder Täuschung."

„Willst Du mir die einzige Beruhigung noch rauben und die Hoffnung zerstören, welche in den Stunden der sauern nächtlichen Arbeit meine Kraft erhielt?" wendete betrübt der Sohn ein. „Nein, nein, ich bin Dir zwar stets ein gehorsames Kind gewesen, aber diesmal geht es nicht, liebe Mutter, auch der Gehorsam, das Folgen und Gehorchen, hat seine Grenzen. Ich will und muß den Arzt über Deinen Zustand befragen, es gehe wie es wolle."

„Du sollst es nicht thun, mein Sohn," wiederholte die Kranke nochmals.

Wilhelm griff jedoch, ohne auf dieses Verbot zu achten, nach seiner Mütze, und eben erfaßte er die hölzerne Klinke der Stubenthür, in der Absicht, unter allen Umständen seinen Willen durchzuführen, als auch eine zweite Person zu derselben Sekunde von außen die Hand auf den Drücker legte, um in das Stübchen hineinzutreten. Ueberrascht wich Wilhelm einige Schritte zurück, während die Stubenthür sich öffnete und ein schon ältlicher, schlicht bürgerlich gekleideter Mann über die Schwelle schritt. Augenfällig überrascht hielt er eine Rundschau und fragte endlich:

„Sind Sie etwa der Gefreite Wilhelm Sauerteig?"

„Der bin ich, mein Herr," gab Wilhelm zur Antwort. „Was wünschen Sie von mir?"

„Hm," brummte der Mann zwischen den Zähnen, indem zugleich seine Augen mitleidsvoll auf das Krankenlager fielen, „es sieht hier freilich nicht zum Besten aus, es thut mir leid, allein was kann es helfen? — Der leidige, von den verwünschten Franzosen nutzlos angezettelte Krieg erfordert nun einmal Opfer, einige mehr oder weniger, ist bedeutungslos, fällt nicht in die Waagschale — Hier bringe ich hinterher noch eine Einberufungs-Ordre."

Während dieser Introduktion hatte er eine Brieftasche geöffnet, in welcher sich noch mehrere derartige Ordres befanden. Er suchte diejenige für Wilhelm Sauerteig heraus und stellte ihm dieselbe sodann zu.

Ein nervenerschütternder Schrei des Entsetzens entfuhr vom Krankenbette aus dem Munde der Mutter, während auch die ihr zur Seite schlummernden zwei Kinder durch jenen Schreckensruf erwachten und gleichzeitig schrien und jammerten. Wilhelm aber griff mit zitternder Hand nach dem ihm dargereichten Einberufungsschein. Mit stieren Augen las er ihn wohl dreimal durch und sagte dann kaum hörbar:

„Hier muß wohl ein Irrthum vorliegen, denn ich habe wegen meiner Zurückstellung vom Militärdienste reklamirt und der Herr Landrath hat mir die Zusicherung ertheilt, daß ich berücksichtigt werden würde."

„Sehr richtig," bestätigte der Unglücksbote, „allein die Reklamation ist mit mehreren zugleich nicht für ausreichend begründet erachtet worden. Sehen Sie dieses Päckchen Scheine hier? — Jene Leute hatten sämmtlich reklamirt und waren einstweilen zurückgestellt, allein das Bedürfniß ist groß, viele Verluste in den Schlachten, der Ersatz ist noch nicht ausgebildet, die Lücken aber müssen zugestopft werden."

„Aber mein Gott," entgegnete Wilhelm, „überzeugen Sie sich doch gefälligst selbst von meinen traurigen Verhältnissen. Ich kann unmöglich fort. Eine todtkranke Mutter, zwei kleine unversorgte Schwestern — was soll aus ihnen werden?"

„Es ist freilich schlimm, sehr schlimm," bemerkte der Mann achselzuckend, „aber ich kann nichts bei der Sache thun, ich bin

nur ein untergeordneter Diener des Herrn Landraths. Der König ruft und Sie müssen folgen."

Während dieser Rede suchten seine Finger in der Westentasche und nachdem sie nach vieler Mühe in der äußersten Falte derselben noch eine Geldmünze entdeckt hatten, überreichte er jenes jedenfalls nur geringfügige Scherflein der Frau und wollte sodann zur Erfüllung weiterer Funktionen schreiten.

„Danke bestens," mein Herr," bemerkte die Kranke abwehrend, „wir nehmen keine Almosen an; aber sagen Sie mir nur, warum ward die Reklamation meines Sohnes nicht berücksichtigt?"

„Wenn ich nicht irre, wegen Ihres zweiten Sohnes," antwortete der Diener, indem er verwundert sein Geldstück wieder in die Tasche gleiten ließ."

„Wegen meines anderen Sohnes?" wiederholte die Kranke leise, indem die Todtenfarbe von ihrem Gesichte wich und ein Anflug von Röthe es bedeckte.

„Nun ja," bestätigte der Unterbeamte, „Sie besitzen doch, wenn ich nicht irre, noch einen zweiten Sohn, der ein hochstehender, wohlhabender Beamter — ich glaube sogar ein General-Konsul — ist. Man nimmt daher nicht mit Unrecht an, daß er Sie besser unterstützen, mehr für Sie thun könne, als dies ein Weber mit seiner schwachen Kraft zu thun vermag."

„Ganz gewiß," sagte die Kranke, „die hohen Behörden haben Recht, mein Sohn Wilhelm ist entbehrlich, er mag in das Feld ziehen, er mag seinem Regimente nachrücken."

Sie schloß sodann die stieren, gläsernen Augen zu und legte den Kopf auf das Strohlager. Der Beamte verließ diese Trauerstätte und Wilhelm geleitete ihn bis auf die Straße. Als er wieder in die Stube trat, war er dermaßen konsternirt, daß er buchstäblich nicht wußte, was er that. Er las wieder und immer wieder die erhaltene Einberufungs-Ordre durch und sagte endlich:

„Also schon morgen Punkt fünf Uhr müssen wir ausrücken. Ich will nun vor allen Dingen dem Fabrikanten meine Arbeit abliefern und dann, wenn ich erst eingekleidet bin, will ich meine Civilkleider verkaufen und meine silberne Taschenuhr versetzen, damit die Mutter und die Schwestern in der ersten Zeit wenig-

stens keinen Mangel leiden; bin ich erst im Felde, nun, da giebt es ja Feldzulage und oft gute Quartiere. Ich schicke dann meine Löhnung der Mutter und begnüge mich mit meinem Kommisbrode, einen Schluck Branntewein dazu reicht mir wohl noch ein guter Kamerad. — Auch bekomme ich ja vom Fabrikanten noch einen Thaler und zwölf Silbergroschen. Dies Alles zusammengenommen reicht für die ersten Bedürfnisse im Hause hin und der Krieg — nun, er wird ja wohl auch nicht ewig dauern."

Nach diesem so schön durchdachten Plane löste er die ziemlich beendete Arbeit vom Webestuhle los, wickelte sie sammt dem Ueberreste des Materials sorgfältig zusammen und beabsichtigte, sich zu dem Fabrikanten damit zu begeben, um gegen Ablieferung der Arbeit den rückständigen Lohn in Empfang zu nehmen. Die Mutter schlummerte, als er das Haus verließ, und zu den Kleinen sagte er tröstend:

„Ade, Elise, ade, Johanne, seid ja hübsch ruhig, bis ich wiederkomme und stört mir ja die arme Mutter nicht im Schlafe, ich werde Euch auch Jedem eine Semmel mitbringen."

Die Kinder gelobten Gehorsam und schweren Herzens trat Wilhelm seinen Weg zum reichen Fabrikanten an. Als Wilhelm seine Arbeit abgeliefert und dem Fabrikanten mitgetheilt hatte, daß er weitere Aufträge augenblicklich nicht übernehmen könne, weil er jetzt noch hinterher zum Militärdienst einberufen sei, erklärte ihm dieser:

„Darüber brauchen Sie sich nicht zu grämen, lieber Freund, ich hätte Ihnen ohnehin weitere Arbeit nicht geben können, denn ich muß leider für die Kriegsdauer meine Fabrik schließen. Was soll ich mit den vielen Waarenvorräthen beginnen? Die Waare hat nnr dann für mich Werth, wenn sie Abnehmer findet, ohne Abnehmer ist sie ein aufgespeichertes, zinsenfressendes Kapital. — Als Soldat ist der arme Weber im Kriege ernährt, während er in der Heimath Hunger erleiden und darben muß."

„Der Mann hat nicht Unrecht," dachte Wilhelm in seinen Gedanken, steckte seinen sauer erworbenen kärglichen Verdienst ein, kaufte von demselben für seine Geschwister die versprochene Semmel und für die kranke Mutter eine Apfelsine, und nach-

denkend über sein Schicksal eilte er sodann mit niedergesenkten Blicken wieder seiner Wohnung zu.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten,
Und das Unheil nahet schnell.

Nicht schneller aber nahet das Unheil, als wenn ihm ein anderes Unglück, ein anderes bitteres Geschick schon vorangegangen ist. — Schlag auf Schlag, wie die schweren Hammerschläge auf dem Ambos, kettet sich und folgt das Ungemach aufeinander. Ist der Stern des Glückes dem armen Menschensohne unter dem Schatten der trüben Wolken einmal erloschen, so stolpert er unaufhaltsam in der verderblichen Finsterniß.

Fast ahnte die bangende Seele Wilhelms den bereits erfolgten Untergang seines Sternes, denn furchtsam öffnete er leise die Thür. Die Geschwister hatten der Mahnung des scheidenden Bruders Gehorsam geleistet, denn ruhig und unbeweglich harrten sie auf seine Rückkehr und die schlummernde Kranke war durch sie in ihrer Ruhe nicht beeinträchtigt worden. Wilhelm reichte ihnen die versprochenen und mitgebrachten Leckerbissen zu und näherte sich sodann der Mutter, um auch ihr die mitgebrachte Labung einzuhändigen. Er drückte einen Kuß auf ihre kalte, bleiche Stirn und glaubte, dieses Zeichen der kindlichen Liebe würde die Unglückliche aus ihrem Schlummer erwecken; aber der heiße Hauch der Kindeslippe drang nicht mehr in das erkaltete Mutterherz und erwärmte nicht mehr das erstarrte Leben. — Der Engel des Todes war dem Sohne zuvorgekommen, er hatte zuerst den Kuß der Erlösung von den irdischen Leiden der Lebensmüden mitleidsvoll auf die Stirn gedrückt.

Welche Feder wäre wohl fähig, auch nur annähernd das würdig zu beschreiben, was Wilhelm in diesem entsetzlichen Augenblicke litt und fühlte? — Seine Lage war verzweifelt. — Der entseelte Körper der so heiß, so unendlich geliebten Mutter lag auf dem Stroh, zwei hülflose, jammernde Geschwister klammerten sich an ihn, während des Königs Befehl ihn in das blutgetränkte Schlachtfeld berief. Weder Verwandte, Freunde und Bekannte standen ihm zur Seite. Entblößt von allen Mitteln, beraubt jeden Trostes, starrte er auf den Leichnam der Dahingeschiedenen,

keine lindernde Thräne entrang sich dem gläsernen Auge, taub war das Ohr gegen das Jammergeschrei der kleinen Mädchen und einer Marmorstatue gleich stand er, wie eingewurzelt im Boden, regungslos da.

Endlich, nach einem langen, langen, entsetzlichen Kampfe mit sich selbst, erfolgte ein wenigstens lindernder Uebergang. Er warf sich verzweifelt auf den Leichnam der Mutter, er rüttelte und schüttelte ihn, er schrie ihr laut in die taubgewordenen Ohren, er küßte, drückte und herzte die ihn so plötzlich Verlassene, aber es half ihm nichts, denn der Tod ist grausam, ist unerbittlich; das Blatt, das er mit kalter Hand aus dem Buche des Lebens einmal gerissen, das hält er fest und Niemand kann es ihm entringen. Da verstummte seine schmeichelnde Stimme, wie ein Rasender erhob er sich, riß sich los von der Beute des Todes und fast zornig rief er aus:

„Wer ist Gott, und was ist Gott? — Giebt es wirklich noch einen Gott im Himmel, so wird er nicht dulden, daß ich, ohne den Leichnam meiner Mutter unter den kühlenden Rasen vorher bestattet, ohne diese beiden hülflosen Würmer vor dem unvermeidlichen Untergange gerettet zu haben, in den Krieg ziehe. Giebt es aber keinen Gott im Himmel mehr, so mag auch mich die Hölle verschlingen, so will auch ich die Sklavenketten dieses erbärmlichen Lebens nicht mehr länger tragen! — Nein, nein, vereint wollen wir zur Hölle hinabfahren, vereint die Fortsetzung der Qualen erdulden, deren Anfang mit diesem Dasein begann. — Ich werde — ha ich werde mit diesem stumpfen Messer die Kehlen dieser Würmer durchschneiden — ich werde sie morden — aus Liebe werde ich sie morden, denn diese erbärmliche Erde ist es nicht werth, daß solche Engel auf ihrem Schmutze weilen! — Einen Leichenhaufen, ein offenes Grab von vier entseelten Körpern soll die blutige Hand des Henkers morgen noch auf seinen Karren laden und an der äußersten Ecke des Friedhofes sie vereint in ein Loch scharren!"

Erschöpft setzte er sich auf einen der im Zimmer vorhandenen Bretterstühle nieder und schloß das von der nächtlichen Arbeit und dem Uebermaße der innerlichen Erregung erschlaffte Auge zu. — Er hörte nicht das Jammern und Weinen der kleinen, durch

diese wohlverstandenen Drohungen noch mehr geängsteten Mädchen, er schlummerte vielmehr ein und der Gott des Schlafes hielt ihn fest mit seinen Armen umschlossen.

Wohl eine Viertelstunde lang hatte der Ueberdruck der Ereignisse willenlos seine physische Kraft erlahmt, als er endlich die Augen wieder öffnete. Mißtrauisch und zweifelhaft schweifte sein Blick im Zimmer umher, und sich erhebend, flüsterte er leise:

„Nein, nein! — Es ist die wahre, entsetzliche Wirklichkeit, es ist kein Traum.“

Da krochen die beiden kleinen Mädchen, welche sich furchtsam hinter den Ofen versteckt, aus ihrem Winkel hervor, und das eine derselben umklammerte die Knie des Bruders, flehentlich blickte sie zu ihm empor und sagte:

„Du bist immer so gut gegen uns gewesen; nicht wahr, Du hast nur Scherz gemacht, Du wirst uns nicht den Hals abschneiden?“

Er antwortete nicht, das blasse Gesicht bedeckte sich mit einer Purpurröthe, schonungslos löste er die Händchen des Kindes von dem umklammerten Knie ab und verließ sodann das Haus. In seinem Herzen schienen feste, unwandelbare Entschließungen Platz gegriffen zu haben. — Mit einer Schnelligkeit, die mit seiner schwächlichen Körperkonstitution im grellsten Widerspruche stand, eilte er über das Straßenpflaster, durchschritt er eine Straße nach der anderen und blieb plötzlich vor einem größeren Hause stehen.

„Nr. 506,“ lispelte er leise, „ganz recht, hier ist das Büreau des Landwehr-Bataillons.“

Behende stieg er die ziemlich steile Treppe empor und öffnete die Thür des Büreau-Zimmers. Außer mehreren Schreibern, deren Federkiel flüchtig und unbekümmert des Zutritts über das Papier dahinflogen, befand sich auch ein Offizier, vermuthlich der Adjutant, im Lokale.

„Was bringen Sie?“ fuhr er den Eintretenden barsch an.

„Ich habe noch nachträglich eine Einberufungs-Ordre erhalten,“ antwortete Wilhelm.

„Auf heute?“ fragte der Offizier weiter.

„Nein, auf morgen,“ war die Antwort.

„Nun gut," fuhr der Offizier fort, „so haben Sie sich hier nicht zu gestellen, sondern bei der Montirungskammer, damit Sie eingekleidet werden können."

„Ich habe reklamirt, bin aber abgewiesen worden," wendete Wilhelm ein.

„Dann ist die Sache also hierdurch abgemacht," entgegnete trocken der Offizier. „Wie ist Ihr Name?"

„Wilhelm Sauerteig," war die Antwort.

„Gewiß," bestätigte der Offizier, „Ihre Reklamationsgründe konnten nicht berücksichtigt werden. Ich entsinne mich des Falles. Uebrigens haben wir Ihnen alle nur mögliche Rücksicht bereits zugewendet, denn Ihre Einberufung mußte füglich bereits früher geschehen. Mehr können wir aber nicht thun."

„Bitte um Entschuldigung, Herr Lieutenant," wendete Wilhelm ein, „meine Verhältnisse haben sich inzwischen, und namentlich seit heute, ganz wesentlich geändert. Ich kann unter keinen Umständen ausmarschiren."

„Mensch, sind Sie des Teufels?" fuhr der Offizier den Weber zornig an. „Sie wagen es, mir in das Gesicht zu sagen, daß Sie wider des Königs Befehl handeln wollen, obwohl Sie die Einberufungs-Ordre schon in Händen haben? Wissen Sie nicht, daß Sie durch diese Aeußerung schon dem Kriegsgerichte verfallen und zum Erschießen reif sind?"

„Ich fürchte mich nicht vor dem Tode," entgegnete Wilhelm ganz ruhig, „er trifft mich ohnehin; aber ich wiederhole es, daß es mir rein unmöglich ist, morgen schon ausmarschiren zu können."

Das dreiste, furchtlose Auftreten Wilhelms machte den Offizier stutzig. Er nahm den jungen Mann näher in Augenschein und der nur zu deutlich hervortretende Ausdruck des mit Verzweiflung gepaarten Kummers und Elends im Gesicht des Unglücklichen schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. Der Zorn des Offiziers hatte sich abgedämpft und ruhiger sagte er:

„Es giebt nach militärischen Gesetzen zwar keinen anzuerkennenden Grund, den Gehorsam zu verweigern, jede Entschuldigung, ohne allen Unterschied, ist null und nichtig; indeß bin ich neu-

gierig zu hören, was Sie bewegen kann, so unvorsichtig aufzutreten."

„Herr Lieutenant," entgegnete Wilhelm mit einer Thräne im Auge, die er vergeblich bemüht war, zu unterdrücken, „Herr Lieutenant, ich bin arm, ganz arm, blutarm."

„Pah!" bemerkte der Offizier, „glauben Sie denn, daß nur die reichen Leute verpflichtet und berufen sind, das Vaterland gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen?"

„Nein, das glaube ich nicht," antwortete Wilhelm, „aber die mich drückende, mich niederschmetternde Armuth ist von Folgen begleitet, die nicht bei einem jeden Armen in dem Maaße wie dies bei mir der Fall ist, sich geltend machen. Ich bin der einzige Ernährer und Versorger meiner Familie. Eine arme, kranke, unglückliche Mutter, welche aus hoher Familie entsprossen und daher ein besseres Leben gewöhnt war, wie ein Zwillingsgeschwister-Paar im Alter von acht Jahren hatte ich bisher durch meiner Hände Arbeit zu ernähren. Heute nun hat der unerbittliche Tod mir die Mutter geraubt, sie liegt auf dem Stroh und wer soll sie begraben, wenn ich schon morgen ausrücken muß? — Nur der Schrecken hat sie getödtet, als der betreffende Beamte mir die Einberufungsordre einhändigte."

„Das ist allerdings sehr übel," bemerkte der Offizier achselzuckend, „kann aber leider nichts in der Sache ändern."

„Das Maaß der Leiden ist noch nicht voll, noch nicht ganz ausgefüllt," fuhr Wilhelm traurig fort. „Ich hinterlasse nicht allein die Leiche auf dem Strohlager, sondern auch zwei kleine Geschwister, die sich selbst nicht rathen und nicht helfen können und denen ich nicht eine Rinde Brod zurücklassen kann. Was soll nun aus den Kindern werden?"

Der Offizier legte die flache Hand gedankenvoll an die Stirn und selbst das Geräusch, welches das Gekritzel der Schreiber verursachte, verstummte auf einige Minuten.

„Ich begreife nicht," sagte der Adjutant endlich, „Sie haben doch einen Bruder, der General-Konsul ist und der in sehr begüterten Verhältnissen lebt, warum nimmt sich derselbe nicht seiner Angehörigen an?"

„Weil wir zu stolz sind, von ihm das Gnadenbrod zu essen," war die Antwort.

„Wo Noth herrscht, muß der Stolz aufhören, mein Freund," wendete der Offizier ein. „Der Stolz ist nur ein Privilegium für den Glücklichen, das Unglück aber beansprucht Demuth."

„Hier liegen Familien=Verhältnisse ganz besonderer, ganz eigener Art vor," wendete Wilhelm ein, „die uns absolut zwingen, so und nicht anders zu handeln. Ich würde weit eher den Hungertod erleiden, als mich an dem Tische meines reichen Bruders sättigen, besser ist es für meine kleinen Geschwister, daß sie sterben, als daß sie des Bruders Brod essen."

„Das müssen in der That sonderbare Verhältnisse sein," bemerkte der Adjutant. „Unter diesen Umständen ist aber die Kommune verpflichtet, den Nothstand zu beseitigen. Wenden Sie sich daher an den Oberbürgermeister, damit er für die Beerdigung der Mutter und für die Versorgung der kleinen Geschwister Anstalten trifft."

„Wir nehmen keine Almosen an," entgegnete Wilhelm mit hocherhobenem Kopfe.

„Wem nicht zu rathen ist, dem kann auch nicht geholfen werden," entgegnete der Offizier verdrießlich. „Mein Freund, Sie scheinen mir bei allem Unglücke doch etwas überspannt zu sein; indeß werde ich dem Bataillons=Commandeur Ihre Verhältnisse vortragen, geduldigen Sie sich ein Wenig hier."

Der Adjutant entfernte sich, kam aber nach kurzer Abwesenheit mit der untröstlichen Meldung zurück, daß im vorliegenden Falle nichts geändert werden könne. Die Reklamation sei für unbegründet erachtet worden und der Bataillons=Chef wäre nicht kompetent, ohne zuvorige Autorisation des betreffenden General=Kommandos eine Befreiung vom Militärdienste vorzunehmen.

Wie ein Wahnsinniger stürzte der Unglückliche aus dem Büreau=Zimmer. Welche Entschließungen er in diesem Augenblicke gefaßt hatte, wissen wir nicht. Er eilte zu seiner Wohnung zurück und gelangte schweißtriefend in dieselbe an. In seiner Physiognomie mußte sich wohl die Verzweiflung in Schrecken erregender Gestalt ausprägen, denn die beiden Kinder, welche zusammengekauert neben der Leiche der Mutter auf dem Strohlager saßen, sprangen erschreckt von ihren Sitzen bei seinem Anblicke empor und schrien und jammerten ganz erbärmlich.

In demselben Augenblicke ertönte die schnarrende Stimme eines Handelsjuden dicht vor dem offenen Fenster auf der Straße.

„Händel! — Händel!" — rief der Jude. „Nichts zu schachern, nichts zu händeln?"

Das Geschrei der Kinder mochte ihn anlocken und neugierig steckte er den Kopf in das offene Fenster, indem er laut durch die Nase schnarrte:

„Händel! — Händel!"

„Du kommst grade zur rechten Stunde. — Tritt herein, Jude," sagte Wilhelm, „ich will mit Dir ein Geschäft abschließen."

Der Hebräer folgte der Einladung, nahm seinen Quersack, in welchem er die bereits in der Morgenstunde erhandelten alten Kleider und andere Gegenstände gesammelt und hineingesteckt hatte, von der Schulter ab und warf ihn auf die Dielen. Mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblicke hatte er die Situation sehr rasch erfaßt und sagte mitleidig:

„Gott der Gerechter, ein graußes Unglück."

„Glaubst Du wirklich auch, Jude," entgegnete Wilhelm, „daß es einen gerechten Gott im Himmel giebt?"

„Wird es doch geben einen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs," erwiderte der Jude leise.

„Einen Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, einen Gott, der dem Unglücklichen in der Noth beisteht?" fragte Wilhelm mit verzweifelter Miene. „Glaubst Du das wirklich, Jude?"

„Werd ich doch sein wohrhaftig kein Schaute und werd ich doch glauben an Gott den Gerechten, der uns hat geführt nach Palästina, in das gelobte Land," antwortete der Jude verwundert.

„Wohl Dir, daß Du diesen Glauben hast," erwiderte Wilhelm, „aber ich sage Dir, daß Du betrogen bist."

„A wai mir," stöhnte der Jude, „wer wird sich so schwer versündigen wider den Gott Abrahams? — Wenn Sie nichts hoben zu händeln, so will ich verlassen wieder den gewaltsam graußigen Ort."

„Nein, nein, Du bleibst, Jude," befahl Wilhelm mit bebender

Lippe. „Siehe her, hier liegt meine Mutter auf dem Stroh, der Schrecken hat sie heute Morgen getödtet, hier klammern sich meine beiden kleinen Schwestern weinend um meine Knie und schreien hungernd nach Brod, aber ich kann ihren Hunger nicht stillen, denn ich muß morgen fort, fort in den blutigen Krieg. Heute früh erhielt ich erst die Einberufungs-Ordre. Ich habe Niemand, der sich meiner erbarmt, auch giebt es keinen Gott im Himmel, der dies thäte, ich will Dir daher alles verkaufen, alles, was Du in diesem Zimmer siehst. Sei Du daher diesmals freigebiger als sonst, Sohn Abrahams, begnüge Dich mit einem geringeren Verdienste, als Du es sonst gewöhnt bist, denn bedenke, daß der Erlös dieser Habseligkeiten ausreichen muß, die Begräbnißkosten meiner Mutter zu bestreiten und die Verpflegungskosten dieser beiden armen Würmer so lange zu decken, bis der Krieg beendet ist, oder aber bis es mir möglich sein wird, die Verpflegungssumme durch die Ersparnisse meines geringen Soldes zu ergänzen. Du glaubst an den Gott deiner Väter, darum sei nicht hartherzig, nicht habsüchtig und begnüge Dich diesmal mit einem geringen Verdienste. Taxire alle diese Habseligkeiten, meinen Webestuhl, Stühle und Tische, hier ist auch eine silberne Taschenuhr, was willst Du mir dafür zahlen?"

Ein tiefer Seufzer entrang sich aus der Brust des Hebräers. Bald sah er in das verzweifelte Antlitz des jungen Mannes, bald auf die Leiche, bald auf die jammernden Kinder. Er schien mit irgend einer Idee, mit irgend einem Gedanken beschäftigt zu sein, über den er entweder noch nicht ganz einig mit sich selbst war, oder aber den er nicht auszusprechen wagte. Endlich sagte er leise:

„In den Krieg müssen Sie ziehen? — In den Krieg?"

„Zweifelst Du etwa daran?" entgegnete Wilhelm. „Hier ist die Ordre, lies sie selbst."

Der Jude warf einen prüfenden Blick auf den ihm überreichten Zettel und sagte dann:

„Wohrhaftig! — Wohrhaftig! — Ist doch gezogen mein Feidel auch mit in den Krieg, mit die Königs-Grenadiere nach das gewaltig grauße französische Reich und nach die Stadt Paris. A wai mir, bin ich doch geworden ein armer geschlogener Mann."

„Also auch Dein Sohn?" fragte Wilhelm verwundert. „Ich stehe auch bei den Königs-Grenadieren. Wie ist Dein Vatersname und bei welcher Kompagnie steht Dein Sohn?"

„Feidel Blümchen Sonnenschein ist sein Vatersnome," antwortete der Hebräer „und wird er doch dienen bei der sechsten Kompagnie, wenn er noch nicht wird schon sein taudt — mausetaudt."

„Hat er denn noch nicht geschrieben?" fragte Wilhelm.

„Noch gor nicht geschrieben, noch keine Sylb," antwortete der Jude mit traurigem Gesichte. „Und die Franzosen werden hoben gewaltige Kugelspritzen und Flintchen, die sollen schießen, so fein, daß sie können treffen ein Vorstorfer Appelchen auf Tausend Schritt."

„Albernheiten," wendete Wilhelm ein. „Ich werde Deinen Sohn sprechen und ihm sagen, daß er sofort Dir schreiben soll. Es ist in der That auch unrecht von ihm."

Dann fuhr er nach einer längeren Pause, während welcher der Jude sich die Sachen ansah, fort:

„Nun, hast Du Dir Deine Berechnung gemacht? — Was willst Du für meine Habseligkeiten bezahlen? — Hier hast Du Kreide, schreibe alles einzeln auf, wenn es Dir zu schwer wird, alles im Kopfe zusammen zu rechnen."

„Wo werden Sie hinthun die beiden kleinen Schickselchen?" fragte der Hebräer.

„Das weiß ich bis jetzt selbst noch nicht," antwortete Wilhelm. „Es kommt ganz auf den Erlös meiner Habseligkeiten an, ob ich ihnen irgendwo ein besseres oder ein schlechteres Unterkommen verschaffen kann. Meine Kasse ist schwach, sie besteht nur noch aus Einem Thaler und sechs Böhmen, während die Beerdigungskosten meiner Mutter auch nicht ganz unbedeutend sein werden und daher von der Summe meines Erlöses noch in Abzug kommen."

„So wollen Sie verhändeln alles — alles, auch den Webestuhl?"

„Alles, alles, mein Freund," war die Antwort.

„Wenn Sie nun aber werden kehren wieder zurück, aus dem

gewaltig blutigen Krieg und Sie werden hoben nichts — gor nichts mehr?" wendete der Jude ein.

„So wird dies allerdings schlimm, sehr schlimm für mich sein," entgegnete Wilhelm; „allein Noth bricht Eisen. Die Mutter muß begraben werden und die armen kleinen Würmer kann ich nicht verhungern lassen. Darum entschließe Dich schnell, was gedenkst Du zu zahlen?"

„Gott der Gerechter," stöhnte der Jude, „werd' ich doch machen keinen Rebbach, kein Moschores, wird mich doch strafen sonst der Gott Abrahams. Will ich Ihnen doch lieber borgen Verzig Dohler Carant ohne Zinsen und ohne Wechselche, daß Sie können bezohlen und können lassen begroben."

Wilhelm wußte in der That nicht, ob er recht gehört hatte. Wie versteinert starrte er den Hebräer an. Erst nach einer geraumen Zeit löste sich die vor Verwunderung erstorben gewesene Zunge und stotternd fragte er:

„Du willst mir vierzig Thaler borgen?"

„Werd' ich doch können thun auch ein gutes Werk," erwiderte der Jude.

„Aber — Du kennst mich ja gar nicht, Du weißt ja nicht, ob ich so ehrlich bin, daß Du auf dereinstige Rückgabe jenes Darlehns rechnen kannst. Und wenn ich auch vielleicht den besten Willen hätte, Dir meine Schuld dereinstmals mit Dank zurückzugeben, so weiß ich ja doch selbst noch nicht, ob meine Verhältnisse mir dies jemals gestatten werden. Zudem ziehe ich jetzt in den Krieg und wer weiß, ob nicht auch für mich eine feindliche Kugel schon gegossen ist. — Nein, nein, ich will Dich nicht betrügen, Du bist ein braver rechtschaffener Mann und ich würde nicht ruhig sterben können, wenn ich die Schuld auf meinem Gewissen hätte, Dich betrogen zu haben. Behalte Du Dein Darlehn und kaufe mir meine Sachen ab, es ist wahrhaftig besser so."

„Wie heußt, betrügen?" sagte der Jude mit wohlgefälligem Lächeln, „werd' ich doch können machen mit meinem Geld, was ich will."

Er knöpfte hierauf den langen schmutzigen Ueberrock, den er trug, auseinander, entnahm aus einer ledernen Tasche, welche

über die Hüften mittelst eines Riemens befestigt war, einen nicht minder unsauberen Ziehbeutel und zählte ohne Umstände vierzig neue Preußische Thaler auf den hölzernen Tisch. Schnell knöpfte er den Rock wieder zu, nachdem er den ziemlich entleerten Beutel wieder in die lederne Tasche gesteckt hatte und mit den Worten:

„Grüßt meinen Feidel,"

griff er schon nach dem Drücker der Thüre, um auf die Straße zu gelangen; — Wilhelm aber erfaßte ihn beim Rockzipfel, schlang die Arme um seinen Hals und küßte und drückte ihn unter heißen Thränen ab.

„Ja, ja, es giebt noch einen gütigen barmherzigen Gott im Himmel, schluchzte er zerknirscht, „der in der Noth hilft und uns beisteht. Du bist ein Jude, aber Du hast mich mit Deinem Glauben beschämt gemacht, und der liebende, barmherzige Gott, der Dich in diese Unglücksstätte sandte, um die Noth und das Elend zu stillen, der wird Dir Deine edle That vergelten!"

„Wird es wohrhaftig doch geben einen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und wird er doch behüten und beschirmen meinen Feidel in Kriegsgefohr," sagte der Wohlthäter mit verklärtem Gesichte.

Gewaltsam befreite sich der Jude aus der Umarmung des Webers und weiter durchschritt er die enge, stille Gasse, während noch lange der heisere, schnarrende Ruf:

„Händel! — Händel!"

wie Musik aus Himmels-Chören durch das kleine offene Fenster in das Sterbehaus drang. — Die kleinen Mädchen aber umklammerten wiederum die Knie des Bruders und lispelten kaum hörbar:

„Wirst Du uns auch jetzt noch tödten?"

9.

Der Grenadier am Grabe.

Johann, der Bediente des Majors von Brandenstein, hatte eine schlaflose Nacht gehabt, denn am vorhergehenden Abende war er so unglücklich gewesen, zu vergessen, einen mit: „Eilig!" bezeichneten, von seinem Herrn an den Professor v. Wangenheim eigenhändig geschriebenen Brief zur Post zu befördern. Bei der strengen Gewissenhaftigkeit des Dieners machte diese Versäumniß ihm viele Sorge und eine schlaflose Nacht. Der nächste Postabgang war um vier Uhr morgens, deshalb bemerken wir den alten Burschen schon um drei Uhr auf den steifen, altersschwachen Beinen. In größter Eilfertigkeit kleidet er sich an und begiebt sich mit möglichst schnellen Schritten, den verhängnißvollen Brief in der Hand, auf den Weg zur bekanntlich entlegenen Postanstalt. — Eben bog er um die Ecke einer Straße, als er in seinem eiligen Laufe plötzlich innehielt. Er hob neugierig den schon gesenkten, altersschwachen Kopf in die Höhe und sagte verwundert:

„Was ist das?"

Jene Frage erscheint allerdings auch vollkommen gerechtfertigt, denn seinen Augen bot sich ein Schauspiel höchst seltener Art dar.

Ein Gefreiter vom Königs-Grenadier-Regimente in vollständigem Parade-Anzuge, den blankgeputzten Helm auf dem Kopfe und das Seitengewehr umgeschnallt, schreitet mit ernstem, feierlichem Gesichte hinter einem einfachen, schlichten, nur mit einem einzigen Kranze geschmückten Sarge einher, während er an jeder Hand ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren krampfhaft festhält. Die nur höchst dürftig gekleideten Kinder schluchzten und weinten laut. Außer jenen drei Personen begleitete kein Mensch weiter den langsam vorschreitenden Trauerzug. Die kaum erst aus ihrem nächtlichen Schlafe erwachte Morgensonne vergoldete

mit ihren Strahlen majestätisch jene Scene und erhöhte dadurch wesentlich den Eindruck, welchen dieses Schauspiel auf den alten Diener in der Frühe des Tages ausübte. Der Friedhof, welcher diese Leiche aufzunehmen bestimmt war, lag in nur geringer Entfernung von dem Begegnungspunkte, und Johann, welcher ohnehin eine ziemlich ansehnliche Erbquote von Neugierde von seiner Mutter übernommen hatte, fühlte sich wie durch einen Magnet gefesselt und an die Gruppe angezogen.

„Hier scheinen merkwürdige Verhältnisse vorzuliegen," sagte er vor sich hin. „Wahrscheinlich ist dem armen Teufel die Frau gestorben und er hat die beiden armen Würmchen auf dem Halse behalten. Verwandte oder Bekannte muß er wohl gar nicht haben, denn auch nicht ein einziger Leidtragender ist mit im Gefolge. Was soll nun aber aus den armen niedlichen Mädchen werden, wenn der Vater in das Feld rückt und die Mutter todt ist?"

Nach diesen Betrachtungen entschloß er sich, dem Leichenzug in angemessener Entfernung die noch zurückzulegende kurze Strecke Weges zu folgen. An der Friedhofsmauer mit dem Rücken angelehnt, machte er seine stillen Beobachtungen. Der Sarg ward in die Erde gesenkt, der Grenadier ließ sich auf die Knie nieder, faltete die Hände krampfhaft in einander und verrichtete ein stilles Gebet; die kleinen Mädchen aber schrien und weinten laut, das eine derselben wollte sogar mit in die Grube springen und der Todtengräber hatte viele Mühe, es von diesem verzweifelten Vorhaben abzuhalten. — Der Grenadier erhob sich nach verrichtetem Gebete, warf drei Hände voll Erde auf den Sargdeckel und veranlaßte die kleinen Mädchen ein Gleiches zu thun.

„Nun ruhe sanft, gute, liebe Mutter," sagte er ruhig und gefaßt, indem die hellen Thränen ihm über die bleichen Wangen rieselten.

Hierauf beabsichtigte er die gewaltsam widerstrebenden Kinder von der Trauerstätte zu entfernen und den Friedhof zu verlassen; doch drehte er sich noch einmal um, schritt auf das Grab zu, bückte sich und murmelte einige leise Worte in das Grabloch hinein, grade so, als ob er vergessen habe, der Abgeschiedenen noch irgend eine Mittheilung zu machen. — Johann bemerkte, wie der Todtengräber und die Träger sich gegenseitig verwundert an-

sahen und schloß daraus, daß sie es wohl verstanden haben mochten, was der Grenadier der Todten zum Abschiede noch zugerufen hatte. —

Die Kinder gewaltsam mit sich fortzerrend, trat der Grenadier nun seinen Rückweg an und schritt dicht an der Stelle vorbei, wo Johann seine stillen Beobachtungen gemacht hatte.

Unter der äußerlich rauhen Schaale steckt gar oft ein süßer Kern, sagt schon ein altes Sprüchwort, und so war es auch hier. — Johann besaß ein tiefes, weiches Gemüth, wenngleich sich dies in seinem äußeren, rauhen Wesen nicht bekundete. Die Trauerscene hatte ihn unendlich tief ergriffen und erschüttert. Wie von ungefähr näherte er sich daher dem Leidtragenden und sagte zu ihm:

„Der liebe Gott möge Ihnen Trost geben, lieber Mann. Es muß entsetzlich hart sein, das Weib zu verlieren und die armen Waisen fremden Händen anzuvertrauen."

Der Grenadier schien den Zudringlichen noch nicht bemerkt zu haben, denn wie aus einem Traume erwacht, blickte er ihn verwundert an und entgegnete kurz:

„Die Verstorbene ist nicht meine Frau."

„Nicht Ihre Frau?" wiederholte Johann nachdenkend. „Sind die beiden allerliebsten Mädchen nicht Ihre Kinder?"

„Nein," war die kurze Antwort.

Während dieses Gespräches hatte Johann wie zufällig nach der Achselklappe des Grenadiers gesehen und die Bemerkung gemacht, daß derselbe zur zweiten Kompagnie gehörte; denn der Knopf, an welchen die Achselklappe angeknöpft war, trug die Zahl Zwei. In diesem Augenblick fiel ihm ein, daß auch der Professor v. Wangenheim, für den er den abzugebenden Brief von dem Major v. Brandenstein noch immer bei sich führte, ebenfalls bei der zweiten Kompagnie desselben Regiments stand.

„Lieber Freund," sagte er, „wie ich sehe, stehen Sie bei der zweiten Kompagnie."

„So ist es," entgegnete der Grenadier gleichgültig.

„Potz Blitz und Knall!" bemerkte Johann, „das ist ja prächtig, da müssen Sie auch den Unteroffizier v. Wangenheim kennen."

„Habe nicht die Ehre," entgegnete Wilhelm, als welchen der aufmerksame Leser schon längst den Grenadier erkannt haben wird, „denn ich bin erst seit heute einberufen und eingestellt."

„Erst seit heute?" wiederholte Johann verwundert. „Wann werden Sie bei Ihrem Regiment eintreffen?"

„Binnen zwei Stunden rücken wir nach Weißenburg," antwortete Wilhelm.

„Dann könnten Sie mir wohl einen großen Gefallen thun," fuhr Johann fort. „Mein Herr, der Major v. Brandenstein, hat einen sehr eiligen Brief an den Unteroffizier v. Wangenheim geschrieben, den ich gestern Abend schon zur Post befördern sollte, dies zu thun aber vergessen hatte. Wollen Sie diesen Brief nicht mitnehmen und unter vielen Grüßen an seine Adresse befördern?"

„Der Major v. Brandenstein? — Hans Freiherr v. Brandenstein?" fragte der Grenadier, indem er stehen blieb und die Leichenfarbe seines Gesichtes sich mit Purpur überzog.

Johann blickte den jungen Mann überrascht an.

„Sie kennen wohl den alten, braven Herrn?" fragte er neugierig.

„Wohnt er nicht in der großen Schweidnitzer-Straße Nr. 1015 in der Mittel-Etage?" bemerkte Wilhelm.

„Allerdings, da wohnt er nun schon seit länger als zwölf Jahren," war die Antwort.

Der Grenadier ballte die Faust krampfhaft zusammen, die Stirnader schwoll ihm an und convulsivisch zuckten die Muskeln. Doch währte dieser Uebergang von der tiefsten Trauer zum Zorn nur wenige Minuten. Er biß sich auf die bebenden Lippen und mit einem scheuen Blick sagte er:

„Nein, nein, ich kenne diesen Mann nicht, auch würde es mir nicht zur Ehre gereichen, wenn ich der Briefträger desselben sein müßte. Ich werde den Brief nicht mitnehmen."

Der Grenadier nahm nun auf jeden Arm eins der beiden Mädchen, welche ihre Händchen um seinen Hals schlangen, warf dem überraschten Bedienten einen verächtlichen, niederschmetternden Blick zu und entfernte sich sodann mit eiligen Schritten.

„Da schlage denn doch das Donnerwetter hinein," rief Johann

verdrießlich, sich mit der Hand vor die Stirn schlagend, „so etwas ist mir denn doch im Leben noch nicht vorgekommen. — Ja, ja, je gutmüthiger und mitleidiger man ist, desto übler kommt man in der Regel an. — Wer mag denn dieser verdammte Rekrut nur sein? Er scheint mit meinem Herrn auf dem Kriegsfuße zu stehen, ihn sehr genau zu kennen; aber warte nur, Bürschchen, wir wollen Dir schon Pulver zu riechen geben."

Eiligst schritt er auf den noch anwesenden Todtengräber zu, griff in die Brusttasche, reichte ihm eine Hand voll Cigarren und fragte:

„Wem macht Ihr hier das Bette zurecht, lieber Freund?"

„Ach, Du gekreuzigter Sohn Gottes," antwortete der Todtengräber, sich bedankend, „einer blutarmen Wittwe, für die es wahrhaftig besser gewesen wäre, wenn der liebe Gott sie schon früher unter meine Schaufel gebracht hätte."

„Wie heißt denn die Frau?" fragte Johann gespannt weiter.

„Constantia Sauerteig," war die Antwort.

„Sauerteig — Sauerteig," wiederholte Johann nachdenkend, indem er den Zeigefinger auf die Nase legte. „Den Teufel auch, Constantia Sauerteig? — der Name ist mir bekannt; wenn ich nicht irre, so habe ich vor langen Jahren schon, zur Zeit, als mein Herr noch auf Freiersfüßen ging, Briefe unter dieser Adresse befördern müssen. — Was war denn der Mann der Verstorbenen?"

„Das mag Gott wissen," gab der Befragte zur Antwort. — „Unter uns," setzte er hinterher noch geheimnißvoll hinzu, „die Verstorbene muß wohl aus guter Familie, jedenfalls aber verstoßen oder enterbt sein."

„Woraus schließt Ihr das?" fragte Johann weiter.

„Nun, lieber Herr," fuhr der Todtengräber fort, „die ganze Nachbarschaft sagt es. Sie hatte eine sehr vornehme Sprache, war dabei stolz und bei aller Armuth nahm sie doch von keinem Menschen ein Almosen oder eine Unterstützung an. Sonntags, wenn sie in die Kirche ging, trug sie ein Kleid, das zwar schon sehr alt und abgetragen, aber doch vom schwersten Seidenstoff war, und früher besaß sie, bei ihrem Einzuge in die Stadt, ein

mitgebrachtes Schooshündchen, das so niedlich war, daß ihr verschiedene Male große Summen Geldes für dieses Thierchen geboten worden sind, ohne daß sie es hergab, obwohl sie selbst nicht satt zu essen hatte. Alles dieses deutet aber darauf hin, daß sie einstmals in besseren Verhältnissen gelebt, glücklichere Tage gesehen hatte."

„Lebt denn das Thierchen jetzt noch?" fragte Johann weiter.

„Wie ist das möglich?" bemerkte der Todtengräber, „das ist ja schon lange her. Zudem wissen Sie ja auch, daß erfahrungsmäßig jedes Thier zu Grunde geht, wenn um dasselbe gefeilscht wird und man es nicht hergiebt."

„Wohl wahr," bestätigte Johann. „Wer waren denn aber der Soldat mit den zwei kleinen Mädchen, welche hier am Grabe standen?"

„Der Grenadier ist ihr Sohn und die beiden Mädchen sind seine Schwestern," war die Antwort.

„Was für ein Gewerbe betreibt der junge Mann?" war die fernere Frage Johanns.

„Der arme Teufel ist ein Weber, ein Kattun-Weber," fuhr der Todtengräber redselig fort; „aber er ist ein durchaus braver und ordentlicher Mensch. Tag und Nacht sitzt er am Webestuhl und hat die ganze Familie mit seiner Hände Arbeit ernährt. Seine Mutter und die Geschwister hat er stets mit der größten Liebe und Aufmerksamkeit behandelt und dabei ist er höchst bescheiden und gegen Jedermann gefällig und freundlich, man muß ihm nur gut sein. — Daß die Mutter jetzt gestorben ist, kann wahrhaftig kein Unglück genannt werden, denn er wird dadurch einer ungeheuren Last und Sorge überhoben; allein, die armen verwaisten Kinderchen dauern mich nur, sie haben doch nun keinen Menschen mehr, an den sie sich halten können, wenn der Bruder in den Krieg zieht."

„Wo bleiben denn die Kinder?" fragte Johann.

„Ja, lieber Herr, das ist es eben, was ich meine. Der arme Teufel war auf nichts vorbereitet. Gestern erhielt er erst seine Einberufungs-Ordre und an demselben Tage starb vor Schrecken und Angst seine Mutter. Jetzt hat er die Letztere begraben lassen

und in zwei Stunden sitzt er schon im Eisenbahnwagen, um auf die Franzosen Jagd zu machen. Ist das nicht fürchterlich?"

„Gewiß, lieber Freund," bestätigte Johann. „Aber die Kinder — die Kinder —"

„Sind leider nicht zum besten versorgt," bemerkte der Todtengräber, „die Zeit war viel zu kurz, um die Sache richtig überlegen und das beste Auskunftsmittel in der Noth treffen und finden zu können. Er hat die armen Mädchen bei dem Schneider Zwirn in der Krautgasse gegen ein Kostgeld von zehn Groschen täglich untergebracht und für einen vollen Monat schon vorausbezahlt. Ich begreife nicht, wo er das viele Geld, über zehn volle Thaler, bei seiner Armuth und seinem geringen Erwerbe hergenommen hat. — Aber man sagt —"

„Die Kinder wären dort nicht gut aufgehoben," unterbrach Johann den Redner ergänzend.

„So ist es, lieber Herr," fuhr der Todtengräber fort. „Das heißt, unter uns, man sagt so, ich kann es freilich nicht wissen. Der Schneider soll nämlich ein sehr jähzorniger Mann und seine Frau eine wahre Hexe, dabei im höchsten Grade geizig sein. Ich fürchte, die armen, niedlichen Zwillinge werden dort, trotz des hohen Kostgeldes, recht bittere Noth leiden müssen."

Johann hatte genug gehört. Er sah nach seiner dicken Nürnberger Taschenuhr, und da er fürchtete, auch heute die Abgabe des erhaltenen Briefes wiederum zu verspäten, so lief er Kopf über Kopf unter zur Post und warf den Brief in den Briefkasten. —

„Die Sache geht nicht mit rechten Dingen zu," sprach er vor sich hin, „und ich möchte wohl wetten, daß zwischen meinem Herrn und dem Herrn Sauerteig irgend ein Verhältniß besteht, welches das Tageslicht nicht gut ertragen kann. Das Benehmen des Grenadiers deutete unzweifelhaft darauf hin. Auch entsinne ich mich jetzt ganz genau, daß ich vor längeren Jahren schon verschiedene Briefe an Constantia Sauerteig nach Görlitz oder Gleiwitz oder einer Stadt ähnlichen Namens befördert habe. Ob wohl der Schneider Zwirn irgend etwas weiß? — Man hält mich allgemein für neugierig, obwohl ich es im Grunde genommen nicht bin; aber diesmal will ich so neugierig wie eine Nachtigall

sein und nicht eher ruhen und rasten, bis ich das Geheimniß aufgeklärt habe."

Mit diesen Gedanken und Vorsätzen beschäftigt, hatte Johann seinen Rückweg angetreten und das Haus des Majors erreicht. Obwohl er sich vornahm, die merkwürdigen Ereignisse, welche die frühe Morgenstunde ihm zugeführt, vor der Hand noch nicht auszuplaudern, so war er denn doch von zu schwatzhafter Natur, um dem gefaßten Vorsatze treu bleiben zu können. Anfänglich ließ er erst gegen die Tochter des Hauses einige Bruchstücke fallen, die er nach und nach immer mehr und mehr ausbaute und ergänzte, bis schließlich das ganze Gebäude in seiner unverfälschten Gestalt, wie es sich ihm am frühen Morgen dargestellt, aufgebaut und der Prüfung Bianka's vorgeführt war.

Die Letztere nahm natürlich noch größeren Antheil daran, als der minder betheiligte Diener, und in derselben Stunde noch ging das Geheimniß aus dem Munde der Tochter zu den Ohren der Mutter und von dieser ward es dem Vater mitgetheilt. — Es entspann sich in Folge dieser Mittheilungen eine eben so lange als lebhafte Familienscene zwischen dem Major und seiner Gemahlin, natürlich aber hinter verschlossenen Thüren. Nach einer mehr denn zweistündigen Conferenz verließ der Major im höchsten Grade aufgeregt das Haus, während seine Gemahlin mit verweinten Augen sich in ihr Boudoir zurückzog.

Johann machte sich schon Vorwürfe über seine Klatschhaftigkeit; doch verklärte sich sein Gesicht, als der Major gegen Mittag zurückkehrte und an jeder Hand eines der kleinen Mädchen führte, welche durch den jähen Tod der Mutter und das Ausrücken des Bruders in den Krieg so plötzlich verwaist worden waren. Der Major führte die beiden Kinder seiner Frau zu und sagte leutselig:

„Hier, Mathilde, übergebe ich Dir die beiden Waisen, Du wirst ihnen eine liebende Mutter sein."

Johann aber rieb sich vergnügt die Hände und bemerkte zufrieden:

„Gott sei Dank, es war doch gut, daß ich es vergessen hatte, gestern den Brief abzugeben. Was dieser leidige Krieg doch für wunderbare Dinge zum Vorschein bringt. — Ich will nur gleich

nach meiner Werkstätte gehen und für die kleinen allerliebsten Pömmerchen eine Puppenstube zusammenleimen, damit sie auch etwas zu spielen haben."

10.

Die ersten Siege der deutschen Waffenbrüder

oder die Schlachten bei Weißenburg und bei Wörth.

Durch den unerwarteten Zutritt der beiden Zwillingsschwestern Johanna und Elise in das Haus des Majors v. Brandenstein hatte sich das bisherige einförmige Leben wesentlich reichhaltiger entfaltet. Zunächst trat die Sorge für die Frauen ein, für die Beschaffung der erforderlichen, gänzlich mangelnden Kleidungsstücke und Wäsche der Kleinen Anstalten zu treffen. Johann, der durch die neue Umgebung selbst etwas kindisch geworden zu sein schien, spielte und tändelte mit ihnen wie mit einem alten Spielkameraden. Wenn er nur irgend eine Stunde Ruhe hatte, befand er sich gewiß in seiner Werkstatt und hämmerte und klopfte dort so laut und emsig, daß den an häusliche Stille gewöhnten Hausbewohnern wie den Nachbarleuten die Ohren summten. Er fabrizirte dort mit meisterhafter Geschicklichkeit, wie in vergangenen früheren Zeiten, als Bianka und Kunibert die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hatten, alle nur erdenklichen Spielwaaren und freute sich kindisch, wenn die im Uebrigen sehr wohl erzogenen Kleinen ihm Dank und Anerkennung für seine Bemühungen zu Theil werden ließen. Der alte Major sprach wenig, aber man sah es ihm nur zu deutlich an, daß auch er seine Freude an den allerliebsten kleinen Wesen hatte.

So waren in diesem bunten, veränderten Treiben mehrere Tage vergangen, als Bianka eines schönen Morgens mit leuchtenden Augen und errötheten Wangen einen Brief hoch in der Hand

haltend, in das Frühstückszimmer trat, in welchem der Major mit seiner Gemahlin unter ernsten Gesprächen über die gegenwärtige politische Lage eben die letzte Tasse geleert hatte.

„Einen Brief! — Einen Brief!" rief die Tochter freudig.

„Von Kunibert?" fragte der Major.

„Nein, nein, er kommt aus Weißenburg, Feldpost, er ist von dem Herrn Professor v. Wangenheim, ich sehe es an den Schriftzügen."

Der Major betrachtete das erhaltene Schreiben aufmerksam und sagte dann ironisch lächelnd:

„Blitz und Knall! — Mädchen, woher kennst Du jene Handschrift so genau?"

Die verrathene Schöne ward verlegen, hustete mehrere Male und antwortete dann schüchtern:

„Weil ich seine Handschrift kennen gelernt habe, als er hier im Quartier lag."

„Du besitzest wahrhaftig ein gutes Gedächtniß für Kalligraphie," sagte der Major.

Hierauf brach er den Brief hastig auf und las mit immer größerer und steigender Aufmerksamkeit, während die Damen mäuschenstill eine jede seiner ausdrucksvollen Mienen studirten. Nachdem er das Schreiben aufmerksam durchgelesen hatte, legte er es nachdenkend auf den Tisch, indem er nach der Kaffeetasse griff und den letzten, inzwischen kalt gewordenen Rest ihres aromatischen Inhalts langsam einschlürfte.

„Nun, liebes Papachen," redete Bianka ihn schmeichelnd an, „Du stellst unsere Neugierde in der That auf eine harte Probe. Dürfen wir nicht auch erfahren, was in dem Schreiben steht?"

„Bomben und Granaten!" rief der Major, indem er wie elektrisirt plötzlich von seinem Sitz in die Höhe sprang und sein schwarzes Sammetkäppchen in die Luft warf. „Alle Welt, ganz Europa, Asien und Afrika, der Negritier und Aethiopier, der Lappländer und Hottentotte soll es erfahren und wissen! — Der erste deutsche Sieg ist errungen! — Ein Jubel-, Ehren- und Freudenfest für die gesammte deutsche Nation! — Die Zeitungsschreiber wissen nichts, gar nichts, aber hier ist des Pudels Kern mit klaren Worten zu finden."

„Darf ich das Schreiben vorlesen?" fragte Bianka.

„Nein, nein, ich werde selbst lesen, und Euch die Sache erklären, denn Ihr versteht sonst so manches nicht, was sehr treffend geschildert ist," entgegnete der Veteran. „Paßt auf."

Er entfaltete das Schreiben und las:

„Mein sehr geschätzter Herr Major!

Der Soldat, der sich auf dem Marsche befindet, vergißt nicht so leicht die guten Quartiere, die er gehabt hat; sie bleiben ihm vielmehr eine dauernde Rückerinnerung für das ganze Leben. Auch heute, wo ich unter Gottes freiem Himmel auf einer Hand voll Stroh den Gang der nächtlichen Gestirne beobachte, denke ich wieder einmal recht lebhaft an den Contrast zwischen meiner gegenwärtigen improvisirten Lagerstelle und den Annehmlichkeiten, welche Ihre Gastfreundschaft mir darbot. Allein jener Unterschied ist nicht so überaus fühlbar, wie es den Anschein gewinnen könnte, denn auch meine gegenwärtige Situation ist in gewisser Beziehung beneidenswerth. Das Stroh, auf welches ich mich so eben gebettet habe, ist zudem eine mühsame Errungenschaft, welche nicht allen meinen Kameraden zu erlangen vergönnt war; denn ich habe die einzelnen Halme theils auf dem angrenzenden Felde, theils bei den Bagagewagen aufgelesen, einzelne sogar den gefallenen Franzosen unter dem Leibe geraubt. — Ich besitze daher ein mühsam erbeutetes Feldbett. Schon dieser Gedanke ist entzückend. Rings um mich flackern die hellen Bivouacfeuer, hie und da kochen die Soldaten in ihren blechernen Feldkesseln die Kartoffeln ab, welche sie auf den inzwischen herrenlos gewordenen Feldern aus französischer Erde ausgegraben und annectirt haben. Andere besprechen die Heldenthaten des vergangenen glorreichen Tages, während meiner Lagerstelle gegenüber sich eine Gruppe in Permanenz erklärt und sich zur Aufgabe gestellt hat, Gesang, Tanz und deklamatorische Vorträge oftmals so komischen Inhalts zur Aufführung zu bringen, daß sie mit dem Ernste des Augenblicks allerdings in sehr grellem Widerspruche stehen. Doch dies kennen Sie ja alles aus eigener Erfahrung, weshalb ich hier abbrechen und zu einem Thema übergehen will, das unstreitig für Sie mehr Interesse darbieten wird. Dieses Thema sind die zwei glücklich erfochtenen

Siege unserer deutschen Truppen, die ersten Siege, welche nach langen Zeiten endlich wieder einmal die vereinte deutsche Kraft errungen und dadurch einen sprechenden Beleg für die Annalen der Weltgeschichte geliefert hat, was deutsche Kraft und deutscher Muth in brüderlicher Einigkeit zu leisten vermag. — Der wälsche Riese ward zu Boden geworfen und mit seinem Falle spritzte das Blut bis an den Himmelsbogen. — Der erste blutige Akt, welchen näher zu beschreiben ich mir zur Aufgabe gestellt habe, ist die Schlacht von Weißenburg.

„Am Donnerstag den 4. August war die Avantgarde des zweiten bayerischen Armee-Corps unter dem General-Lieutenant Grafen Bothmer, dem schon bekannten Mitgliede der bayerischen Reichsräthe, um 3½ Uhr gegen Weißenburg vorgegangen, welches von der französischen Division Douay vom Corps des Marschalls Mac-Mahon besetzt war. Das eigentliche Gefecht begann indeß erst um 8 Uhr. Zwar hatte man Weißenburg stark verschanzt, und den Franzosen war es eingefallen, zu ihrer größeren Sicherheit in aller Eile möglichst viele Schanzen und Verhaue dort aufzuführen; allein die braven Bayern stürmten unter dem Schutze ihrer sehr gut schießenden Artillerie mit todesverachtender Kühnheit und drangen unter harten Verlusten bis in die Mitte der Stadt vor. Hier aber warfen sich ihnen neue Regimenter entgegen und das Gefecht kam zum Stehen.

„Dieser Stillstand währte indeß nicht zu lange, denn die preußische Hülfe war bereits im Anzuge. Der Kanonendonner der bayerischen Feuerschlünde hatte die preußischen Truppen vom 5. Armee-Corps, dem berühmten Steinmetz'schen Corps, zur mögsten Eile getrieben.

„Drauf, es gilt! — Wir müssen den Bayern zu Hülfe eilen und sie müssen es wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist, daher vorwärts, vorwärts!

„So riefen die braven Niederschlesier, und im Laufschritt eilten sie nun, voran der General v. Kirchbach als Führer des 5. Corps. Mit raschem sicheren Ueberblick wirft er seine Truppen in die rechte Flanke des Feindes. Die Franzosen leisten zwar den hartnäckigsten Widerstand, aber der Ungestüm der Preußen ist zu groß. Wir, das Liegnitzer Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7,

in Verbindung mit dem 58. Regiment, erstürmen eine französische Verschanzung."

„Bravo! bravo!" rief Bianka.

„Bravo!" wiederholte der Major und las sodann weiter:

„Das 5. Jäger-Bataillon aus Görlitz, in welchem viele Freiwillige dienen, schießt mit Sicherheit hauptsächlich die französischen Zuaven zusammen. Plötzlich ertönt der Schlachtenruf:

„Drauf, Ihr Preußen! Hurrah! der König lebe hoch!" und wie eine Gewitterwolke brechen die Preußen, und ihnen zur Seite bald auch wieder die Bayern vor.

„Ganz Weißenburg mit allen seinen Verschanzungen und festen Höhen wird erstürmt und die Jäger des 5. Bataillons erobern auch eine Kanone, und zwar ist der Eroberer der Feldwebel Meyer von der 1. Kompagnie jenes Bataillons, ein geborener Hannoveraner, welcher durch diese Heldenthat viele ausgesetzte Prämien erhalten wird, während die schwarzen Husaren ein französisches Zeltlager und viele französische Pferde erbeuten. Die ganze französische Division Douay ist vollständig zersprengt; der Letztere aber, der wie ein Verzweifelter den Tod suchte, ist gefallen.

„Wir haben über 800 französische Gefangene, darunter auch viele Zuaven, die indeß keineswegs so gewandt fechten, wie man früher von ihnen behauptet hatte. Bei den überaus schwierigen Terrain-Hindernissen, welche unseren Siegeslauf hemmten, sind unsere Verluste allerdings auch sehr bedeutend. Sie belaufen sich an Todten und Verwundeten über 900 Mann. Besonders die bayerischen Jäger, dann unser Grenadier-Regiment Nr. 7, sowie das 58. Regiment und das 5. Jäger-Bataillon haben erheblich gelitten; weniger war das 59. preußische Regiment am Verluste betheiligt.

„Die schwierigste und daher auch mit den verhältnißmäßig meisten Opfern verbundene Position war die Erstürmung des Geisberges, eines hohen Hügels, südostwärts von der Stadt. Die Franzosen hatten sich hier außerordentlich stark verschanzt und eröffneten ein mörderisches Feuer auf unsere Soldaten; allein wir Königs-Grenadiere verspotteten die Wuth des Feindes und stürmten unaufhaltsam vorwärts. Hier haben wir auch von der Gesammtmasse der 800 Feinde, einschließlich der 50 Turkos, allein an

500 Gefangene gemacht, von denen 60 in eine Schlinge liefen, die ich ihnen persönlich gelegt hatte. Das Nähere hierüber auseinander zu setzen, würde mich zu weit führen und behalte ich mir einen Separat-Bericht hierüber vor. Nur so viel glaube ich, Herr Major, Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen, daß ich, in Anerkennung jenes glücklichen Fanges, nach beendeter Schlacht zum Lieutenant avancirt bin."

„Ah!" rief Bianka jubelnd, „da werden wir wohl gratuliren müssen. Ein schnelles Avancement, vom Unteroffizier zum Lieutenant, den Fähnrich übersprungen."

„Ein Landwehrmann wird niemals Fähnrich," wendete der Major ein, „höchstens Vice-Feldwebel, wie Kunibert," und las sodann weiter:

„Ich lege hierauf zwar keinen Werth und glaube sogar, daß ich in meiner Stellung als Unteroffizier mich sogar freier und ungenirter bewegen durfte, als in meiner gegenwärtigen Charge, allein ich hielt es aus dem Grunde für nothwendig Ihnen dies mitzutheilen, damit Sie in der Lage sind, meine Adresse richtig schreiben zu können, wenn Sie der Ehre einer Antwort auf diese Zeilen mich für würdig befinden möchten."

„Ein höchst bescheidener Mensch," bemerkte die Frau Majorin, während der Major, diesen Einwand nicht beachtend, fortfuhr:

„Die Franzosen haben ohne Zweifel anfänglich sehr muthig gekämpft, als sie aber einmal geschlagen waren, flohen sie in wilder Unordnung. In dem sehr koupirten Terrain konnte die Kavallerie sie nicht rasch genug verfolgen, sonst würden wir noch erheblich mehr Gefangene gemacht haben. General v. Kirchbach ist leicht verwundet. Während des Gefechtes erschien der Kronprinz und wurde jubelnd von den Truppen begrüßt.

„Erläuternd muß ich noch hinzusetzen, daß eigentlich der erste Angriff auf Weißenburg, welcher durch bayerische und preußische Infanterie ausgeführt ward, mißglückte. Indeß kam die bayerische Artillerie zur Hülfe und beschoß die Stadt mit Granaten. Sechs Schüsse auf das nach der Pfalz führende Thor öffnete dasselbe und nun drangen die Bayern unter General Graf Bothmer ein, während vom südlichen Thore die Preußen unter Major v. Mitelstedt mit einem Bataillon des 2. niederschlesischen Infanterie-

Regiments Nr. 47 sich den Eingang erfochten hatten. Auf die Aufforderung des Majors v. Mittelstedt, sich zu ergeben, schwenkte der kommandirende französische Offizier sogleich ein weißes Tuch und das ganze Bataillon gab sich in Kriegsgefangenschaft. Das Hauptwerk war hiermit aber noch nicht beendet. Das Terrain am Bahnhof ist nämlich von zahlreichen niedrigen Mauern durchzogen, welche die verschiedenen Grundstücke abgrenzen; die nach Lauterburg führende Chaussee ist mit Obst- und Pappelbäumen besetzt. Diese Umstände benutzten die Turkos, um sich festzusetzen und von hier aus mit aller Bequemlichkeit die anstürmenden Preußen niederzuschießen. In die Gebäude des Bahnhofs, in die umliegenden Häuser nisteten sie sich ein und schossen aus Fenstern und Kellerlöchern in nächster Nähe. Daher schreibt sich der enorme Verlust der Unsrigen. Im Uebrigen aber rechtfertigt diese Truppe vollständig die schon früher aufgestellte Behauptung, daß sie bei jeder Salve des Feindes fallen und sich todt stellen; ist aber der Feind vorgerückt, sich wieder erheben und ihn rücklings erschießen. Dies verrätherische Verfahren erbitterte unsere wackeren Soldaten auch in einem solchen Grade, daß sie einen jeden dieser Mörder sofort ohne Gnade niedermachten. Sind sie indeß gefangen, so zeigen sie sich keineswegs würdig, denn sie winseln, drehen und wenden sich auf eine ganz widerwärtige Weise."

„Pfui!" sagte Bianka ausspeiend, „solche Truppen sind den unsrigen nicht ebenbürtig und es ist unverantwortlich, daß ihnen solche Horden entgegengestellt werden."

„Wohl wahr," bestätigte der Major, „die Weltgeschichte wird einst ihr Urtheil darüber sprechen. Doch wollen wir uns ein ander Mal hierüber verständigen, augenblicklich werde ich das Schreiben unseres braven Lieutenants zu Ende lesen."

Er fuhr daher fort:

„Soviel von der Erstürmung von Weißenburg und des Geisberges. Ich könnte allerdings noch manche interessanten Details erzählen, allein ich fürchte, daß jeden Augenblick alarmirt werden kann, und ich daher das Thema nicht zu Ende zu bringen im Stande wäre, welches ich mir heute zur Aufgabe gestellt habe. Ich will daher möglichst ausführlich auch den weiteren Sieg unserer deutschen Truppen in der

skizziren. — Der Ort Wörth liegt südwestlich von Weißenburg auf dem Wege von Sulz nach der französischen Grenzfestung Bitsch und ist nicht zu verwechseln mit Wörth in der Rheinpfalz an der Eisenbahn von Karlsruhe nach Bergzabern. Der Kronprinz ist also, nachdem er sich den Eingang zum Elsaß erstritten, bei Sulz mit seiner Armee nach Westen eingeschwenkt und hat nun bei Wörth — zwischen Sulz und Reichshofen — wo die Sauer die Vorberge der Vogesen verläßt und in die hier ziemlich weit nach Westen reichende Ebene eintritt, den rechten Flügel der feindlichen Armee in siegreichem Kampfe überwunden.

„Am 5. August stand nämlich schon fest, daß Marschall MacMahon seine sämmtlichen Truppen auf den Höhen westlich von Wörth concentrirte und durch unausgesetzte Zuzüge auf der Eisenbahn verstärkte. Es wurde deshalb beschlossen, die schon früher beabsichtigte Frontveränderung der Armee am 6ten zur Ausführung zu bringen, nach welcher das 2. bayerische und das 5. preußische Corps in ihrer Aufstellung bei Lembach und Prenschdorf verblieben, während das 11. preußische Corps eine Rechtsschwenkung machte und bei Hülschloch mit Vorposten gegen die Sauer bivouakirte, das bayerische Corps in der Gegend von Lobsann und Lampertsloch aber vorging. Die Kavallerie-Division blieb bei Schönenburg mit der Front nach Westen. Das württemberg-badische Corps Werder marschirte nach Reimerswiller als Vorposten gegen den Hagenauer Forst.

„Das 5. Corps hatte am Abend des 5ten aus seinem Bivouac bei Prenschdorf die Vorposten bis auf die Höhen östlich von Wörth vorgeschoben. Jenseits der Sauer erblickte man in der Nacht zahlreiche feindliche Bivouacfeuer, die französischen Vorposten standen auf den Höhen westlich der Sauer, gegenüber Wörth und Günstett. Am 6ten begannen mit Tagesanbruch kleine Vorposten-Scharmützel, welche die preußische Avantgarde veranlaßten, ein Bataillon nach Wörth hineinzuschicken. Von 8 Uhr an vernahm man starkes Feuer auf der rechten Seite bei den bayerischen Truppen und sah sich durch diesen Umstand, sowie durch das Feuer, welches der Feind gegen Wörth richtete, veranlaßt, die gesammte Artillerie des 5. Corps auf die Höhen östlich dieses Orts zum

Gefecht vorzuziehen und die Bayern zu engagiren. Das 5. Corps erhielt hierauf den Befehl, das Gefecht abzubrechen, weil die Schlacht gegen den concentrirten Feind nicht früher eingeleitet werden solle, bis die Frontveränderung der Armee ausgeführt war und sämmtliche Truppen zur Verfügung standen. Vom 2. bayerischen Corps Hartmann war um 7¼ Uhr, veranlaßt durch das starke Feuer der Vorposten bei Wörth, die 4. Division Bothmer von Lembach aufgebrochen und über Mattstall und Langensulzbach nach heißem Kampfe bis Fröschweiler vorgegangen, wo sie sich in Front gegen Süden entwickelte. Um 10½ Uhr erhielt sie durch das 5. Corps fälschlicher Weise den Befehl, das Gefecht ebenfalls abzubrechen, und zog sich deshalb nach Langensulzbach zurück. Nachdem somit der Feind in seiner linken Flanke Luft bekam, wendete er sogleich alle seine Kräfte mit großer Energie gegen das 5. Corps bei Wörth. Unausgesetzt trafen Verstärkungen ein, welche auf der Eisenbahn herangeführt wurden. Diese Wahrnehmung, sowie der Umstand, daß nunmehr um 11 Uhr Vormittags der Anmarsch des 11. Corps auf Günstett deutlich bemerkbar wurde, veranlaßte das 5. Corps, sofort zum Angriff vorzugehen, um den Feind wo möglich noch vor vollendeter Concentration zu schlagen.

„Zuerst defilirte die 20. Brigade durch Wörth und nahm die Richtung gegen Elsaßhausen und Fröschweiler, ihr folgte bald darauf die 19. Brigade. Die Franzosen hielten mit außerordentlicher Zähigkeit Stand, ihr Feuer wirkte vernichtend; es gelang der 10. Division trotz der größten Bravour der Truppen nicht, den Widerstand zu brechen. Auch die 9. Division mußte der 10. folgen, so daß das ganze 5. Corps in ein äußerst hartnäckiges Gefecht gegen die Höhen westlich Wörth verwickelt wurde.

„Es ward daher Mittags 1¼ Uhr befohlen, daß das 1. bayerische Corps unter General v. d. Tann unter Zurücklassung einer Division als Reserve seinen Marsch über Lobsann und Lampertsloch hinaus mit möglichster Beschleunigung fortsetze und sich zwischen das 2. bayerische Corps bei Langensulzbach und das 5. preußische Corps bei Wörth einschiebe, während das 11. preußische Corps mit Energie über Elsaßhausen und am Niederwald vorbei gegen Fröschweiler vorgehe, das Corps Werder aber die württembergische Division auf Günstett dirigiren und diese dem

11. preußischen Corps über die Sauer folgen solle. Die badische Division sollte in Sauerburg verbleiben.

„Um 2 Uhr war der Kampf auf der ganzen Linie auf das heftigste entbrannt. Das 5. Corps kämpfte bei Wörth, das 11. in der Höhe von Elsaßhausen. Der Feind entwickelte bei Froschweiler und auf den umherliegenden Höhen in starker Position einen äußerst zähen Widerstand. Das 1. bayerische Corps war bei Görsdorf eingetroffen, engagirte sich aber nicht ernstlich. Das 2. bayerische Corps hatte für nöthig befunden, die erschöpften Truppen der Division Bothmer, welche sich in den heißen Kämpfen des Morgens theilweise verschossen hatten, durch die Division Walther ablösen zu lassen. Die Division Bothmer war daher zurückgegangen, die Brigade Schleich von der Division Walther war im Anmarsch gegen Langensulzbach. Die württembergische Division näherte sich Günstett. Um 2 Uhr ward demgemäß angeordnet, daß die württembergische Division sich über Eberbach auf Reichshofen gegen die Rückzugslinie des Feindes dirigire und daß das 1. bayerische Corps sogleich zum Angriff vorgehe, um den Feind aus seiner Position bei Fröschweiler und den nebenliegenden Weinbergen zu delogiren. Zwischen 2 und 3 Uhr unternahm der Feind und zwar immer wieder mit frischen Truppen und mit großer Energie verschiedene offensive Stöße gegen das 5. und 11. Corps, welche aber alle Angriffe mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit abschlugen. Der Kampf des 5. und 11. Corps gegen die Höhen von Fröschweiler und den Ort selbst kam für einige Zeit zum Stehen, bis endlich die mit glänzender Bravour unternommenen Angriffe des 1. bayerischen Corps von Görsdorf und der 1. württembergischen Brigade auf dem äußersten Flügel von Eberbach her die Schlacht entschieden.

„Die Franzosen unternahmen noch eine große Kavallerie-Charge gegen das 5. und 11. Corps, namentlich gegen deren Artillerie, der Angriff wurde aber von unsern Truppen mit großer Ruhe abgeschlagen. Die Artillerie hielt feuernd Stand und brachte dem Feinde namhafte Verluste bei. Nach diesem mißlungenen Offensivstoße räumte der Feind um 4 Uhr Fröschweiler und zog sich in westlicher Richtung durch das Gebirge auf Bitsch zurück, während die Kavallerie sämmtlicher Divisionen sofort folgte.

„Die Kavallerie-Division, welche des schwierigen Terrains wegen, in welchem die Möglichkeit ihrer Verwendung nicht vorauszusehen war, nach der Disposition vom 5. bei Schönenburg belassen worden war, erhielt um 9½ Uhr den Befehl, sogleich bis Günstett vorzurücken, um am Morgen des 7. mit Tagesanbruch eine energische Verfolgung in der Richtung auf Jugweiler und Bronstwiler zu unternehmen.

„Sämmtliche Truppen, welche gefochten hatten, bezogen auf dem Schlachtfelde ihr Bivouac, die Kavallerie bei Günstett, die badische Division bei Sauerburg. Die preußischen, bayerischen und württembergischen Truppen haben sich mit der ausgezeichnetsten Bravour und Ausdauer geschlagen. Außer dem Corps Mac-Mahon, zu dem auch die Truppen des bei Weißenburg gefallenen Generals Douay gehören, haben noch andere Streitkräfte, namentlich eine Division aus der Canrobert'schen Armee, Truppen des Generals du Failly und Truppen aus Grenoble in den Kampf eingegriffen.

„Unter den gefangenen Soldaten herrscht übrigens eine große Erbitterung gegen Mac-Mahon. In der That ergiebt sich auch aus einzelnen detaillirten Erzählungen schon jetzt, daß er, als die Schlacht schon so gut als verloren war, die Truppen planlos gegen unsere vordringenden Reihen dirigiren ließ. Es ist vorgekommen, daß sechs Schwadronen, trotz des Unwillens der Soldaten, in die Mitte von zwei preußischen Feuern geworfen wurden.

„Die Flucht des geschlagenen Feindes überbot an wilder Hast alle Annahmen. Wenn ich mich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt hätte, so würde ich dies nicht für glaublich halten. Es war ein großartiger, überwältigender Anblick, wie in dem Augenblicke, als die Franzosen die Flucht ergriffen, einige Gehöfte in der Nähe von Wörth in Flammen aufgingen und durch das Zünden der Granaten auf der ganzen ausgedehnten Linie der Schlachtaufstellung die Rauchsäulen emporstiegen. Wie überstürzt die Eile war, mit der die Franzosen die Flucht antraten, erhellt unter anderm daraus, daß Marschall Mac-Mahon seinen Stabswagen, der die Papiere seines Bureaus und seine Correspondenz enthielt, zurückließ. Darunter fand sich ein Bericht, der von dem Tage

von Weißenburg — 4. August — als von einer unbedeutenden Affaire sprach, in der man sich gegenüber einem mit überlegener Kraft angreifenden Feinde vorsichtig zurückgezogen habe.

„Von den Württembergern wurde bei der Verfolgung die Kriegskasse, bestehend in 300,000 Franken, von den Badensern einige Wagenladungen mit Montirungsstücken, Waffen u. s. w., sowie mehr als 100 Pferde erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist eine außerordentlich bedeutende, es befanden sich darunter mehr als 2500 französische Verwundete. Sogar das Gepäck von Damen gerieth in unsere Hände und zwar die Krinolinen, Chignons, seidenen Kleider und Hüte der Herzogin Clermont-Tonnerre und Madame Latoue Dupin, welche dem Hauptquartier des Herzogs von Magenta gefolgt waren, um die Honneurs zu machen. Beträchtliche Vorräthe von Confituren, Bonbons, gepolsterte Armsessel, Feldstühle, Feldsessel, vollständige Feldbetten, Schlafmützen, Spiegel, Puderbüchsen, Pomadenbüchsen, wohlriechende Flüssigkeiten und dergleichen mehr fanden wir in Masse vor. Die Soldaten zogen die Krinoline an, setzten die Damenhüte anstatt der Helme auf den Kopf, und Scherz, Humor und Spaß verdrängte auf kurze Zeit den Ernst des Augenblicks."

Bianka hatte bisher mit spannender Aufmerksamkeit dem Vortrage des Vaters zugehört; jetzt aber schüttelte sie ungläubig das blonde Lockenköpfchen und sagte lachend:

„Unsere alte Einquartierung verfällt wieder in die humoristische, gewohnte Rolle. Die Franzosen werden sich mit solchem Luxus gewiß nicht überladen, wenn sie in das Feld rücken."

„Was?" rief der Major, den Brief aus der Hand legend, „Blitz und Knall! Hier ist kein Scherz, sondern bitterer Ernst. Die Franzosen sind verweichlicht, eine Nation, die von jeher an Luxus gewöhnt ist. Wer die Geschichte kennt, der weiß es. Diese Erscheinung ist durchaus nichts Neues. Denke nur an die Schlacht von Roßbach am 5. November 1757."

„Nun, wie war es denn da?" fragte Bianka.

„Grade so, wie jetzt," antwortete der Major. „Der Prinz von Soubise, sagt Fr. Rößelt in seinem Lehrbuche der Weltgeschichte, ein weichlicher, einfältiger General, der an der Spitze der französischen Armee stand, hatte sich mit 8000 Mann in Gotha

eingelegt, um sich dort zu pflegen. Die Herzogin von Gotha aber, eine große Verehrerin unseres Königs Friedrich, ließ diesen auffordern, die Franzosen zu überfallen. Es geschah dies durch einen treuen Bauer, der das Zettelchen der Herzogin in einen hohlen Backenzahn steckte und so damit sicher in das preußische Lager gelangte. Der König, der dies freundlich aufnahm, schickte seinen General v. Seydlitz mit 1500 Reitern dahin. Soubise ahnte davon nichts und hatte sich gerade ein köstliches Mittagsessen auf dem Schlosse bereiten lassen. Eben setzte er sich mit seinen Offizieren zur Tafel; schon wurden die dampfenden Pasteten aufgetragen, da erschallten die Trompeten der preußischen Dragoner. Die Franzosen fuhren eiligst von ihren Stühlen auf, warfen sich auf die Pferde und jagten mit verhängtem Zügel zum Thore hinaus. Seydlitz schickte ihnen einige Hundert Reiter nach und setzte sich lachend mit seinen Offizieren an dieselbe Tafel, zu demselben Schmause, der für die Feinde bestellt gewesen war.

„Bei dieser Gelegenheit fielen den Preußen zwar nur wenige Feinde in die Hände, aber desto mehr Kammerdiener, Köche, Friseurs, Komödianten und dergleichen mehr, insbesondere aber auch ganze Kisten mit wohlriechenden Wassern und Pomaden, eine Menge Pudermäntel, Schlafröcke, Sonnenschirme, Papageien und andere Vögel. Kurz darauf wurde die Schlacht bei Roßbach geschlagen. Soubise war seines Sieges so gewiß, daß er fürchtete, der König, den er nicht anders als den Markgrafen von Brandenburg nannte, möchte ihm entwischen. Er ließ daher seine Soldaten sich in Bewegung setzen, um die Preußen von beiden Seiten einzuschließen. Mit schallender Kriegsmusik zogen die Franzosen bei den Preußen vorbei und fragten höhnisch, ob das etwa die Potsdam'sche Wachtparade sei?

„Friedrich, der sich auf die Geschwindigkeit seiner Soldaten verlassen konnte, ließ diese erst ungestört ihr Mittagbrod verzehren. Jetzt schlug es zwei Uhr.

„Zelte abgebrochen! hieß es. In Reihe und Glied gestellt!

„Im Augenblick waren die Preußen mit allem fertig und standen zum Staunen der Franzosen schlagfertig da. Die letztern hielten etwa ein dreimaliges Feuer aus, dann stürzten sie in Gemeinschaft mit den ihnen verbündeten Reichstruppen in wilder Un-

ordnung davon und stellten sich in einen unordentlichen Haufen. Die preußischen Reiter-Regimenter hieben ein und richteten eine gräßliche Verwirrung an. Die Franzosen, welche nicht niedergehauen wurden, warfen die Waffen weg, flehten demüthig um Gnade und ließen sich gefangen nehmen. Ein Rest, welcher entkam, eilte in wilder Hast, wie auch gegenwärtig, dem Rhein zu und machte erst Halt, nachdem jener Fluß überschritten war."

Bianka lachte aus Herzensgrunde und bat den Vater, nun auch noch den Schluß des erhaltenen Briefes vorzulesen.

„Viel ist es freilich nicht mehr," bemerkte der Major, griff nach dem Schreiben und las weiter:

„So viel über die ersten Siege der vereinigten deutschen Brüder. — Soeben bringt mir mein Bursche, der Gefreite Wilhelm Sauerteig, der nebenbei gesagt aus dortiger Stadt ist, in einem blechernen Behälter meinen Kaffee, natürlich ohne Rahm, ohne Milch und ohne Zucker, aber er thut mir doch gute Dienste, denn er erwärmt den Körper."

Beide Damen fuhren von ihren Plätzen empor.

„Mein Gott und Vater," rief die Majorin mit blassem Gesichte, „das ist ja eine wunderbare Schickung. Wilhelm Sauerteig ist Bursche des Herrn Lieutenants v. Wangenheim geworden?"

„Ich finde darin eben nichts Wunderbares," widersprach der Major. „Wangenheim avancirte erst jetzt zum Lieutenant und ihm mußte ein Bursche gestellt werden; Sauerteig aber ist ebenfalls jetzt erst zum Regiment gestoßen und hieraus die Ueberweisung an den Erstern sehr erklärlich."

„Wann schreibst Du wieder an Wangenheim?" fragte die Majorin.

„Schon morgen will ich mich für den Genuß bedanken, den er mir durch seine wahrhaft meisterhafte Schilderung über die Schlachten von Wörth und Weißenburg gemacht hat," war die Antwort.

„So erlaubst Du mir wohl, daß ich ein Paar Zeilen einlege und Wilhelm Sauerteig dem Herrn v. Wangenheim noch besonders empfehle."

„Bomben und Granaten!" rief der Major ärgerlich, „daraus

wird nichts! — Soll denn der Herr v. Wangenheim schließlich auch noch in diese verdammte Geschichte eingeweiht werden? — Ich kenne diesen Sauerteig nicht und Du kennst ihn eben so wenig, damit Basta! — Wir werden daher über diesen nebensächlichen Punkt schweigen und ich will den Brief zu Ende lesen."

„Diese Störung durch meinen Burschen veranlaßt mich, für heute abzubrechen, zumal meine Gedanken schon etwas ermüdet sind. Im Uebrigen befinde ich mich wohl und bin gesund, wie ein Fisch im Wasser, und die Strapatzen scheinen mir sehr gut zu bekommen. Hoffentlich werde ich bald in der Lage sein, Ihnen neue Siege verkünden zu können. Empfehlen Sie mich, mein hochverehrter Herr, Ihrer lieben Frau Gemahlin und insbesondere auch Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter. Sobald Sie Nachricht von meinem Freunde Kunibert erhalten, den ich kaum hoffen kann, im Felde persönlich zu begegnen und zu sprechen, so übersenden Sie ihm gefälligst meine herzlichsten Grüße. — Nun aber weiter, immer weiter nach Paris mit Gott für König und Vaterland. Behüte der gütige Himmel Ihr Haus und

Ihren ergebensten

v. Wangenheim,

Seconde-Lieutenant im Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7."

Der Major legte nun das Schreiben sorgfältig wieder in einander, und indem er es in die Rocktasche steckte, entfernte er sich, nicht vollständig zufriedengestellt, mit den Worten aus dem Zimmer:

„Die Relation zeugt von Genie und offenbar sogar von Feldherrntalent, aber — die Schleichpatrouille — die Schleichpatrouille — verdammt! — Er wird mich doch wohl verstanden und seinen Traum noch nicht vergessen haben?"

11.

Die schöne Sara oder die Thränen der Jüdin.

Das Eckhaus rechter Hand in der Judengasse zu Gr. ist äußerlich sehr unscheinbar. Schon die Bauart desselben bekundet augenscheinlich, daß seine Entstehung aus einer Meisterhand des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht hervorgegangen ist. Die kleinen niedrigen Fenster, mit dicken Eisenstäben sorglich vor Einbruch geschützt, geben dem antiken Bauwerke einen düstern, unheimlichen Anstrich, der durch die vom nagenden Zahne der Zeit wesentlich beeinflußte Baufälligkeit, mehr aber noch durch den Schmutz der Außenwände fast abschreckend hervortritt.

Jedermann würde zweifellos den Eindruck gewinnen, daß der Bewohner jener armseligen, unsauberen Hütte ein armer Mann sei; aber dennoch ist dies keineswegs der Fall. — Das Innere des Hauses steht mit seinem Aeußeren im grellsten Contraste, denn es entfaltet einen Luxus, einen Glanz und Reichthum, wie er kaum in den Palästen der höheren Aristokratie anzutreffen ist. Hinter diesem vermoderten Kasten befindet sich nämlich ein ganz neuer Anbau, der durch das vor ihm stehende alte Gebäude vollständig verdeckt und daher dem Gesichtskreise gänzlich entzogen wird. — In dem letzteren sind große räumliche Zimmer angebracht, welche mit kostbaren Seiden- und Sammettapeten verziert, deren Decken von Künstlerhand schön ausgemalt und deren Fußböden theils gebohnt, theils sogar mit Marmorplatten belegt sind. Das Meublement entspricht vollständig diesen Einrichtungen und deutet sprechend darauf hin, daß hier nicht nur Wohlhabenheit, sondern sogar Reichthum und ästhetischer Geschmack seine Werkstatt aufgeschlagen haben.

Wer mag denn wohl dieser sonderbare Kauz sein, dem die eigenthümliche Idee behagt, den inneren Werth und Glanz mit einer so abschreckenden äußeren Schale zu umgeben? — Es ist

der reiche Geldwechsler Gunpel Sonnenschein, der leibliche Bruder des uns aus dem Vorkapitel schon bekannten Handelsjuden Veilchen Sonnenschein zu Breslau. Sein Geschäftslokal befindet sich freilich in einer anderen, mehr frequenten Straße. In diesem sonderbaren Gebäude hat er nur seine Privatwohnung aufgeschlagen. Ein abergläubiges Vorurtheil fesselte ihn einmal an diesen Platz und er hätte das alte Haus für vieles Geld nicht hergegeben, denn in demselben ward er von armen Eltern geboren und in ihm hatte die Göttin des Glücks ihn aufgesucht. Er glaubte steif und fest, daß die letztere sich wieder von ihm wenden, ihn treulos verlassen würde, wenn er der Schwelle des von ihr aufgeschlagenen Asyls einstmals den Rücken zudrehen möchte.

Aber nicht dieser Aberglaube allein, sondern auch andere Rücksichten leiteten den eigenthümlichen Mann, den äußeren Glanz zu verdecken und im Privatleben eine ganz zurückgezogene, schlichte Stellung einzunehmen. Seine Frau war ihm schon vor langen Jahren gestorben und hatte ihm zwei Töchterchen hinterlassen, denen der Storch schon in der Wiege eine reichliche Erbquote geistiger wie körperlicher Vorzüge wohlwollend hineinlegte. Sara, die älteste dieser Bevorzugten, hatte den Frühling des Lebens schon zwanzig Mal begrüßt, während die jüngere, Judith, ihr an Lebensalter nur um ein Jahr nachstand. Beide waren gleich schön, gleich geistvoll, gleich wohlerzogen und es konnte daher nicht fehlen, daß sie die Bewunderung und Verehrung der männlichen Jugend des nicht zu großen Städtchens auf sich zogen. Jene Verehrer waren aber nur Christen, denn der Judenstand, obwohl unverhältnißmäßig stark vertreten, durfte sich des Reichthums und Ansehens an jenem Orte gerade nicht rühmen; Gunpel Sonnenschein war vielmehr der einzige, dem das Glück zugethaner gewesen war, als den andern seiner Glaubensgenossen.

Dabei war der reiche Geldwechsler äußerst bigott; mit Starrheit hing er an dem Glauben seiner Väter und weit eher hätte er bei der innigen Liebe, welche er zu seinen beiden Kindern hegte, sein Vermögen geopfert, als eines derselben einem Christen zur Frau gegeben. Diese Gründe veranlaßten ihn hauptsächlich, das angewandte Verschanzungssystem consequent beizubehalten und dadurch die Aufmerksamkeit der in stiller Häuslichkeit erzogenen Kin-

der von der Außenwelt abzulenken. — Anders, wesentlich anders war es freilich in den Herzen der Mädchen beschaffen, wie wir dies nachstehend darzuthun versuchen werden.

Es war kurz vor dem Mittagsessen, als der reiche Geldwechsler von seinem Geschäftslokal in die in der Judengasse gelegene, schon vorerwähnte Privatwohnung zurückkehrte. Er mochte wohl recht gute Geschäfte gemacht haben, denn er setzte sich freundlich und gesprächig an die schon gedeckte Mittagstafel, welche außer ihm nur noch durch seine Kinder Sara und Judith besetzt war. Wohlgefällig ruhten seine kleinen grauen Katzenaugen auf den blühenden Gesichtern und den kräftigen Gestalten der beiden Mädchen. Insbesondere prangte Sara am heutigen Tage in ihrer vollen Blüthe. Sie war am frühen Morgen ausgewesen, um in einer entlegenen Musikalien-Handlung einige Einkäufe zu besorgen und hatte sich zu dem Ende sorgfältiger als gewöhnlich angekleidet. Ein schwarzes Kleid von schwerem Seidenstoffe umschloß den schlanken Leib, das dunkle, starke Kopfhaar war künstlich geordnet und geflochten, während der nicht verdeckte freie Nacken blendend weiß, wie eine Alabasterplatte aus dieser dunkeln Umhüllung hervortrat. Das mehr längliche als ovale Gesicht prägte zwar unverkennbar den orientalischen Typus aus, aber das glanzvolle schwarze Auge, wie die Rosen der Wangen auf dem schneeweißen Lilienfelde entfalteten einen magischen Zauber, eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Das Organ der Stimme war vollklingend und rein und wenn die Schöne die schwellenden Purpurlippen öffnete und die vollzähligen, blendend weißen Zähne zum Vorschein kamen, dann umspielte ein bezauberndes Lächeln den kleinen Mund, wodurch sich reizende Grübchen in Kinn und Wangen bildeten. — Ihr Körperbau war von ansehnlicher Länge, von schlanker Taille und breiten, kräftigen Schultern, während die zarten Hände und Füßchen fast einer Puppe entlehnt zu sein schienen. Mit Majestät und Grazie trug sie das Haupt hoch erhaben, ohne den Schein der Hoffarth und des Stolzes zu bekunden; ihr Gang war sylphidisch und graziös. Gelenkig und gewandt in allen ihren Bewegungen schwebte sie fast geisterhaft über die reich gestickten Fußteppiche dahin.

Anspruchslos und bescheiden erzogen, schien sich Sara dieser

körperlichen Vorzüge nicht bewußt zu sein, viel weniger aber ein Gewicht auf ihren Reichthum und ihre geistige Ausbildung zu legen. Sie glich einer eben so seltenen, als üppigen, farbenreichen, duftenden Blume, die der Hand des Gärtners entzogen, in einem verborgenen Winkel des Gartens unbeachtet und unbewußt sich entfaltet hat.

Eben legte Gumpel Sonnenschein den schweren silbernen Löffel aus der Hand und schob den von der warmen Suppe entleerten Teller bei Seite, als Jemand an die Thür klopfte. Unwillkürlich entfuhr ihm das Wort:

„Herein!"

und ein hübscher, schlank gewachsener Mann mit kurz geschorenen Haaren und etwas sonnenverbranntem Gesichte in einem grade nicht stutzermäßigen, aber immerhin doch anständigen Anzuge trat in das Zimmer. Sein erster Blick fiel auf die schöne Sara und Beide errötheten. Nicht minder wechselte aber auch der Geldwechsler beim Anblicke des Eintretenden seine Farbe. Unter seinen kleinen bebuschten Augenbrauen schossen Blitze des Zornes und Unwillens hervor, die er sich vergeblich bemühte ganz zu unterdrücken. Schnell erhob er sich aus seinem Lehnstuhle, kreuzte die Arme über der Brust zusammen, und sich dem jungen Manne zuwendend, fragte er barsch:

„Welcher Veranlassung habe ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken, Herr Baron?"

„Bitte höflichst um Entschuldigung," antwortete der Eindringling etwas verlegen und ein wenig stotternd, das Gesicht wie mit einer Zaubermacht der schönen Sara zugewendet, welche die langen seidenen Augenwimpern beschämt zur Erde gesenkt hatte, „bitte vielmals um gütige Entschuldigung, Herr Sonnenschein, daß ich Sie grade beim Mittagsmahle störe; allein diese Störung war unvermeidlich, denn ich beabsichtige ein sehr dringendes Geschäft mit Ihnen abzuschließen, das durchaus keinen Aufschub erleiden darf. Beim Lesen der gestrigen Zeitung bin ich nämlich erst Abends spät zu jenem Entschlusse gelangt und zur Ausführung desselben heute hierher gereist. Da Ihr Geschäftslokal bei meiner Ankunft aber schon geschlossen war, so habe ich mir die Freiheit erlaubt, Sie in Ihrer Privatwohnung zu belästigen."

„So, so," brummte der Jude stehend, ohne auch dem Baron einen Stuhl anzubieten, „Ihr Gut liegt doch nur drei Stunden Weges von hier; Sie müssen mithin wohl erst sehr spät abgereist sein, was eben nicht sehr für die allzugroße Dringlichkeit des mit mir abzuschließenden Geschäfts spricht."

„Sie irren," antwortete der Baron, noch mehr verlegen, „ich reiste bereits heute früh um fünf Uhr von meinem Gute ab; allein ich ward unterwegs von einem guten Freunde abgefangen, der mich mit eisernen Klammern umschlossen hielt. Ich hatte viele Mühe, mich endlich von ihm zu befreien und nicht ich, sondern er trägt die Ursache und die Schuld der Verspätung."

Der Wechsler lächelte spöttisch, und es schien fast, als ob er sich vorgenommen habe, beleidigend gegen den Baron vorzugehen, denn er entgegnete achselzuckend:

Das Geschäft muß überall in erster Linie stehen. Ein altes Sprüchwort sagt schon: Erst das Geschäft und dann das Vergnügen."

„Ich danke für die Belehrung," bemerkte der Baron, indem er ärgerlich die Lippen zusammenkniff. „Uebrigens glaube ich auch mich nur so weit Ihnen gegenüber rechtfertigen zu müssen, als ich eine Störung in Ihren Privatverhältnissen durch meinen Zutritt in Ihrem Hause herbeigeführt habe, während die stattgehabte Vernachlässigung nur mir zum Nachtheile gereicht und daher auch lediglich meine eigene Sache ist."

„Sonderbar," entgegnete der Wechsler höhnisch. „Ich denke, Sie wollen mit mir ein Geschäft abschließen? Wer aber mit einem Andern ein Geschäft abschließt, der will etwas verdienen. Wird nun der Abschluß durch die Verzögerung des einen Theils vereitelt, so trifft der Nachtheil nicht blos den Einzelnen, sondern selbstredend beide Theile zugleich, sowohl mich, wie Sie."

„Sie aber nur indirekt, mich hingegen direkt," wendete der Baron ein.

„Ganz einerlei," sagte der Wechsler leise. — „Nun, was haben Sie auf Ihrem Herzen?"

„Ich beabsichtige, mich bei der Norddeutschen zu Kriegszwecken bestimmten Bundesanleihe mit 10,000 Thalern zu betheiligen," antwortete der Baron. „Der Subscriptionspreis ist 88 Prozent und

die Papiere werden zum Nominalwerthe eingelöst; ich glaube, daß ich durch diese Subscription zwei gute Zwecke zugleich erreichen kann und zwar einmal will ich dadurch meinen patriotischen Sinn dokumentiren, andererseits aber auch zugleich meinen persönlichen Nutzen wahrnehmen. Heute ist nun der letzte Tag, um sieben Uhr wird die Subscriptionsliste geschlossen."

„Sehr löblich, sehr brav," bemerkte der Wechsler, spöttisch lachend. „Wer hindert Sie hieran?"

„Ich beabsichtige, dies Geschäft in Ihre Hände zu legen, Herr Sonnenschein," fuhr der Baron fort. „Sie sollen für mich gegen Entnahme der üblichen Provision zeichnen, während ich Ihnen das Geld sofort behändigen werde."

„Warum ich?" fragte der Wechsler, einen bedeutungsvollen Blick auf Sara werfend. „Ich sollte meinen, daß Sie die mir zugedachte Provision mit leichter Mühe sich erhalten könnten. — Die Einzeichnungsstelle ist ja nur wenige Schritte von meinem Hause entlegen."

„Gewisse eigenthümliche Umstände zwingen mich," entgegnete der Baron, „meine günstige Vermögenslage nicht öffentlich zur Schau zu stellen. Auch könnten die Steuerbehörden hierauf aufmerksam werden und hierdurch sehr leicht in die Lage kommen, mich bei der ohnehin schon sehr drückenden Einkommensteuer noch höher einzuschätzen. Ich ziehe daher vor, lieber diesen kleinen Verlust zu erleiden, als mich jenen größeren Befürchtungen und Unannehmlichkeiten auszusetzen."

„Also aus diesen Gründen," bemerkte der Wechsler mit langgedehnter Stimme. „Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß ich es nicht für ehrenhaft halte, die fiskalischen Interessen zu beeinträchtigen. Ich bedauere daher, daß meine Grundsätze wie meine Zeit mir es nicht gestatten, Ihren Auftrag übernehmen zu können."

„Sie wollen hiernach nichts verdienen, Herr Sonnenschein?" fragte der Baron sichtlich überrascht.

„Nein, Herr Baron v. Seebach, nichts, gar nichts," war die Antwort.

„So thut es mir leid, Sie gestört zu haben," entgegnete der Baron, indem er sich entfernte, zuvor aber noch einen schmachtenden Blick auf die in Purpur erröthete schöne Sara warf und,

Revange nehmend, sich ihr zugewendet, im Abgehen noch hinzusetzte:

„Fräulein Sara, ich bedauere Sie, denn Sie haben einen sehe harten und eigensinnigen Vater."

Ein langes anhaltendes höhnisches Gelächter entfuhr dem Munde des Wechslers. Er setzte sich wieder an den Tisch und wiederholte mit erröthetem Gesichte:

„Ja wahrhaftig, einen harten und eigensinnigen Vater. Wenn der Fuchs in den Taubenschlag eindringt, so muß man ihm die Ruthe abhauen. Verstehst Du mich, Sara, mein Töchterchen?"

Majestätisch, mit stolzem Anstande erhob sich Sara, einer gebietenden Königin gleich, von ihrem Sitze. Der Purpur ihres Gesichtes verwandelte sich in das Weiß der Lilie.

„Mein Vater," sagte sie mit bebender Stimme, „ich verstehe weder Deine Worte, noch überhaupt Dein heutiges Benehmen. Ich hoffe nicht, daß meine Person die Veranlassung zu der unwürdigen Behandlung des Barons gewesen ist. Herr v. Seebach ist ein Ehrenmann und ich fühle mich beschämt durch Dein heutiges Betragen."

„Was?" rief der Wechsler zornig, „Du würdest wahrhaftig vernünftiger thun, wenn Du Dich durch die dreisten Werbungen und frechen Anträge dieses Christen beschämt fühlen möchtest. — Glaubst Du etwa, Gunpel Sonnenschein wäre ein so einfältiger Pinsel, daß er nicht übersehen könnte, aus welchem Grunde dieser zudringliche Dummkopf mich hier bei der Mittagstafel aufgesucht hat? Meinst Du etwa, ich wüßte es nicht, daß dieser Schuldenkrämer nicht 10,000 Pfennige in seiner Tasche, geschweige denn 10,000 Thaler zur Verfügung hat? Jenes Geschäft macht er für einen Anderen, nur in der Absicht, um mich zu täuschen, um mir eine günstige Lage über seine bankerotten Verhältnisse aufzudringen. O, ich kenne seine Vermögenslage sehr genau und weiß im Uebrigen recht gut, was er im Schilde führt. Mich täuscht dieser flachköpfige Esel aber nicht, und selbst wenn er über Millionen zu gebieten hätte, so schwöre ich Dir, daß er nun und nimmermehr mein Schwiegersohn werden würde. — Hast Du mich jetzt besser verstanden, Sara, als vorhin?"

Die schöne Jüdin lehnte das Köpfchen stolz hinten über und sagte ruhig:

„Du ereiferst Dich vergeblich, Vater, ich habe Dir noch keinen Grund und keine Ursache gegeben, ein so hartes Urtheil aussprechen zu müssen, am wenigsten aber wird der Baron v. Seebach Dich jemals in diese Verlegenheit bringen."

„Das gebe der Gott unserer Väter," stöhnte der Wechsler, „daß ich diese Schande niemals erleben und der Fluch des Rabbi wie der unserer Gemeinde von der Schwelle meines Hauses immerdar fern bleiben möge. — Komm näher zu mir heran, mein Töchterchen, schaue mir aufrichtig in das Auge und lege die Hand auf das Herz. — Hast Du dem Baron schon den letzten Brief, den er Dir schrieb, beantwortet?"

„Einen Brief von dem Baron?" fragte das Mädchen mit stolzer Miene.

„Ach, Du unschuldiges Täubchen," bemerkte der Wechsler grinsend. „Du hast wohl noch keinen Brief von ihm erhalten?"

Sara richtete sich hoch empor, ihr brennendes Auge heftete sich fest auf das Antlitz des Vaters und furchtlos antwortete sie:

„Vermag ich es zu hindern, daß Jemand an mich schreibt?"

„Allerdings vermagst Du dies, Du abtrünniges, ungerathenes Kind," schrie der Wechsler zornig.

Seine Hand fuhr pfeilschnell in die Brusttasche, aus der er drei feine, sauber geschriebene, wohlriechende Briefchen hervorzog und solche mit den Worten in die Höhe hielt:

„Heute Abend werde ich Dir die Antwort auf diese Schreiben diktiren."

Die jüngere Schwester stieß einen lauten Angstschrei aus, während Sara ungebeugt verächtlich lächelte; der Wechsler ergriff Stock und Hut und eilte fluchend davon, indem er die Stubenthür dergestalt hinter sich zuwarf, daß die Fensterscheiben erzitterten.

Jetzt erst, nachdem die beiden Mädchen allein und von keinem Zeugen belauscht waren, legte Sara die Maske des Stolzes ab, sie fiel ihrer jüngern Schwester um den Hals und die Thränen flossen in reicher Fülle von den Wangen Beider auf den stummen, nicht verrätherischen Fußboden hernieder.

„Ist es nicht unerhört und im höchsten Grade unwürdig, daß der Vater unsere Sachen durchstöbert und uns wie Schulkinder behandelt?" schluchzte Sara. „Es genügt ihm nicht mehr, daß er uns einsperrt, uns wie gestohlene Gegenstände vor den Augen der Welt versteckt, nein, er visitirt auch jetzt schon unsere Kleidertaschen."

„Wo hattest Du aber auch in aller Welt nur diese unglückseligen Briefchen hingelegt, daß sie in die Hände des Vaters gerathen mußten?" fragte Judith.

„Ich sage Dir ja, Schwester," bemerkte Sara, „daß er sie mir aus der Kleidertasche herausgeholt hat. — Wie Du weißt, hatte ich jene Briefchen mit einer seidenen Schnur zusammengeschnürt und solche alsdann in die Tasche meines weißen Ballkleides gesteckt."

„Ach, das wird ein entsetzliches Unglück geben, liebe Sara," seufzte Judith, „wenn der Vater heute Abend nach Hause kommt."

„Das fürchte und hoffe ich eben nicht," entgegnete Sara resignirt. „Ich bin kein Kind mehr und werde ihm zeigen, daß ich den Muth und die Stärke besitze, seiner Härte und Gefühllosigkeit, wie seinen verschrobenen, nicht mehr zeitgemäßen Ansichten Widerstand leisten zu können. Ich bin zwar nur ein Mädchen, ein schwaches Mädchen, aber auch das Weib wird stark, wenn es in seiner Würde verletzt wird."

„Wohl wahr, liebe Schwester," wendete Judith ein, „aber Du bist nicht nur das Weib, das berechtigt ist, seine Selbstständigkeit und seine Frauenwürde zu schützen und zu wahren, sondern Du bist auch zugleich das Kind, welches den schuldenden Gehorsam nicht versagen darf."

„Du sprichst wunderlich," bemerkte Sara, „auch der Gehorsam hat seine gewisse Grenze, auch er hat sein Ziel. — Ich werde auf keinen Fall schreiben, was mir der Herr Vater in seinem blinden religiösen Wahnsinn zu diktiren belieben möchte. Diese Vorurtheile sind albern und es ist keine Ehre, sondern eine Schande albern zu handeln. — Wie Du weißt, ist mir der Baron sehr gleichgültig, ich fühle auch nicht die mindeste Zuneigung zu diesem geckenhaften Menschen, aber der Anstand und die Sitte erfordern,

es, daß man gewisse Formen nicht überschreitet. Das Benehmen des Vaters gegen den Baron war indeß ein solches, welches diese Formen gänzlich außer Auge setzt und dadurch auch den uns schändenden Mangel an Bildung verräth."

„Ach, Du Gott Abrahams," stöhnte Judith aus tiefer Brust, „wenn der Vater erst davon eine Ahnung hätte, daß Dein Herz an dem armen Kattunweber Wilhelm Sauerteig hängt, er risse sich die wenigen grauen Haare aus dem Kopfe."

„Das mag er thun," bemerkte Sara, Wilhelm ist ein Mann, dem Achtung und Ehre gebührt. Er ist ein Mensch, der Geist und Herz hat, er ist ein braver, opferwilliger Sohn, ein zärtlicher Bruder, ein fleißiger Arbeiter, die Bescheidenheit und Sanftmuth thront auf seiner edlen Stirn und sein Herz ist offen, ohne Tücke, ohne Falschheit. Wer einen solchen Menschen verachtet, der verdient, daß ihm ein gleiches Loos widerfährt, daß auch er verachtet werde."

„Ja, ja, das ist wahr," bestätigte Judith, „Wilhelm verdient wirklich alle Anerkennung. Ich werde es nie vergessen, wie er sich einschränkte und darbte, als er seine Militairdienstzeit in unserer Garnison ableistete und bei uns im Quartier war, wie er die wenigen freien Stunden und oft sogar die ganzen Nächte hindurch arbeitete, nicht für sich, sondern nur, um seine arme Mutter und seine kleinen Schwesterchen vor Hunger und Noth zu schützen. Aber er ist ein Christ und dabei arm, Du wirst ihn nie zum Manne erhalten."

„Ich liebe ihn und werde ihn lieben, so lange mein Herz schlägt," betheuerte Sara mit feierlicher Stimme. „Ich werde ihm mit aller meiner Macht, mit Anwendung aller meiner Kräfte dazu verhelfen, das zu erlangen, was ihm gebührt, was die schnöde Habsucht, die Geldgier, die Bosheit ihm widerrechtlich geraubt hat. Er soll und muß die Stellung wieder einnehmen, die ihm die Geburt in die Wiege legte, und nicht eher werde ich ruhen und rasten, bis ich diesen Plan verwirklicht habe."

„O Sara, Sara!" lispelte Judith leise, „das wirst Du nicht thun, denn Du würdest dadurch den Vater und uns selbst an den Pranger stellen."

„Wer Unkraut säet, mag Unkraut ernten," erwiderte die schöne

Jüdin. „Soll er etwa im Elend verschmachten, während wir nicht wissen, wo wir den Ueberfluß und Reichthum vor den Augen der Welt am sichersten verstecken können?"

„Dann wollen wir ihn unterstützen, ihm helfen," wendete Judith ein, „ihm Alles geben, was wir nur irgend entbehren können; den Vater aber schonen, bis er das Auge zudrückt."

Sara erhob sich von ihrem Platze und warf einen verächtlichen Blick auf die Schwester.

„Ich sehe wohl," sagte sie, „daß Du den edlen Jüngling in seiner ganzen Größe und Würde noch nicht erkannt und erfaßt hast. Er würde Deine Angebote, Deine Unterstützung mit Stolz zurückweisen."

„Glaubst Du dies wirklich?" fragte die Schwester ungläubig.

„Ich glaube dies nicht nur, sondern ich bin hiervon überzeugt," war die Antwort. „Zu verschiedenen Malen schon habe ich durch dritte und vierte Personen ihm ansehnliche Subventionen zustellen lassen wollen, aber Niemand vermochte ihn zur Annahme derselben zu bewegen. Er wies sie stets mit der größten Entschiedenheit zurück, und dies ist es eben, wodurch er noch höher in meinen Augen gestiegen ist. Dieser Charakter entspricht so ganz dem meinigen und kettet mich daher noch mehr an ihn. Wenn er aber aus der helfenden Hand Anderer nichts annimmt, so wird er um so sicherer die Annahme verweigern, sobald er erfährt, daß wir die Spender sind."

„Aber liebe, gute Sara," flehte Judith ängstlich, „es hilft Dir ja doch alles nichts, er ist ein Christ und nimmermehr wird der Vater zugeben, daß —"

„Schweig, Judith," unterbrach Sara die Schwester im mürrischen, befehlenden Ton. „Ich sage Dir, daß ich es durchsetzen werde, was ich beabsichtige, so wahr die liebe Sonne über Gute und Böse scheint. — Den starrsinnigen Vater habe ich in meinen Händen, ich werde nicht ihm, sondern er wird mir gehorchen müssen. — Die abstrakten Begriffe werden einen Wechsel erleiden, das Kind gebietet dem Vater und das Recht gebietet dem Verbrechen. — O, Vater, Vater, Du hättest wahrhaftig wohler gethan, wenn Du auf die Bewahrung Deiner eigenen, Dich in den Augen Deiner Kinder schändenden Geheimnisse eine größere Sorg=

falt verwendet und Dein Verbrechen unter ein dunkleres Licht gestellt hättest, als daß Du die Kleidertaschen Deiner Kinder visitirst und nach nichtssagenden, werthlosen Papieren suchest. Starrsinnig hängst Du mit bigotter Frömmelei an dem veralteten Glauben Deiner Väter und verachtest den Andersgläubigen, aber Du mißachtest die heiligen Gebote des Talmuds, denn es steht darin geschrieben:

„Du sollst kein unrecht Gut begehren."

„Pfui! lästere den armen Vater nicht," sagte Judith unter Thränen, „auch er ist gut und liebt uns unendlich."

„Die Liebe bezweckt das Wohl, uicht aber das Verderben," wendete Sara ein; „wer aber zu dem Wehegeschrei seiner Kinder das harte Herz zuschließt, der liebt sie nicht."

Eben beabsichtigte die jüngere Schwester weitere Einwendungen zu machen, als das Dienstmädchen mit einem Brief in das Zimmer trat und verwundert auf die noch vorhandenen, kaum berührten Speisen blickte.

„Hier ist ein Brief abgegeben worden," sagte sie, denselben mechanisch auf das Tischtuch legend. „Darf ich die Tafel abräumen?"

„Gewiß," bemerkte Sara, indem sie nach dem Schreiben griff und seine Adresse genauer in Augenschein nahm.

„Vom Onkel aus Breslau," sagte sie und gab der Schwester einen Wink, ihr zu folgen.

Beide begaben sich in ein anderes, an das Speisezimmer angrenzendes Lokal und Sara sagte:

„Wie Du mir, so ich Dir. Wir wollen den Brief des Onkels öffnen. Forscht der Vater nach unseren Geheimnissen, so haben wir ein Recht, auch nach den seinigen zu forschen. — Vielleicht ist etwas Interessantes darin enthalten."

„Wie kommst Du auf diese Idee?" fragte Judith, „und wie willst Du das Schreiben wieder so verschließen, daß der Vater die erfolgte Eröffnung nicht bemerkt?"

„Närrchen," entgegnete Sara, „das wäre wahrhaftig nicht das erste Mal, daß ich die Briefe des Onkels erbrochen und wieder petschirt hätte. Woher wüßte ich denn sonst so genau den Zusammenhang in Betreff des wider meinen guten Wilhelm be-

gangenen Verbrechens? Das Petschaft des Onkels besitze ich so gut, wie er, denn ich habe mir es nachstechen lassen."

Behende löste die schlaue Schöne mit vieler Kunstfertigkeit mittelst eines kleinen Messerchens das Siegel soweit ab, daß der Inhalt des Schreibens aus dem Couvert gezogen werden konnte, während die Schwester ihr staunend zusah. Sie stellte sich nun in eine Fensternische und las. Je weiter sie aber die jedenfalls etwas unleserlichen Schriftzüge entzifferte, desto mehr verfärbte sich ihr Gesicht. Sie vibrirte am ganzen Körper, und als sie bis zum Schluß gelangt war, rieselten die hellen Thränen unaufhaltsam über die Wangen hernieder. Ein heiliger Ernst hatte sich über ihr Gesicht gelegt und die Schwester wagte nicht, sie zu stören. Krampfhaft hielt sie lange den Brief umschlossen, dann aber beugte sich ihr Knie zur Erde.

Lange, lange weilte ihr Geist an der Stufe des Himmelsthrones und verflog sich sodann in eine fernere Gegend. Endlich erhob sie sich majestätisch von den Dielen empor, keine Thräne perlte mehr im schönen Auge, erhaben, wie eine Gestalt aus Himmelshöhen, Ehrfurcht gebietend, schritt sie gemessen durch das Zimmer, und ehe die vor Staunen und Verwunderung sprachlos gewordene Schwester es verhindern konnte, hatte sie den Brief bereits wieder versiegelt.

„Sara, Sara, was ist mit Dir vorgegangen?" rief endlich Judith, beide Hände flehentlich emporhebend.

Die schöne Jüdin aber drückte einen Kuß auf die Stirn des zitternden Mädchens und lispelte leise:

„Der Meeresgrund ist schauerlich tief und entsetzlich, darum hat ihn die Gottheit dem Auge verdeckt. Es ist besser, meine Gute, daß Du es nicht weißt!"

Wir aber hoffen den Schleier des Geheimnisses seiner Zeit dennoch lüften und das klare Gebilde der Oeffentlichkeit übergeben zu können.

12.

Die Wahrsagerin oder die Tochter des Nils.

„Johann, nimm Du den Henkelkorb in den Arm und begleite mich," sagte Bianka v. Brandenstein zu ihrem Bedienten. „Ich habe verschiedene Einkäufe zu besorgen und wir wollen uns sogleich auf den Weg machen."

„Sogleich?" fragte der alte Brummkopf mürrisch. „Es regnet ja so in Strömen vom Himmel herab, als ob eine zweite Sündfluth im Anzuge wäre. Zudem ist es ja noch zu früh und nur wenige Läden werden schon geöffnet sein."

„Wir werden in dem Regen nicht umkommen," entgegnete Bianka. „Thue, was ich Dir befehle."

Johann brummte und schickte sich an, den Korb zu holen, während auch Bianka sich reisefertig machte.

Der Diener hatte übrigens wohl recht, denn ein heftiges Gewitter war im Anzuge. Die Schleusen des Himmels hatten sich weit geöffnet und ein heftiger, von einem schneidenden Winde begleiteter Regenguß plätscherte auf die Dächer und das Straßenpflaster der Stadt hernieder. Alles flüchtete unter die schützenden Räume, selbst die befiederten Bewohner der Lüfte suchten eine Zufluchtsstätte, es war daher eine mehr denn wunderliche Idee, daß Bianka, den Natur-Ereignissen Trotz bietend, diejenige Stätte verschmähte, welche Andere aufzusuchen bemüht waren.

Jene Idee hatte aber ihren natürlichen Grund und findet ihre Aufklärung darin, daß die junge Dame krank und zwar herzleidend war. Bekanntlich sind drückende Schwüle und dicke, das Athmen erschwerende Luft fast immer die sichersten Vorboten eines nahenden Gewitters. Jene Vorerscheinungen hatten sich auch gegenwärtig, namentlich in der vorangegangenen Nacht geltend gemacht. Bianka hatte wenig und dabei höchst unruhig geschlafen. Böse Träume hatten ihre Phantasie gequält und eine ihr selbst

unerklärliche Angst und Furcht hielt das arme, hochklopfende Herz am frühen Morgen umschlossen.

Seit der letzten Relation über die ersten deutschen Siege von Weißenburg und Wörth war ein weiteres Lebenszeichen von ihrem so heißgeliebten Wangenheim nicht eingegangen; selbst der Bruder Kunibert hatte erst einmal geschrieben, während doch die Zeitungsblätter von weiteren Schlachten und Siegen berichteten. Auch Vater und Mutter waren über das Schicksal Kuniberts, Bianka mehr aber um das des Geliebten bekümmert. Alle diese Gedanken concentrirten sich während der schlaflosen Nacht in dem Gehirn des Mädchens und fanden durch die fast erdrückende Atmosphäre erhöhten Nahrungsstoff. Bianka sah den Geliebten im blutigen Schlachtengewühl, sie sah es, wie verheerende Feuerschlünde sich sein theures Haupt zum Zielpunkt auserwählten, sie hörte das Gebrüll der Geschütze, das Knattern der Verderben bringenden Mitrailleusen, das Pfeifen der Kugeln aus den Chassepots, sie hörte das Gewinsel der Verwundeten, den Hülferuf der Sterbenden, dazwischen das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln des Tambours und das Hurrahgeschrei der vorwärtsschreitenden siegreichen deutschen Truppen. Da verbreitete sich plötzlich ein undurchsichtiger Pulverdampf über das Schlachtgefilde, vergeblich strengte sie ihre Augen an, dem Geliebten zu folgen, er entzog sich ihrem Gesichtskreise und selbst die mächtigen, dicken Rauch und Qualm ausströmenden Feuersäulen der angrenzenden, in Brand geschossenen Dörfer vermochten nicht das Dunkel zu erhellen und ihr die Spur des verlorenen Geliebten wieder vor das geblendete Auge zu führen. Mit zermalmtem Herzen beabsichtigte sie eben, sich in dieses Chaos, in diese undurchdringliche Finsterniß zu stürzen, als ein lauter, herzzerreißender Schmerzensschrei von des Geliebten Stimme zu ihren Ohren drang.

„Bianka! Bianka! — hilf mir!"

vernahm sie deutlich flehen und aus dem dicken Pulverdampf trat, wie ein böser Rachegeist, ein Turko in herkulischer Gestalt mit teuflischem Grinsen hervor, in der einen schwarzen Hand das blutende Schlachtmesser, in der andern aber den abgetrennten Kopf des Geliebten an den Haaren haltend.

Im Schweiße gebadet erwachte sie aus diesem entsetzlichen

Traume, hörbar klopfte ihr das Herz im Busen und schluchzend erhob sie die gefalteten Hände zum Himmelsthrone, um ihm dafür zu danken, daß es nicht Wirklichkeit, sondern nur ein Traum gewesen, und um von ihm den barmherzigen Schutz für den Geliebten zu erflehen.

In fieberhafter Aufregung und abgespannt an allen Gliedern des Körpers wartete sie schmerzlich auf den Anbruch des jungen Tageslichtes; allein, es währte lange, sehr lange, ehe die Hellung durch die schwarzen Gewitterwolken durchzudringen vermochte. Noch im Halbdunkel kleidete Bianka sich schon an und ein ihr selbst unerklärlicher Trieb drängte sie mit unwiderstehlicher Gewalt, das Haus zu verlassen und die Gluth des zurückgebliebenen Fiebers in der kühlenden Regenfluth abzudämpfen.

In diesem Zustande treffen wir sie im Eingang dieses Kapitels an, als sie eben dem widerstrebenden Diener den Befehl ertheilt, sie trotz des abscheulichen Wetters in aller Frühe schon auf einem Gang nach der Stadt zu begleiten. Der an eine strenge militärische Disziplin gewöhnte alte Bursche fügte sich schließlich doch und mit einem mächtigen rothen baumwollenen Regenschirm versehen, der noch ein Erbstück aus vorigem Jahrhundert zu sein schien, sehen wir ihn mit mürrischem, verdrießlichem Gesicht den Weg antreten.

Bianka, in einem leichten Mousselinekleide, über welches sie den Regenmantel geworfen, im Uebrigen bis auf die Hälfte der Knie aufgeschürzt, schreitet voran, während ihr Johann schweigsam in angemessener Entfernung folgt. Die Straßen sind leer und öde und nicht zu selten beide Fußgänger gezwungen, bis an die Knöchel durch das Wasser zu baden. Dem heißblütigen Mädchen scheint diese Abkühlung wohlzuthun, während der alte steifbeinige und gichtbrüchige Diener beim Antritte einer jeden derartigen Wasserpartie in militärischen Kraftausdrücken seinen Unwillen zu erkennen giebt.

Eben biegt die voranschreitende Wassernymphe um die Ecke einer fast überschwemmten Straße, um ihren ersten Anhaltepunkt in einem Materialwaaren-Geschäfte zu nehmen, das Eckhaus ist ein Victualienladen, in welchem zumeist die arbeitende Klasse ihre Bedürfnisse entnimmt. Auch jetzt in aller Frühe schon ist jener

Laden von Handwerkern und Taglöhnern angefüllt, welche das auf die Arbeit mitzunehmende Frückstück einkaufen und ihre umfangreichen Branntweinflaschen mit den unentbehrlichen Stärkungsmitteln füllen lassen.

Ein lautes Gelächter erschallte aus dem Verkaufslokale, als die beiden Wassertreter vorübereilten. Bianka, welche mit ihren Gedanken wohl an einem andern Orte sein mochte, hob das tief gesenkte Köpfchen in die Höhe und ihre Augen wandten sich der Richtung zu, von welcher jenes widerliche Gelächter zu ihren Ohren drang. In demselben Augenblick aber erfaßte von hinterwärts eine Hand ihren Regenmantel und hielt dadurch ihre Schritte auf. Schnell wandte sie den Kopf um und vor ihr stand eine phantastisch gekleidete, schwarzgelbe Frauensperson. Der blutrothe Rock, welcher ihren Leib umschloß, reichte nur bis an das nackte Knie und trug bereits sehr deutliche Spuren der Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Füße waren ebenfalls nackt und der Oberkörper durch ein blaues Mieder nur dürftig bedeckt. Den Hals und die fast offene Brust verzierten in grotesker Weise Perlen, Muscheln, Kreuzchen von Stein und von Elfenbein, während eine Schnur aufgereihter bunter Glasscherben, besonders hervortretend, bis auf den Gürtel herabreichte. -- Die kleinen stechenden Augen dieser seltsamen Frauensperson waren geröthet und aus dem ziemlich langen, ungeflochtenen, rabenschwarzen Kopfhaar strömte der Regen herab.

Bei dem unerwarteten Anblicke dieser wunderlichen Erscheinung erschrak Bianka heftig. Sie hatte aber noch nicht ihre Lippen geöffnet, noch nicht nach dem Begehr der Zudringlichen gefragt, als die Aegypterin schon die eine ihrer schmutzigen schwarzen Hände fest auf die rechte Schulter des geängsteten Mädchens gelegt hatte, während die andere Hand sich zu einem Almosen ausstreckte.

„Gieb viel, viel, weiße Schwester," sagte sie mit einer heiseren, krächzenden Stimme im abgebrochenen, fast unverständlichen Deutsch.

Bianka griff unwillkührlich nach ihrer Börse, um die Tochter des Nils zu befriedigen, doch Johann hatte sich eiligst jener Gruppe genaht. Er warf der Zigeunerin einen verächtlichen, zornigen Blick zu und sagte abwehrend barsch:

„Für solches Gesindel haben wir keine Almosen. Schere Dich zum Teufel, schwarze Hexe, oder ich werfe Dich in den offenen Kanal, damit Du in dieser Schwemme den Schmutz los wirst, der Dir am Leibe klebt."

Die Ziegeunerin warf dem alten Diener einen vernichtenden Blick zu.

„Dein Grab wird drei Ellen lang sein," krächzte sie kaum verständlich, „gehe hin und laß Dir den Sarg bestellen."

Bianka erbebte, Johann aber beabsichtigte, das Weib eben bei der Brust zu fassen, um sie aus dem Wege zu stoßen, als sie mit giftigem Blicke ihm beide schmutzigen Hände entgegenstreckte.

„Mein Blick ist klar und hell, ich hebe mit sicherer Hand den Schleier der Zukunft und sehe klar in die Tiefe der Vergangenheit," rief sie mit durchdringender Stimme ihm zu. „Hundert Nägel wirst Du an Deinem Sarge haben und der Meister schmiedet eben den neun und neunzigsten."

„Schweig, einfältige Hexe," entgegnete Johann spöttisch lächelnd, „mich bethörst Du mit Deinen Albernheiten nicht."

„Wenn der hundertste Nagel zu Deinem Sarge geschmiedet ist," fuhr die Aegypterin fort, „so wird Milarka um Mitternacht an Deinem Fenster klopfen und Dir das Maaß zum Todtenhemde nehmen."

„Schere Dich zum Teufel, Weib," rief Johann zornig.

„Milarka wird nicht gehen," entgegnete die Zigeunerin, in herausfordernder Stellung dem Diener gegenübertretend. „Ich sage Dir, ehe der Mond zweimal sein Licht gewechselt hat, werden die Eulen und die Raben bei der Nacht Dich umkreisen. — Denn:

Die Sonne fällt nieder,
Wenn der Mond aufgeht,
Und das Licht scheint wieder,
Wenn die Nacht vergeht
Und der Tag entsteht.

Räume daher Deine Vorrathskammer auf, weißer Bruder, und schütte sie in den geöffneten Schoß der beiden kleinen Würmer, die Dein Herr an seinen Tisch setzte."

Bianka zitterte und bebte, das war denn doch zu viel, und auch Johann ward betroffen und stutzig. Woher wußte dieses fremde Weib, daß der Major v. Brandenstein zwei Kinder in sein Haus aufgenommen hatte? — Nachdenkend legte Johann die Hand an die Stirn und sann darüber nach, ob er jene Person nicht schon irgend wo gesehen habe, aber sein Gedächtniß vermochte ihm keine Auskunft hierüber zu ertheilen.

Das zitternde Mädchen wollte sich der belästigenden Person entledigen, sie öffnete daher schleunigst die Börse und reichte dem Weibe ein Zehngroschenstück zu. Die Zigeunerin betrachtete die Münze, schüttelte darauf stark mit dem Kopfe, so daß das durchnäßte schwarze Haar chaotisch Gesicht und Stirn umflatterte und fast flehend stöhnte sie:

„Nicht genug, viel, viel!"

Abermals streckte sie die schwarze Hand aus und fügte etwas leiser hinzu:

„Die Mitrailleusen speien viele Kugeln und die Brust der Grenadiere ist nur schmal."

„Weib, was willst Du damit sagen?" fragte Bianka, einer Leiche gleich.

„Gieb Deine schöne Hand her, weiße Schwester," war die Antwort, „damit ich aus den Linien deutlicher lese. Die Grenadiere siegen, aber auf ihrem Blute segeln die Schiffe, auf ihren entfleischten Knochen und Schädeln wird ein neuer stolzer Thron erbaut."

„Weib, Du bist wahnsinnig," entgegnete Bianka mit bebender Lippe, „was willst Du mir sagen?"

„Deine Hand, Deine Hand her, weiße Schwester," fuhr die Zigeunerin fort, und gewaltsam zog sie die widerstrebende Hand Bianka's zu sich, riß den seidenen Handschuh herunter und ihre gerötheten Augen stierten prüfend in die innere Fläche.

„Viel, viel mußt Du noch geben," sagte sie hierauf leiser, indem sie zugleich die Schnur, an welcher die bunten Glasscherben gereiht waren, vom Halse nahm und mehrere jener Scherben über die Linien der Hand Bianka's ausbreitete. „Ja, ja," fuhr sie nachdenklicher fort, „ich werde die Salbe kochen und sie ihm auf

die brennenden Wunden legen, und der große Geist wird ihn nicht zu sich nehmen."

„Wen meinst Du?" fragte Bianka.

In demselben Augenblick entlud sich das Gewitter. Ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Luft und ein Blitzstrahl beleuchtete die phantastische Gestalt der Wahrsagerin, sie erschien in diesem Augenblick wie ein Gebilde der Zauberwelt.

„Der große Geist spricht, blanke Schwester," sagte die Zigeunerin furchtlos, „Du wirst ihn wiederhaben und Milarka wird ihn retten."

„Wen meinst Du?" wiederholte Bianka nochmals.

„Was fragst Du mich?" antwortete die Aegypterin. „Dein Herz ist bei ihm und Deine Augen haben ihn um Mitternacht gesehen. Die Turkos sind grausam wie die Raubthiere der Wüste, sie lechzen nach Blut und ihr Schlachtmesser ist scharf. — Milarka wiederholt es, Du hast Alles gesehen und Du weißt es:

Wenn es finster ist
Leuchtet das Feuer.
Und wo Blut fließt
Kreisen die Geier."

Bianka wurde fast ohnmächtig und wäre sicher auf offener Straße niedergestürzt, wenn Johann nicht seinen Henkelkorb vom Arm abgehängt und das zitternde Mädchen kräftig am Arme gehalten hätte.

„Kommen Sie, kommen Sie," sagte er zu Bianka, „die Hexe zieht das Gewitter an und der Blitz kann uns hier noch Beide erschlagen."

„Hahaha!" lachte die Zigeunerin widerlich, während sie mit der flachen Hand an die Taschen ihres Rockes schlug. In den Taschen mußte sie wohl ein Instrument haben, denn das Gelächter ward durch einen Ton begleitet, der fast wie ein Schellengeläute erklang.

„Fort, fort, von dem verrückten Weibe," mahnte Johann dringend, Bianka kräftig am Arme ergreifend und fast fortschiebend.

„Siehst Du den magern Schwager mit der blanken Schaufel in der Hand?" rief die Zigeunerin, sich an Johann wendend, in=

dem sie auf einem Beine tanzte und mit einem ihrer errötheten Augen durch eine bunte Glasscherbe sah. „Blicke hierher, dort steht er. Eine Pergamentrolle hält er in der Hand, in welcher mit Blut geschrieben steht:

„Fünf und siebenzig Mal hat nun die Erde die Sonne umkreist und noch sechszig Mal sich um ihre eigene Axe gedreht, als Johann Friedrich Biller in einer Scheune auf einem Bündel Stroh von dem großen Geiste auf den Schoos seiner Mutter gelegt ward. Schüttle den Baum, Milarka, die Frucht ist reif. — Hier ist die Schaufel!

Grabe! — Grabe! — Grabe!
So krächzt der Raabe.
Sechs Schuh! — Sechs Schuh!
Ruft der Uhu."

„Verdammtes Ungeheuer!" schimpfte jetzt der Diener zornig. „Woher weißt Du meinen Namen und den Ort meiner Geburt? — Sprich, wer sagte Dir mein Alter? — Du bist vom Teufel besessen!"

Die Zigeunerin antwortete nicht darauf, sondern streckte noch einmal ihre schmutzige gelbe Hand gegen Bianka aus und wiederholte flehend:

„Gieb viel! — Gieb viel! — Milarka braucht es."

Das zitternde Mädchen, welches keineswegs abergläubig war, das sich vielmehr auf einer ihrer socialen Stellung entsprechenden, zeitgemäßen Bildungsstufe befand, glaubte dennoch in diesem Augenblick, ein übermenschliches Wesen in der Person der Aegypterin zu erblicken. Es war dies auch keineswegs zu verwundern, denn wer hatte derselben das tief in ihrem Herzen verborgene Geheimniß verrathen, welches Vater und Mutter noch nicht einmal kannten? — Wer hatte der Zigeunerin mitgetheilt, was sie in der vergangenen Schreckensnacht geträumt und gelitten? — Woher kannte sie so genau das Alter, den Vor- und Zunamen, ja selbst den Ort der Geburt des alten, sie begleitenden Dieners? — Wer hatte ihr gesagt, daß der Major v. Brandenstein die Kinder des Webers Wilhelm Sauerteig in sein Haus aufgenommen hatte? — Bringen wir diese, allerdings unerklärlichen, Umstände mit dem krankhaften, gereizten Zustande Bianka's, mit der zufälligen, sie

beeinflussenden Naturerscheinung in Verbindung, so wird es nicht wunderbar erscheinen, daß selbst ein von allen Vorurtheilen freier Mensch durch die Macht der Ereignisse für einen kurzen Zeitraum wenigstens irre geleitet werden kann. Das unglückliche Mädchen hatte eine solche Scheu erfaßt, daß sie den ganzen Inhalt ihrer reich gespickten Börse entleerte und solchen in die offenen Hände des Weibes schüttete.

„So, so, jetzt ist es genug," krächzte das Weib mit heiserer Stimme. „Der gelehrte, weise Grenadier mit den großen schwarzen Augen, der die Sprache meiner Väter kennt, wird Dir dafür danken, weiße Schwester. Noch ehe die Finsterniß mit dem Tageslicht drei Mal gewechselt hat, wird Milarka ihm die Wunden verbinden."

Ein heftiger Schmerzensschrei entfuhr der zugeschnürten Brust Bianka's und einer Leiche ähnlich fing Johann die Wankende in seinen Armen auf; die Zigeunerin aber benutzte diesen für sie günstigen Augenblick, um sich zu entfernen. Sie schritt tänzelnd und fast geckenhaft die Gasse entlang, in welcher sie sich gegenwärtig befand. Johann verfolgte sie mit seinen Augen und war nicht wenig überrascht, als er bemerkte, daß ein bisher hinter einem Brunnenhäuschen versteckt gewesener Jesuitenpater, welcher die mit einem rothen Kreuze versehene weiße Binde der Johanniter am Arme trug, bald darauf hinter jenem Versteck hervortrat und sodann in vertraulichem Gespräche mit der Zigeunerin weiter wanderte. Gern hätte er ihre Spur weiter verfolgt, allein das hülflose Mädchen behinderte ihn an der Ausführung dieses Wunsches. Mit unendlicher Anstrengung gelang es ihm schließlich noch, die Unglückliche halb todt zur Wohnung zurückzubringen.

Das Krankenhaus ist kein gemüthlicher Aufenthaltsort; wir verlassen daher jene Stätte, um uns einer anderen Richtung zuzuwenden.

13.

Das Forsthaus bei Hagenau oder das Verbrechen des Jesuiten.

An der Lisière des Waldes, welcher in östlicher Richtung fast parallel mit der Chaussee nach Hagenau führt, bemerken wir einen Zug Grenadiere des Regiments Nr. 7 unter der Führung eines jungen, hoch emporgewachsenen Lieutenants bei Beobachtung der üblichen Vorsichtsmaßregeln langsam marschiren. Der Morgen ist kaum angebrochen, dicke Nebel und übelriechende Dünste treten von den hervorbrechenden Sonnenstrahlen angelockt, aus dem feuchten Moorboden und Waldesdickicht hervor und hüllen die Kriegerschaar in ihre dunkeln Schatten ein. Die Soldaten haben anstatt der lästigen und verrätherisch blitzenden Helme die leichteren und zweckmäßigeren Feldmützen aufgesetzt, die Bayonnette von den Gewehren abgeschraubt; im Uebrigen aber den Tornister mit dem Kochgeschirre auf dem Rücken und den Mantel en bandelier umgehängt. Sie rauchen fast sämmtlich aus der kurzen Feldpfeife, nur der Lieutenant und ein neben ihn marschirender Sergeant haben sich eine Cigarre angesteckt. Die Spuren von bereits überstandenen Bivouaks und Handgemengen mit dem Feinde sind an ihren Montirungsstücken sehr deutlich zu erkennen; denn vielfach sind die Uniformen durchlöchert und zerrissen, das Fußwerk und Lederzeug aber staubig und theilweise sogar mit Blut bespritzt. Die Art und Weise ihrer schleichenden Bewegung läßt dem militairkundigen Auge keinen Zweifel darüber übrig, daß sie eine Recognoscirung vornehmen und den nach der kurz zuvor erfolgten Niederlage des Marschalls Mac-Mahon bei Weißenburg und Wörth geflohenen Feind aufzusuchen im Begriff sind. Der Lieutenant, in welchem wir den Professor v. Wangenheim erkennen, läßt plötzlich an einer hervortretenden, starkbewaldeten Hügelkette halten. Die Grenadiere stehen still und unbeweglich da; der Lieutenant aber beugt sich zur Erde nieder und legt das Ohr lauschend auf das noch feuchte Moos.

„Haben Sie nichts gehört, Unteroffizier Sauerteig?" fragte er sodann sich wieder erhebend.

„Nichts, gar nichts," gab der Befragte zur Antwort.

„War es mir doch, als hätte ich menschliche Tritte vernommen," bemerkte der Lieutenant kopfschüttelnd. „Das Terrain ist hier stark coupirt und in den Thalgründen der vor uns liegenden Hügelkette befinden sich sichere Verstecke. Es erscheint mir daher nöthig, daß wir hier eine andere Disposition vornehmen."

Hierauf theilte er die Mannschaft seines Zuges in verschiedene Abtheilungen zu je fünf Mann ein, nahm die Generalstabskarte zur Hand und nachdem er einen prüfenden Blick auf dieselbe geworfen hatte, ordnete er an, daß jene Abtheilungen in einer gewissen Distance in Form von Schleichpatrouillen, die jedoch unter sich Fühlung halten mußten, jene Hügelkette absuchen und sich sodann an einem bestimmten Punkte wieder vereinigen sollten. Der Lieutenant v. Wangenheim unternahm die Recognoscirung allein, nur in Begleitung seines ehemaligen Burschen Sauerteig, welcher unmittelbar nach der Schlacht von Wörth von seinem Hauptmann zum Unteroffizier befördert worden war, da er sich durch Bravour und Umsicht rühmlichst ausgezeichnet hatte.

Obwohl die von der Frau Majorin v. Brandenstein beabsichtigte, in einem früheren Kapitel schon besprochene, von ihrem Ehegemahl jedoch nicht geduldete Empfehlung des damaligen Grenadiers Wilhelm Sauerteig unterblieben war, so hatte er doch durch sein musterhaftes Betragen sich inzwischen selbst bei seinen unmittelbaren Vorgesetzten bestens empfohlen und sich insbesondere die Gunst des Lieutenants v. Wangenheim in hohem Grade zu erwerben gewußt. Aus diesem Grunde hatte der letztere ihn auch zu seinem Begleiter erwählt.

Vorsichtig rückten die Patrouillen auf die ihnen näher bezeichneten Punkten vor, während auch der Lieutenant in Begleitung des Unteroffiziers eine genaue Direktion einschlug, nachdem er den Mannschaften noch die Abgabe eines bestimmten Signals empfohlen hatte, falls sie etwa auf den Feind, oder aber auf irgend etwas Verdächtiges stoßen möchten. Links und rechts spähend und horchend, drängte sich Lieutenant v. Wangenheim durch das dicht verwachsene Waldesdickicht, während Sauerteig zur

rechten Seite, in einer Entfernung von etwa zwölf bis dreizehn Fuß mit ihm ziemlich gleiche Richtung hielt. Plötzlich lichtete sich das Gehölz und er stand an einem ziemlich steilen Bergrücken, während sich vor seinen Augen ein freundliches Thal ausbreitete. Ein heller klarer Bach schlängelte sich malerisch, wie ein Silberfaden, durch die grüne üppige Matte, auf welchem eine bunte Schaar von Enten und Gänsen plätscherten und das blanke Gefieder in den erwärmenden Strahlen der Morgensonne ausbreiteten. Um von diesen dereinstigen Verräthern des römischen Kapitoliums nicht bemerkt zu werden, nahm er eine möglichst verdeckte Stellung auf und folgerte sehr richtig, wo diese Hausthiere sich aufhalten, muß auch eine menschliche Wohnung, eine Haus, sich befinden. Er vermochte jedoch ein solches nicht zu entdecken und auch die zur Hand genommene Generalstabskarte wies an diesem Platze kein Gebäude nach. Da jenes Thal jedoch in eine knieförmige Biegung nach Westen zu ausmündete, welche von dem derzeitigen Standpunkte nicht übersehen werden konnte, so schlich der Lieutenant mit seinem Begleiter auf dem Bergrücken an der Lisière des Waldes entlang nach Westen hin und in der That bemerkten beide nunmehr eine menschliche Wohnung. Das einstöckige, massiv erbaute Häuschen lehnte sich mit der einen Seite an eine steile Felsenwand und war von allen andern Seiten mit so dichtem Gehölze umgeben, daß es nicht entdeckt worden wäre, wenn der aus dem niedrigen Schornstein herausströmende Rauch und Qualm es nicht verrathen hätte. Ein schmaler, kaum passirbarer, höchst abschüssiger Fußweg führte von dem Bergrücken nach dem Thale herab, und der Lieutenant beschloß mit seinem Begleiter, auf diesem Wege herunter zu klettern. Oftmals waren sie bei dieser Tour genöthigt, sich an den herabhängenden Zweigen der Bäume oder an dem Gestrüpp festhalten zu müssen, um nicht in die Tiefe herabzustürzen. Endlich hatten sie nach glücklicher Ueberwindung von unendlichen Schwierigkeiten das Ziel erreicht und hinter einem dicken Baume versteckt, konnten sie das Häuschen sowohl, wie den dasselbe umgebenden engen Hofraum deutlich übersehen. Nirgends war eine Spur von einem lebenden Wesen bemerkbar. Weder Hunde, Katzen oder sonstige vierfüßige Hausthiere waren dort vorhanden, nur einige Hühner kratzten und

scharrten auf einem Kehrichthaufen. Im Erdgeschosse der Westseite befanden sich zwei niedrige Fenster mit kleinen runden Fensterscheiben, welche jedoch mit Weinreben umrankt und daher kaum sichtbar waren. An das eine dieser Fenster schlich sich der Lieutenant nun heran, während der Unteroffizier hinter dem Baum im Versteck blieb. Als derselbe durch die Fensterscheibe lauschte, ward ihm ein Anblick zu Theil, der ihm das Blut in den Adern erstarren ließ.

Etwa in der Mitte eines kleinen niedrigen Stübchens befand sich ein schwerer eichener Klotz, an welchem ein weibliches Wesen mittelst einer eisernen Kette mit den Füßen angeschmiedet war. Dieses Individuum hatte anfänglich den Kopf der Thür und dem Fenster den Rücken zugewendet, so daß der Lieutenant es nicht deutlich genug betrachten konnte. Doch bald darauf setzte es sich auf den eichenen Klotz nieder, kehrte das Gesicht dem Fenster zu und legte die ineinander gefalteten Hände in den Schoos. Ein matter Sonnenstrahl fiel durch die umrankten Fensterscheiben auf diese Gruppe und der Lauscher vermochte nunmehr sehr deutlich Alles zu erkennen.

Die Unglückliche mochte kaum ein Alter von zwanzig Jahren haben. Ihr Gesicht war zart und blaß. Starke blonde Haare hingen ihr unordentlich um den Kopf und bedeckten die hohe Stirn, während das große blaue, von dicken Augenbrauen umschattete Auge glanzlos und ermattet zur Decke stierte. Obwohl das helle Kleid, welches ihre hohe Gestalt umhüllte, schmutzig und zerrissen war, so traten doch die edlen und wohlgebildeten Formen sichtbar aus demselben hervor und der moderne Zuschnitt der Robe bekundete unzweifelhaft, daß jene Unglückliche den höheren Ständen angehören mußte. Mehr aber noch bewiesen dies die zarten Hände, welche keine von der harten Arbeit zurückgebliebenen Schwielen zur Schau trugen.

Noch war der Lieutenant in nachdenkenden Betrachtungen über diesen seltsamen Anblick vertieft, noch unschlüssig, was er beginnen solle, als das Mädchen plötzlich erzitterte, den Körper der Eingangsthür zukehrte und flehentlich die gefalteten Hände gen Himmel emporstreckte. In demselben Augenblicke öffnete sich die Pforte und zwei Männer traten in die Stube. Der eine derselben

war ein langer, magerer Mann mit silberweißen, kurz geschorenen Haaren. Sein Gesicht war blaß, die Nase spitz und lang gestreckt, während unter den mit dicken Brauen beschatteten kleinen Augen List und Verschlagenheit, zugleich aber auch Bildung und Verstand hervorleuchteten. Er trug ein langes, bis auf die Knöchel herabreichendes, dunkles Gewand, welches mit einer Reihe Knöpfe versehen und von oben bis unten zugeknöpft war. Die Fußbekleidung bestand in schwarzseidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen. Sein Gang war aufrecht und Ehrfurcht gebietend. Es hielt nicht schwer, in ihm einen Geistlichen zu erkennen.

Der Andere war ein Mann in den mittleren Jahren, von kurzer gedrungener Gestalt, mit einer ansehnlichen Leibesperipherie ausgestattet. Sein Gesicht war feurig, die Augen stechend, ein langer, kräftiger Schnurrbart verfinsterte sein exaltirtes Gebehrdenspiel und verlieh ihm ein abschreckendes Ansehen. Er trug die Uniform eines Offiziers des 71. französischen Linien-Regiments.

Beide Männer näherten sich der Geschlossenen und der Geistliche zog ein kleines goldenes Kruzifix, welches an einer Gummischnur befestigt an seinem Halse hing, unter der schwarzen Kutte hervor. Er reichte jenes Kruzifix dem Mädchen hin und sagte mit wohlwollender Stimme:

„Nimm ihn hin, den Erlöser der Schmerzen, meine Tochter, und küsse ihn."

Die Unglückliche griff mit zitternder Hand nach dem Kruzifix, preßte dasselbe an die vibrirenden bleichen Lippen, und es sodann dem Geistlichen zurückreichend, lispelte sie leise:

„Er hat mich gestärkt und wird mir meine Kraft bewahren."

„Das wird er, meine Tochter," fuhr der Pater mit weicher Stimme fort, „nur möge er die Kraft zum Guten und nicht zum Bösen wenden. Wer die Kraft mißbraucht, die der heilige Geist ihm verliehen hat, verfällt dem göttlichen Gerichte, wer sie aber zum Heil und Segen der gläubigen Menschheit anwendet, dem wird die Palme des ewigen Lebens beschieden. Hast Du nun Deinen starren Sinn vor dem Erlöser in Demuth gebeugt und bist Du nun endlich bereit, das zu thun, was die heilige Kirche Jesu von Dir fordert?"

„Ich werde thun, was recht ist, und unterlassen, was ich für Sünde halte," antwortete das Mädchen.

Ein Blitz des Zornes fuhr aus den kleinen Augen des Geistlichen, während der Offizier ungeduldig mit den Füßen stampfte.

„Also, Du willst nicht?" fragte der Pater.

Die Unglückliche rasselte mit den Ketten, an welche sie angeschmiedet war, und zwischen dieser Schauder erregenden Musik ertönte die Antwort mit:

„Nein!"

Der Pater biß sich auf die Lippen, auf der dünnen, fast durchsichtigen Haut schwoll ihm die Stirnader. Indeß schien er Herr seiner Gefühle zu sein, denn dieser Uebergang währte nur wenige Minuten. Das Gesicht nahm den früheren wohlwollenden Ausdruck wieder an und mit süßer Stimme sagte er:

„Meine Tochter, Du bist verblendet. Der menschliche Geist und namentlich das schwache Herz des Weibes verirren sich gar oft in ihren Begriffen. Was ist Recht und was ist Unrecht? — Wo besteht ein absolutes, unbedingtes Recht und wo ein absolutes, unbedingtes Unrecht? — Das Recht wie das Unrecht sind relativ, sie sind stets von den vorliegenden Umständen, von dem concreten Falle bedingt und abhängig. Der abstracte Begriff des Unrechts kann unter gewissen Verhältnissen eine Tugend, und umgekehrt die Tugend ein Laster werden. Soll ich Dir dies durch Beispiele klar machen, meine Tochter?"

„Ehrwürdiger Herr Pater," antwortete das Mädchen resignirt, „mein Herz spricht zu deutlich und mein unbefangener Geist sieht klar und hell. Geben Sie sich daher keine Mühe weiter, denn durch Sophistereien werden Sie bei mir keinen Glauben erzielen!"

Der Geistliche machte eine rückgängige Bewegung, während der Offizier einige Schritte vortrat und zornig rief:

„So werden wir Mittel und Wege finden, Dich gefügig, Dich geschmeidig zu machen, Du verdorbenes, starrsinniges Geschöpf. Wer dem bedrängten Vaterlande die schuldigen Dienste hartnäckig verweigert, ist ein Verräther. Ich werde Dich mit gebundenen Händen und verbundenen Augen in das Lager der Feinde stoßen. Die rohen Fäuste der preußischen Landwehrmänner

sollen Dich streicheln und liebkosen und Du sollst die Maitresse dieser räuberischen Horden werden. Mit Schimpf und Schande beladen, sollen Dich dann die preußischen Gendarmen mit Säbelhieben wieder über die Grenze jagen und die Buben auf den Straßen Dich mit Koth und Steinen werfen!"

„Und ich werde Dir Trotz bieten, Elender!" entgegnete das Mädchen, indem sie krampfhaft ihre Hände ballte und solche dem Offizier drohend entgegenstreckte.

„Dein Geschick liegt in Deiner eigenen Hand, meine Tochter," erhob der Pater die salbungsvolle Stimme, „Du hast zu wählen, ob Du Glück, Reichthum und Ehre der Schande und dem Verderben vorziehst. Wir haben viel, unendlich viel Geduld und Langmuth Deinem unverzeihlichen Eigensinn entgegengestellt; aber dieses Maaß von Geduld ist nun erschöpft, es hat seine Grenze erreicht. Das Gute muß belohnt und das Böse bestraft werden, denn zwischen dem Himmel steht das Fegefeuer und die Hölle. Wohlan denn, meine Tochter, Dein Wille sei der entscheidende."

„Auch Dich verachte ich, Du falscher Jesuit," schrie die Unglückliche zitternd und bebend, während jene Erschütterung ein neues Kettengerassel hervorrief. „Ihr seid die Wölfe in Schafskleider gehüllt, die den Wittwen und Waisen die letzte Brodrinde stehlen, um sie auf den heuchlerischen Altar der Frömmigkeit zu legen. Aber der Geist der Rache wird Dich richten, Pater Jean Donier, und die heilige Jungfrau wird schützend ihre Flügel über mich ausbreiten, damit Du selbst in die unheilvolle Grube stürzest, die Du zu meinem Untergange mit Deiner frommen Hand gegraben hast. So wisse denn, ich spotte Deiner Drohungen und lache über Deine Wuth!"

Ein höhnisches, widerliches Gelächter entrang sich der zugeschnürten Brust der Unglücklichen. Das blasse Gesicht des Paters ward purpurroth; der Offizier aber hob den bespornten Fuß wüthend in die Höhe und versetzte der Unglücklichen einen so gewaltigen Fußtritt gegen den Unterleib, daß dieselbe rücklings überstürzte und ihr sonst unvermeidlicher Fall nur durch den hinter ihr befindlichen Klotz, wie durch die Ketten, an denen sie befestigt war, behindert wurde.

Die Ungeduld und Entrüstung des der französischen Sprache

vollständig kundigen Lieutenants v. Wangenheim, welcher Alles mit angesehen und angehört, hatte nunmehr aber ihren Höhepunkt erreicht. Das Blut kochte ihm in den Adern, und in dieser Aufwallung wollte er schon ganz allein in die Wohnung dringen; doch fiel ihm glücklicher Weise noch ein, daß möglichen Falls in dieser entlegenen Hütte außer dem französischen Offizier und dem Pater noch andere widerstandsfähige Personen verborgen sein konnten. — Er gab daher dem in stiller Erwartung der noch kommenden Dinge ungeduldig hinter dem Baume harrenden Unteroffizier Sauerteig einen Wink, herbeizutreten.

„Wir machen einen kostbaren Fang," lispelte er ihm leise in das rechte Ohr. „Zwei Schurken zugleich fallen in unsere Hände, ein feindlicher Offizier vom 71. Linien-Regiment und ein frommer Seelenhirt. Nehmen Sie sich den Letzteren, ich aber werde den Ersteren ergreifen. Wenn wir den Galgenvögeln die Flügel erst gebunden haben, dann sollen Sie Wunderdinge erfahren."

Der Lieutenant v. Wangenheim zog nunmehr seinen geladenen vierläufigen Revolver aus der Brusttasche und eilte, die Mündung des Laufes der Erde zugewandt, voran, während Sauerteig sein Gewehr spannte und seinem Vorgesetzten auf dem Fuße folgte. Sowohl die Hausthüre, wie die Thüre, welche in die rechts gelegene Wohnstube führte, waren nur angelehnt. Der Geistliche, nichts Böses ahnend, unterhielt sich lebhaft mit dem Offizier, während ein dritter Mann, mit sonnenverbranntem Gesichte und einem stachelichen, urwüchsigen Barte, eine Jagdtasche in der Hand hielt und verschiedene in Papier gewickelte Packete in dieselbe hineinstopfte.

Wie vom Schlage gerührt standen die Ueberraschten da, vollständig unfähig, etwas zu sprechen. Jene Ueberraschung war indeß günstig für die Eindringenden. Lieutenant v. Wangenheim legte dem Offizier die Hand auf die Schulter und rief ihm in französischer Sprache zu:

„Sie sind mein Gefangener, mein Herr!"

Diese Ansprache brachte den Offizier zur Erkenntniß über seine kritische Lage. Blitzschnell zog er einen dreischneidigen Dolch aus seiner Brusttasche hervor und die Spitze desselben dem Lieutenant entgegenhaltend, sagte er mit kirschbraunem Gesicht:

„Noch nicht!"

Lieutenant v. Wangenheim trat einen Schritt zurück, blickte furchtlos nach dem Dolche und sagte, den Revolver dem Franzosen entgegenstreckend, mit spöttischem Lächeln:

„Werfen Sie das Messer fort, Kamerad; solche Spielzeuge sind nur für Kinder oder aber für die Fäuste der Banditen bestimmt; wenigstens ist es nicht Sitte und nicht ehrenvoll, daß der Offizier im Felde solche Waffen gegen den Feind führt."

Der Franzose ward verdutzt, er schien unschlüssig zu sein, was er machen solle.

„Werfen Sie, in drei Teufels Namen, das Banditenwerkzeug fort, oder ich jage Ihnen die Kugel durch den Kopf!" schrie der Lieutenant so stark, daß die Fensterscheiben erbebten.

In dieser Zwischenzeit hatte der Unteroffizier Sauerteig eine Attaque auf den geistlichen Herrn versucht. Eben wollte er seine Hand nach ihm ausstrecken, als dieser das schon vorbeschriebene Kruzifix dem Angreifenden entgegenstreckte.

„Zurück, Soldat!" rief er zitternd, „zurück, und vergreife Dich nicht mit Deiner sündigen Hand an dem geweihten Priester des Herrn!"

Aber auch der dritte der Anwesenden, der seiner äußeren Erscheinung nach ein Jäger oder ein Forstmann zu sein schien, war inzwischen zur Aktivität übergegangen. Er griff nach einer in der Ecke des Zimmers angelehnten Flinte; doch der Wachsamkeit des Unteroffiziers war dies keineswegs entgangen, er wandte sich schnell von dem unbewaffneten, daher auch ungefährlichen Priester ab, legte sein Gewehr an und ein sicher gezielter Schuß streckte den Forstmann nieder, ehe er noch so viel Zeit gewonnen hatte, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Der entseelte Leichnam stürzte krachend zur Erde nieder und das mit Blut vermischte Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel bespritzte die Umstehenden, zumeist aber den Priester. Jetzt erst warf auch der französische Offizier den Dolch durch die Fensterscheibe, welcher rasselnd auf das Pflaster des Hofes fiel. Der Lieutenant v. Wangenheim senkte nun den Lauf seines Revolvers zur Erde.

„Ihren Degen, Kamerad," sagte er zu dem Franzosen.

„Ich besitze keinen Degen," entgegnete der Franzose zähne-

knirschend, „die Klinge habe ich zerbrochen, als ich bei Wörth die Pickelhauben des Feindes probirte, ob sie hieb- und stichfest seien, die nutzlose Scheide aber warf ich zum Teufel."

Der Unteroffizier hatte diesen Zwischenakt benutzt und das Zündnadel-Gewehr von frischem geladen. Das noch warme Blut entströmte dem schrecklich verstümmelten Leichnam und überschwemmte den Fußboden.

„Was soll nun aus dem Pfaffen werden, Herr Lieutenant?" fragte der Unteroffizier.

„Suchen Sie einen Strick und binden Sie ihm die Hände auf den Rücken," war die Antwort.

Jedenfalls schien der Jesuit der deutschen Sprache etwas mächtig zu sein, denn er mußte diesen Befehl wohl verstanden haben.

„Führen Sie auch mit den Dienern der Kirche Jesu Krieg?" fragte er zitternd den Lieutenant.

„Wir führen den Krieg gegen alle Schurken und Schufte," antwortete der Lieutenant, „und es ist uns dabei ganz gleichgültig, ob sie eine schwarze oder rothe Hose, eine bunte Uniform oder einen Pfaffenrock tragen."

„Dann verfluche und verdamme ich Dich, Du gottvergessener Sünder!" schrie der Pater mit einer fast weinerlichen Stimme. „Du beschwörst den Zorn Gottes über Dein ohnehin schon schuldbelastetes Haupt, und der Herr wird den nicht unbestraft lassen, der die Verkündiger seines heiligen Wortes mißachtet, sie schändet und frevelhaft mißhandelt."

„Ereifere Dich nicht, ehrwürdiger Vater," entgegnete der Lieutenant spöttelnd, „wir werden sogleich unsere Rollen verwechseln und ich will Dir die Beichte abnehmen."

Ein neuer Fluch, eine neue Verwünschung entfloh dem Munde des Paters, aber der Unteroffizier hatte inzwischen aus einer an jene Stube angrenzenden Kammer, deren Thüre er mit dem Gewehrkolben sprengte, schon zwei lederne Riemen herbeigeschafft. Mit großer Gewandtheit band er dem widerstrebenden Jesuiten die Hände über dem Rücken fest zusammen, während der französische Offizier grimmig aber schweigsam dieser Arbeit zusah.

Das Geschäft war hiermit beendet und der Lieutenant v. Wangenheim befahl:

„Folgen Sie mir!"

Er schritt voran, der französische Offizier und der Jesuit gingen dicht neben einander hinter ihm her, der Unteroffizier aber bildete, mit dem schußfertigen Gewehr im Arme, den Schluß. Als sie den ziemlich breiten, fast einen Drittheil des ganzen Hauses einnehmenden Gang betraten und die Thür erreicht hatten, hinter deren Riegel das unglückliche Mädchen sich befand, fragte der Lieutenant den Priester:

„Wer befindet sich in diesem Zimmer?"

„Ich bin nicht allwissend," gab der Priester trotzig zur Antwort.

„Sie wissen es wohl auch nicht?" wandte er sich nunmehr an den Offizier.

Der Letztere schwieg betroffen.

„Nun, so werden wir es schon erfahren," bemerkte der Lieutenant. „Unteroffizier, schlagen Sie die Thüre mit dem Gewehrkolben ein!"

Kaum war dieser Befehl ertheilt, so dröhnten auch schon die dumpfen Kolbenschläge und krachend flog die Thür aus ihren Angeln.

Unzweifelhaft hatte die Internirte bereits den im Hause gefallenen Schuß vernommen und eine innere Ahnung mochte in der hoffenden Seele aufgestiegen sein, daß ihre Erlösung, das Ziel ihrer Qual erreicht sei. Die frühere Bläße ihres Gesichtes war gewichen und eine ungewöhnliche Röthe hatte Platz gegriffen. Die großen blauen Augen der Unglücklichen leuchteten im fieberhaften Glanze und ihre Hände gegen den Lieutenant v. Wangenheim flehentlich ausgestreckt, bat sie in wohlklingender deutscher Sprache:

„Hülfe! Hülfe!"

„Wer Gott vertraut, dem wird geholfen," entgegnete der Lieutenant ruhig.

Darauf wandte er sich zu dem Priester, der den stolzen Kopf jetzt tief zur Erde gesenkt hatte und sagte zu ihm:

„Ehrwürdiger Vater, ich habe Dir vorhin schon bemerkt, daß

wir unsere Rollen wechseln wollen und ich Dich in den Beichtstuhl zu nehmen beabsichtige. Kennst Du diese Unglückliche?"

Der Pater gab keine Antwort.

„Du scheinst mir sehr harthörig zu sein, Mann Gottes," fuhr der Lieutenant fort, indem er ihn an dem gebundenen Arm erfaßte und um einige Schritte vorschob. „Liegt es vielleicht in Deiner Absicht, mich zu zwingen, daß ich Dir in fühlbarer Weise die tauben Ohren aufknöpfe, so werde ich bereitwillig Deinen Wunsch erfüllen. Ich frage Dich daher noch einmal: Kennst Du dieses bedauernswerthe Wesen, und was hat sie verbrochen?"

Die Abgabe jener diktatorischen Erklärung mochte den Jesuiten doch wohl zu der Erkenntnß bringen, daß es gerathen sei, sich der Gewalt zu fügen und unter den vorhandenen, einmal nicht mehr zu beseitigenden Uebeln das kleinste zu erwählen. Er räusperte sich daher ein wenig und stotterte sodann sichtlich verlegen:

„Ja wohl, ich kenne jenes sündige Geschöpf, jenes Kind der Hölle, es ist die Tochter des unglücklichen Forstbeamten, welcher soeben durch die Kugel dieses rohen Soldaten in unverantwortlicher Weise gemordet ward."

Der französische Offizier sah den Pater fragend an, das Mädchen aber stieß ein lautes Gelächter aus.

„So so, also die Tochter des ehemaligen Bewohners dieses Hauses," wiederholte der Lieutenant v. Wangenheim. „Was verbrach sie, daß der unnatürliche Vater die Beklagenswerthe mit eisernen Ketten an jenen Klotz anschmiedete?"

„O, die Schuld ist unermeßlich, welche dies von Gott und dem Erlöser des sündigen Menschengeschlechtes abtrünnige Geschöpf auf ihr Haupt geladen hat," stotterte der Jesuit mit sichtlicher Beklommenheit. „Mit dem abscheulichsten Verbrechen, welches dieser Erdball aufzuweisen vermag, belastete sie ihr Gewissen. Sie mordete ihre eigene, leibliche Mutter."

Bei dieser Anschuldigung gebehrdete sich die Unglückliche wie eine Rasende. Sie wollte sich gewaltsam von ihren Ketten befreien und sich auf den Ankläger losstürzen; da aber der stärkere Wille der schwächeren Kraft unterlag, so spie sie dem Pater in das Gesicht und rief verzweifelt aus:

„Pfui! Du verläumderischer, boshafter Pfaffe. O, gieb mir Kraft, heilige Jungfrau, damit ich diesem in das trügerische Gewand der Frömmigkeit eingehüllten Bösewicht die verläumderische Zunge aus dem Schlunde zu reißen vermag!"

Diese Art der rechtfertigenden Anschuldigung schien indeß selbst dem französischen Offizier etwas zu stark pointirt, zu weit gegriffen zu sein, denn ein tiefer Seufzer enthob sich seiner Brust. Dem Lieutenant v. Wangenheim stieg das Blut in das Gesicht und fast hätte er sich an dem Pater vergriffen; indeß mäßigte er mit großer Selbstüberwindung seinen Zorn und ziemlich ruhig examinirte er weiter:

„Welche Gründe veranlaßten denn die Unglückliche, ihre eigene Mutter zu ermorden?"

„Eine Sünde folgt der andern," antwortete der Jesuit. „So wie die verheerende Schneelawine, welche von der Alpe herab sich in den Thalgrund wälzt, anfänglich nur ein kleiner Ball ist und nach und nach erst zu einer riesigen Masse anwächst, so ist es auch mit dem Schuldbuche des Sünders. Klein ist der Anfang, groß das Ende. Folgerecht zieht ein Vergehen das andere nach sich und aus dem natürlichen Gange entwickelt sich das Verbrechen. Dieses Kind der Hölle hatte ein intimes, sträfliches Verhältniß mit einem rohen Soldaten unserer Armee, dem Burschen des hier gefangenen Kapitains de Fleury, welcher ein Bruder des erschossenen Forstbeamten ist. Vergeblich waren die Bitten und Ermahnungen der Eltern und Verwandten, vergeblich die mahnende Stimme des Dieners des Herrn, dies sträfliche Verhältniß aufzugeben. Die Widerspenstige verlachte die wohlmeinenden Rathschläge, sie setzte ihnen Trotz und Ungehorsam gegenüber; aber die Sünde rächt sich von selbst. Sie gebar einen Bankert, und um die Schande zu verbergen, schlug sie mit einem scharfen Beile auf diesem Klotz, an welchen sie jetzt angeschmiedet ist, dem unschuldigen Würmchen den Kopf ab. Der arme, nun getödtete Vater ahnte nichts davon, aber das wachsame Auge der Mutter hatte das scheußliche Verbrechen entdeckt. Die unglückliche, rechtschaffene Frau litt unter dem so tiefen Falle ihrer einzigen Tochter, der einzigen Frucht einer langjährigen, glücklichen Ehe, unbeschreiblich. Versiecht, auf ewig versiecht war die Quelle des Glücks und der

häuslichen Zufriedenheit, welche bisher in reichem Maaße an dieser Stätte sprudelte. — Die Mutter verrieth zwar nichts ihrem Gatten, um so schärfer und fühlbarer waren aber die Vorwürfe und Züchtigungen, welche die Kindesmörderin von dieser Seite zu erdulden hatte. Um nun der Letztern für immerdar überhoben zu sein, überfiel die gottlose Sünderin im Schlafe die alte Frau. Sie stieß mit eigener, fluchbeladener Hand das tödtliche Messer in das liebende Mutterherz. Ist nun etwa die Strafe zu hart, welche sie gegenwärtig erduldet? — Der Klotz, auf welchem sie das Haupt ihres eigenen, in Fluch und Sünde geborenen Kindes abschlug, mag ihr als mahnender Ruheplatz dienen, und die Nägel, welche die Kette an den Klotz befestigen, sind aus dem blutigen Messer geschmiedet, welches das liebende Mutterherz durchstach. Durch diese Nägel wird die Sünderin festgehalten, damit sie zur Erkenntniß der nimmer zu sühnenden Schuld gelange."

Mit einer Galgen-Physiognomie, wie der Pharisäer in der heiligen Schrift, welcher den Heiland mit dem Zinsgroschen in Versuchung führen wollte, blickte der Pater fast triumphirend auf sein Opfer. Die rasende Wuth der so gräßlich Beschuldigten hatte sich indeß gelegt und eine innere Resignation war an deren Stelle getreten.

„In der Hölle giebt es schwarze Teufel," lispelte sie leise, „und in der Person dieses Pfaffen ist einer derselben zur Erde herabgestiegen."

Sie setzte sich hierauf auf den Klotz, riß gewaltsam einen ihrer zwar defekten, aber feinen Saffianschuhe vom zierlichen Fuße und ihre Finger zogen aus demselben ein in einander gelegtes, mit Bleifeder beschriebenes Blatt Papier hervor. Mit fester Hand, ohne Zittern, reichte sie dies Schriftstück dem Lieutenant v. Wangenheim hin und sagte:

„Lesen Sie, mein Herr, hier ist der Schlüssel."

Flüchtig durchflog der Lieutenant das ihm dargereichte Scriptum und sagte nichts weiter, als:

„Unteroffizier, suchen Sie Werkzeuge, Hammer und Zange oder ein Beil, damit wir das arme Fräulein von ihren Fesseln befreien können."

Wenngleich mit großer Mühe, so ward doch bald darauf das

Mädchen von ihren Fesseln erlöst, und die fünf Personen wandten sich jener Hügelkette zu, deren Rekognoscirung angeordnet worden war. Voran schritt der gebundene Pater mit dem in Gefangenschaft gerathenen französischen Offizier, ihnen folgte der Unteroffizier Sauerteig, während das Mädchen am Arm des Lieutenants v. Wangenheim nur langsam fortgezogen werden konnte. Ihre Füße waren geschwollen und ihr Körper erschlafft und nur die größte Ueberwindung und wirksame Hülfe des Lieutenants machten es ihr möglich, die beschwerliche Fußreise fortzusetzen.

Endlich ward der bestimmte Sammelplatz erreicht. Die in kleinen Abtheilungen ausgesandt gewesenen Schleich-Patrouillen hatten sich bereits sämmtlich eingefunden und meldeten einstimmig, vom Feinde keine Spur bemerkt zu haben. Um so mehr war natürlich aber die Ueberraschung derselben, als ihr Führer mit einem gefangenen feindlichen Offizier, einem frommen Priester und einer jungen Dame sich einstellte. — Der Lieutenant v. Wangenheim befahl sofort den Rückmarsch zur Feldwache. Der gefangene Offizier und der Jesuit wurden dorthin mitgenommen; die junge Dame aber unter dem Schutze des Unteroffiziers Sauerteig, sowie unter weiterer Bedeckung von noch zwei Mann, ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäß, nach Hagenau befördert.

Die junge Dame hatte dem sie führenden Lieutenant viel, sehr viel und höchst wichtige Aufschlüsse unterwegs unter vier Augen anvertraut und der Letztere ihr den ganzen Inhalt seiner Baarschaft zugestellt.

Jenes Geheimniß mag vorläufig in der ehrenhaften Brust des Offiziers verwahrt bleiben. Es hilft nun einmal nichts, der freundliche Leser muß sich daran gewöhnen, seine Neugierde etwas zu dämpfen, da er überzeugt sein kann, daß alle Aufschlüsse, welche er zu fordern berechtigt ist, die späteren Kapitel dieser Erzählung klar aufdecken werden.

14.

Hinter den Palissaden oder was sich die Gefangenen erzählen.

Vor dem sogenannten Johannes-Thor der Festung Erfurt, unweit des mit einer königlichen Saline versehenen Dörfchens Ilversgehofen, befindet sich ein großer freier Platz von sandigem Untergrunde, der von den Truppen der Garnison in Friedenszeit als Exerzirplatz benutzt wird. Da der Festung Erfurt außer über 300 gefangenen Offizieren noch circa 9000 gefangene Soldaten zugewiesen worden sind, so war es nicht möglich, innerhalb der Stadt die zur Unterbringung derselben erforderlichen Räumlichkeiten zu beschaffen. Die Offiziere mietheten sich bei den Bürgern ein und dürfen innerhalb des Festungs-Rayons sich frei bewegen, ja sogar in Civilkleidern ausgehen, für die gefangene Mannschaft ward aber jener vorbezeichnete Exerzirplatz vor dem Johannes-Thor als Lagerplatz bestimmt.

Wohl an 800 Zelte sind auf dieser Stelle erbaut. Je zehn Mann bewohnen ein solches Zelt, in welchem Stroh und wollene Decken in ausreichendem Maaße vorhanden sind. Brunnen sind an jener Stelle gegraben worden, provisorische Bretterhäuser aufgerichtet, in denen sich die zur Bereitung der Speisen für die Gefangenen erforderlichen großen Kessel befinden, während man auch andererseits dem Bedürfnisse entsprechende Maßregeln überall getroffen hat.

Dieses große Lager gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, es gleicht einer Stadt von Leinwandhäusern. Zur Sicherheit ist jener Komplex mit einem breiten Graben umgeben, vor welchem dicht an einander gereihte Palissaden in das Erdreich geschlagen sind, während auf mehreren aufgeworfenen, außerhalb der Palissaden sich befindenden Erhöhungen geladene Kanonen, welche Tag und Nacht mit Bedienungsmannschaften versehen werden, ihre Schlünde mahnend und warnend den Internirten entgegenstrecken.

Das Ganze bietet ein so großartiges, interessantes Schauspiel dar, daß nicht nur die schon ziemlich an diesen Anblick gewöhnte Einwohnerschaft der Stadt, sondern auch aus den näher und selbst entfernter entlegenen Ortschaften Tausende und Abertausende von Zuschauern jenem Lagerplatze täglich zuströmen. An Sonn- und Feiertagen aber, die durch das Wetter besonders begünstigt werden, sind die Straßen von Fremden fast überfüllt, welche alle das Kriegslager von Ilversgehofen, sowie die in der Stadt umherwandernden französischen Offiziere in den verschiedenartigsten Uniformen angelockt hat.

Es kann in der That aber auch nicht in Abrede gestellt werden, daß jene Stadt von Leinwandzelten so viel Anziehendes und Eigenthümliches darbietet, daß es wohl der Mühe werth ist, sie in Augenschein zu nehmen. Die Internirten bewegen sich frei umher zwischen den langen Reihen von Leinwandzelten und nur von ganz schwarz uniformirten Landwehrleuten des herzoglich braunschweigischen Kontingents mit geladenen Gewehren bewacht. Bunte Uniformen von allen nur in der französischen Armee vorhandenen Truppengattungen, die oft sehr auffälliger und phantastischer Art sind, charakteristische Physiognomien und Männer von oft bewunderungswürdiger Körperbeschaffenheit fesseln das Auge. Arm in Arm schreitet der Turko mit der dunkeln Hautfarbe, am Arme des Zuaven vertraulich plaudernd, über den weiten Raum. Ihre beiderseitige Bekleidung ist diejenige, welche die meiste Aehnlichkeit mit einander hat. Das blaue wollene, eben nur die Brust bedeckende Jäckchen ist bei Beiden ziemlich gleich, nur unterscheidet sich der Turko von dem Zuaven dadurch, daß der Erstere eine weite blaue Hose von wollenem Stoff trägt, während die Beinkleider des Zuaven aus ungebleichter grober Leinwand verfertigt und so beschaffen sind, daß sie fast einer umgebundenen Frauenschürze gleichen. Ein weniger bemerkenswerthes Unterscheidungszeichen besteht noch in der Verzierung der Jacke. Die des Turko ist nämlich mit gelber und die des Zuaven mit rother Borde verziert und eingefaßt.

Mit gekreuzten Beinen sitzt auf einer weiteren Stelle eine Gruppe, welche beim Lotto- oder aber einem andern Spiel beschäftigt ist, während eine dritte Gesellschaft auf einer selbst kon-

struirten Kegelbahn unter den erheiterndsten Possirlichkeiten sich vergnügt.

Die Frauen bewundern die eigenthümliche Art und Weise, wie die Soldaten ihre Wäsche reinigen. Sie legen solche nämlich nach zuvoriger gründlicher Anfeuchtung auf einen platten Stein und schlagen und klopfen mit einem Stück Holz auf dieselbe, um hierdurch den Schmutz zu beseitigen. Das zuschauende Publikum wirft den Gefangenen Cigarren, Obst, oft auch Geld über die sie absperrenden Palissaden zu, welche Gegenstände in der Regel mit vielem Geschick aufgefangen werden. Sobald das zugeworfene Objekt aber nicht aus der Luft direkt in die Hände der Fangenden geräth, sondern zur Erde fällt, dann trachtet ein jeder der Rothhosen darnach, die Beute für sich zu gewinnen. In der Hitze des Angriffs fällt und stolpert der Eine über den Andern, so daß sich oft ein bunter Knäul bildet. Mit einem Worte, es hat noch Niemand dieses eigenthümliche französische, auf deutscher Erde in so großem Umfange erbaute Zeltlager verlassen, ohne völlige Befriedigung gewonnen und in die Heimath mitgenommen zu haben.

Wir überlassen die Beobachtung jenes interessanten bunten Treibens dem schaulustigen Publikum und ziehen uns nach der entlegenern, nur wenig besuchten Gegend jener Einfassung zurück. Dort sitzen zwei Zuaven ganz isolirt unmittelbar am Grabenrand, ihre selbst verfertigte Cigarrette rauchend, und unterhalten sich aus der für sie so verhängnißvollen Vergangenheit. Aus dem Gebehrdenspiele, den lebhaften Gestikulationen mit den Händen, sowie dem zornerglühten Auge des Einen dieser ruhmreichen Krieger des Kaiserreichs geht deutlich hervor, daß der Gegenstand, über den er verhandelt, sein Gemüth stark aufgeregt hat, während der Andere ihn mit ziemlicher Gleichgültigkeit, ja sogar oft lächelnd anhört.

Der Erstere schlägt sich mit der geballten Faust vor die Brust und sagt:

„Ein Esel, ein dummer Esel war ich. Hätte ich in die Zukunft blicken können, so wäre ich vernünftiger gewesen. Ich könnte jetzt ein steinreicher Mann sein und brauchte hier nicht in preußischer Gefangenschaft zu sitzen."

„Du bist sehr spaßhaft," entgegnete der Andere; „wenn ich einen reichen Vater gehabt und die verdammten preußischen Ulanen mich mit der langen Picke nicht angehakt hätten, so könnte ich in derselben Lage mich befinden. Die lieben Wörtchen: wenn und aber können indeß den Bettler zum Kaiser und umgekehrt den Kaiser zum Bettler machen."

„Und Dich zum Narren," entgegnete verdrießlich der erste Zuave. „Was Du mir da sagst, das weiß ich wahrhaftig auch; ich spreche aber davon, daß es nur von meiner eigenen Wahl, von meiner eigenen Entschließung abhing, ob ich ein freier, reicher Mann werden wollte oder nicht."

„Dann warst Du dumm genug, Jovello," bemerkte der Kamerad, „daß Du ein Lump geblieben bist."

„Das ist es ja eben, was ich behaupte," erwiderte der Vorredner.

„Nun, wie lag die Sache?" fragte der andere Zuave.

„Ei," fuhr Jovello fort, „ich brauche jetzt nicht mehr mit der Sprache zurückzuhalten, nachdem wir eine so schimpfliche Niederlage erlitten haben und Gott weiß wann wieder auf heimathlichen Boden und in unsere Garnison zurückkehren dürfen. Eigentlich hatte man mir den Mund verstopft und ich habe einem katholischen Pfaffen meine Seele verpfänden und verschwören müssen, daß ich nichts ausplaudern würde. Jetzt schere ich mich aber noch den Teufel darum, wer weiß, ob die Preußen diesen Schwarzkittel nicht längst schon aufgehängt oder in das Feuer geworfen haben. Du sollst daher Alles erfahren."

„Ich bin neugierig," bemerkte der Andere.

„Du weißt doch," begann Jovello seine Erzählung, „daß ich bei dem Kapitän de Fleury vom 71. Linien-Regiment sehr gut angeschrieben bin, weil ich ihm in Algerien einst das Leben rettete, als er noch Sous-Lieutenant war."

„Die Geschichte kenne ich," bestätigte Kaschna, der andere Zuave. „Er hat Dich übrigens für diese Lumperei auch anständig entschädigt."

„Pah," bemerkte Jovello, indem er die ausgebrannte Cigarrette auf die Erde warf und eine neue anzündete, „was sind zwei

Hundert Franken für einen reichen Mann, der drei schöne, einträgliche Güter in der fruchtbarsten Gegend der Welt besitzt?"

„Für den Kapitän war eine solche Summe freilich kein großes Opfer," entgegnete Kaschna, „für Dich indeß eine wesentliche Hülfe."

„Meinetwegen," fuhr Jovello fort, „der Plunder ist einmal fort, und wenn ich auch das Doppelte erhalten hätte, so wäre jetzt doch nichts mehr davon übrig. Den letzten Sous, der mir von jenem Gelde durch ein Wunder in der Naht meiner Tasche sitzen geblieben war, habe ich einem Bettelweibe in den Bettelsack geworfen. — Doch ist das Nebensache, ich wollte Dir ja einen Fall erzählen, wo ich viel, sehr viel hätte erhalten können, wenn ich klug gewesen wäre, aber nichts erhielt, weil ich dumm war."

„Richtig, richtig," bestätigte Kaschna lachend.

„Zwei Tage vor der Schlacht von Weißenburg," fuhr Jovello fort, „liege ich des Nachts am Bivouakfeuer und koche mir grade Kartoffeln in meinem Feldkessel, welche letzteren wir uns von den angrenzenden Feldern geholt hatten. Es mochte wohl so zwischen eilf und zwölf Uhr sein. Der Himmel war mit Regenwolken bedeckt und nur die Wachtfeuer erhellten etwas die Finsterniß. Da höre ich, wie eine mir bekannte Stimme einen meiner Kameraden, der in geringer Entfernung hinter mir stand, fragte:

„„Kennst Du den bei der zweiten Kompagnie stehenden Zuaven Jovello und weißt Du vielleicht auch, wo ich ihn gegenwärtig antreffen kann?""

„Mein Kamerad hatte diese Frage noch nicht beantwortet, als ich mich schon emporraffte und, dem Suchenden entgegeneilend, sagte:

„„Hier bin ich, Herr Kapitän.""

„„Ein glücklicher Zufall,"" bemerkte der Kapitän de Fleury, mir vertraulich die Hand schüttelnd, „„wie geht es Dir, alter Freund? Du scheinst doch wenigstens aus dem Gemetzel noch mit heiler Haut glücklich davon gekommen zu sein.""

„„Sie wissen es ja noch von Algerien her, Herr Kapitän,"" entgegnete ich, „„daß ich stich-, hieb- und kugelfest bin.""

„„Ja, ja, Du bist ein Teufelskerl, braver Junge,"" bemerkte Fleury, und gab mir einen Wink, daß ich ihm folgen solle.

„Wir schlichen nun bei den Bivouakfeuern vorbei und der Vorpostenlinie zu, während der Kapitän an einer dunkeln und entlegenen Stelle seinen Mantel auszog, mir denselben um die Schulter warf und aus einer Tasche eine Offiziermütze hervorholte, welche ich auf meinen Kopf setzen mußte. Ich hatte natürlich keine Ahnung, warum dies geschah, und als ich ihn hierüber befragen wollte, sagte er leise:

„„Du bist von jetzt ab Kapitän Jean Gromé. Hast Du mich verstanden?""

„„Sehr wohl,"" entgegnete ich. „„Ein so unvermuthetes schnelles Avancement läßt man sich sehr gerne gefallen; aber der Rock ohne das mit seinen Abzeichen verbundene Einkommen hat für mich sehr wenig Werth.""

„„Der Kapitän Jean Gromé wird Ursache haben, völlig zufrieden sein zu können,"" bemerkte de Fleury.

„Hierauf faßte er mich unter den Arm und die Vorposten ließen uns Offiziere nach Abgabe des Feldgeschreis unbehindert durch die von ihnen gebildete Kette durch. Schweigsam gingen wir neben einander weiter und immer weiter und schon bemerkten wir die Wachtfeuer nicht mehr."

„„Zum Teufel,"" sagte ich endlich ungeduldig, „„wo führt die Reise hin? — Jeden Augenblick kann Generalmarsch geschlagen, ich vermißt, als Deserteur betrachtet, vor das Kriegsgericht gestellt und todtgeschossen werden. Ich gehe keinen Schritt weiter.""

„„Seit wann bist Du so ängstlich geworden, Jovello?"" fragte der Kapitän. „„Ob Dich Deine eigenen Landsleute oder die Preußen todtschießen, ist ziemlich einerlei. — Nur noch eine kleine Viertelstunde Geduld und wir sind am Ziel.""

„„Am Ziele — am Ziele —"" wiederholte ich. „„An welchem Ziele? — ich weiß ja gar noch nicht, was ich thun soll, warum Sie mich verkleidet und bis hierher mitgenommen haben.""

„„Um Dich glücklich, einen reichen Mann aus Dir zu machen,"" erwiderte der Kapitän. „„Eine Hand wäscht die andere, eine Liebe ist die andere werth. Du warst einst mein Lebensretter, ich bin Dir Dank schuldig, ein unbedeutender, kaum nennenswerther

Theil von jener schweren Schuld ward mir erst möglich abzutragen, aber jetzt, jetzt muß die volle Schuld mit Zinsen und Zinses-Zins bezahlt werden. — Folge mir nur, Jovello, Du wirst diesen Schritt gewiß nimmermehr bereuen.""

„Zureden hilft, sagt ein altes Sprüchwort, und so war es auch hier. Ich setzte meine Wanderung fort, ohne jedoch auf wiederholtes Fragen weitere Aufschlüsse erhalten zu haben, als daß Kapitän de Fleury mir nur andeutete, daß eine andere Person mich zu sprechen wünsche und mir einen wichtigen Auftrag ertheilen wolle. Wohl eine gute Stunde mochten wir unmittelbar an dem Fuße eines sehr langen, sich von Osten nach Westen ausbreitenden Berges fortgeschritten sein, als ich den matten Schimmer eines Lichtes bemerkte. Hier werden wir wohl Halt machen, dachte ich in meinem Sinne, und in der That, ich hatte mich nicht geirrt. Vor uns lag ein niedriges, aus Lehmfachwerk leicht aufgebautes, von einem Strohdache bedecktes Häuschen, mit zwei kleinen Fenstern, dessen Rückseite sich an den steilen Bergrücken anlehnte. Jenes Gebäude, welches übrigens mehr eine Hütte als ein Häuschen genannt werden konnte, schien mir die bescheidene Wohnung eines Feldhüters zu sein. Nicht wenig war ich aber überrascht, als ich durch die erleuchteten Fenster blickte und in derselben anstatt des Feldhüters einen langen, hagern, schwarz gekleideten Mann mit weißem Kopfhaar auf einem rohen Bretterschemel sitzen sah. Eine dicke auf zwei Knitteln ruhende Bohle vertrat die Stelle des mangelnden Tisches, weiteres Mobiliar war im Zimmer nicht vorhanden. Der Schwarzkittel hatte den Bretterschemel, auf welchem er saß, an den improvisirten Tisch dicht herangerückt. Auf dem letztern stand eine kleine Blendlaterne, deren schwache Lichtstrahlen nur höchst sparsam das Innere der Hütte beleuchteten, da diese fast ausschließlich auf ein aufgeschlagenes dickes Gebetbuch fielen, in welchem jener Mann las und sich so stark in seinen Inhalt vertieft zu haben schien, daß er unsere Ankunft anscheinend nicht gewahr ward. — Mehr aber noch als alles dieses fesselte ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit und Ueberraschung. Fast unmittelbar vor dem aufgeschlagenen Buche befand sich nämlich ein blecherner Kasten von etwa einem Fuß in der Länge und Breite und einem halben Fuß

in der Höhe. Der Deckel desselben war geöffnet und das Innere bis oben an den Rand mit ganz neuen, funkelnden Napoleond'ors angefüllt. Als wir zu der offenen Thür in die Hütte eintraten, erhob sich die geisterhafte Gestalt von ihrem Sitze, und dem Kapitän die Hand entgegenstreckend, sagte der Schwarzkittel mit schwacher Stimme unter dem sichtbaren Ausdrucke von Verwunderung:

„„Schon wieder zurück, Kapitän?""

„„Das Glück hat mich begünstigt,"" gab derselbe zur Antwort. „„Man zieht gar oft eine Niete in der Lotterie, aber dies Mal glaube ich einen Treffer gezogen zu haben.""

„Hierauf trat er bei Seite, und mich vorschiebend, setzte er noch hinzu:

„„Hier bringe ich Ihnen einen treuen Verbündeten, ehrwürdiger Vater, sein Wille ist so stark, wie sein Arm, und sein Mund so verschwiegen wie das Grab."" —

„Hahaha," lachte Kaschna laut auf, „wie man sich doch täuschen kann. — Dein Maul ist geschwätziger, als das eines alten Waschweibes."

„Umstände verändern die Sache," fuhr Jovello fort, „doch höre weiter:

„Der Jesuiten-Pater warf aus seinen kleinen, grauen, listigen Augen einen prüfenden Blick auf mich und die getroffene Wahl mochte ihn befriedigen, denn er reichte nunmehr auch mir die fromme Hand und sagte salbungsvoll:

„„Der heilige Geist segne Deinen Eingang und Deinen Ausgang, Bruder in Christo. Bist Du Carolo Jovello?""

„Du weißt es, daß ich die Pfaffen mehr noch hasse, wie die Feinde des Kaisers, aber was half es mir? — Ich mußte zum bösen Spiele gute Miene machen. Ehrerbietig küßte ich dem Heuchler die Hand und antwortete:

„„Der bin ich, ehrwürdiger Vater!""

„„So preise ich Dich glücklich, mein Sohn,"" fuhr der Pater mit frommer Gebehrde fort, „„Du wirst der Retter des bedrängten Vaterlandes werden. Die Augen der treusten und besten Kinder Frankreichs sind auf Deine Person gerichtet, sie erflehn für Dich den Schutz der heiligen Jungfrau, sie beten für Dich und ihr

heißes Gebet wird zum Heil und Segen des Landes erhört werden. — Aber auch Dein von Gott erwähltes Haupt wird Glanz und Ruhm umstrahlen, mit Stolz und Ehrfurcht wird man Deinen Namen nennen, die Dichter werden in ihren Lobliedern Dich besingen, Portraits und Büsten wird man von Deiner Person entwerfen und sie in die Schaufenster stellen, um auch der Jugend den Retter des Vaterlandes aus so entsetzlicher Trübsal und Noth von Angesicht zu Angesicht zeigen zu können.""

„Ich wußte in der That nicht, was ich von diesem Unsinn denken sollte und ob ich mich nicht am Ende gar einem Verrückten, einem Tollhäusler gegenüber befände; deshalb entgegnete ich kurz:

„„Ich verstehe Euch nicht, ehrwürdiger Vater.""

„„Das glaube ich wohl, mein Sohn,"" fuhr der Pfaffe fort, „„es ist fürwahr auch schwer zu begreifen, wie es möglich ist, daß ein so plötzlicher rapider Uebergang von der Tiefe zur Höhe, vom Niedrigen zum Hohen, im menschlichen Leben vorkommen kann; allein dem Kühnen gehört die Welt, die kühn vollbrachte That im günstigen entscheidenden Augenblick erobert und erwirbt sie ihm. Auch Dir ist jetzt die Gelegenheit geboten, willst Du sie ergreifen, mein Sohn?""

„„Was soll ich thun, was verlangt man von mir?"" fragte ich unruhig.

„„Ein edles, dem Herrn wohlgefälliges Werk,"" war die Antwort. „„Für die Vollbringung jenes Werkes sollst Du reichlich belohnt werden. Siehst Du das mit Gold gefüllte Kästchen hier stehn? — Sein Inhalt ist der Preis Deiner That. Sorgenlos wirst Du für die Zukunft leben können. Dein gegenwärtiger Stand ist zwar wohl ein ehrenvoller, aber immerhin doch nur ein mühsamer und beschwerlicher, Dein Sold ist nur kärglich bemessen und Dein Leben ist in steter Gefahr. Jetzt hast Du die freie Wahl zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Unabhängigkeit und dauernder Knechtschaft. In der Schrift des Herrn aber steht geschrieben:

Prüfet Alles und das Beste erwählet.""

„Zum Teufel auch, der Mann hat nicht ganz Unrecht, dachte ich bei mir. Ich schielte nach den funkelnden Goldstücken hinüber

und berechnete im Stillen, wie viel es deren wohl sein mochten. Es gelang mir zwar nicht, eine richtige Schätzung zu erzielen, indeß ward es mir doch sehr bald klar und begreiflich, daß ich hier mit einem Schlage mehr gewinnen konnte, als mir der Sold von fünfzig Jahren eingebracht haben würde. Die Begierde nach dem Besitz des verführerischen Metalls erwachte in meinem Herzen und der welterfahrene, fromme Priester bemerkte dies mit sichtlicher Freude. — Ich war entschlossen, alles zu thun, was man von mir verlangen würde. In diesem Augenblicke hätte ich selbst dem Teufel das rechte Ohr abschneiden und seiner Großmutter die Backenzähne furchtlos ausziehen können.

„„Der Lohn wird nach der Arbeit bemessen, ehrwürdiger Vater,"" stotterte ich halb verwirrt, „„eine saure und schwere Arbeit wird gut, eine leichte aber schlecht bezahlt. Die Arbeit, die mir zugedacht ist, muß hiernach wohl eine äußerst schwierige sein, und ich weiß nicht, ob ich in ausreichendem Maße Kraft und Geschick besitze, um sie durchführen zu können.""

„„Du kannst es, wenn Du willst,"" entgegnete der Kapitän, welcher bisher nur den stillen Beobachter gemacht hatte.

„„Und der Herr wird Dich stärken,"" setzte der Pater noch hinzu.

„„Nun gut,"" entgegnete ich beruhigt, „„Tausch um Tausch. Ich bitte um den Auftrag und zugleich um das Geld.""

„„Lege zuvor die Finger Deiner rechten Hand auf dieses Kruzifix,"" begehrte der Pater, indem er ein solches unter seinem Rock hervorzog, „„und schwöre mir pünktlichen Gehorsam und Verschwiegenheit. — Die That, die ich von Dir begehre, mag glücken oder mißglücken, so darfst Du nicht verrathen, wer Dich dazu veranlaßt hat. — Brichst Du aber dennoch den heiligen Eid, den Du auf den jetzt zu Fleisch und Blut gewordenen Leib Deines Erlösers leistest, so bist Du nicht nur der ewigen Strafe, sondern auch der Rache der Kirche Jesu verfallen. Der Arm der letztern ist weitreichend, ihre werkthätigen Organe sind in den Palästen der Großen wie in den Hütten der Kleinen anzutreffen. Sie werden Dich suchen und auffinden, selbst wenn Du in den äußersten Winkel der Erde Deinen Versteck nehmen möchtest. Sie werden Dir Deine geschwätzige Zunge alsdann unbarmherzig aus dem

Schlunde schneiden und mit glühendem Drahte Dir das Licht der Augen blenden. — Jetzt weißt Du, mein Sohn, was Dir unvermeidlich bevorsteht, wenn Du Deinen Schwur brichst und noch ist es Zeit, Dich zu entschließen, und Dich ernstlich zu prüfen, ob Du die Kraft in Dir fühlst, ihn getreulich halten zu können.""

„Diese Drohungen waren überflüssig, ich legte die Hand auf das Kruzifix und leistete den mir vorgesprochenen Eid ab.

„„Der Gott des Lichtes und der Wahrheit stärke Dich mit seiner Allmacht und Gnade,"" stöhnte der heuchlerische Pfaffe.

„Mir aber war dieses nie enden wollende Ceremoniell lästig und drückend, ich faßte mir daher ein Herz und fragte kurz und bündig:

„„Was soll ich nun thun?""

„„Zwei Schufte aus dem Wege schaffen,"" war die Antwort.

„„Und wer sind diese?"" fragte ich weiter.

„„Louis Napoleon und sein Helfershelfer, der Marschall Mac-Mahon, Herzog von Magenta,"" erwiderte der Jesuit.

„Ich schauderte. Ein Fieberfrost durchrieselte meinen Körper und sprachlos starrte ich verwundert den Versucher an.

„„Das ahnte ich,"" lispelte der Letztere leise.

„Der Kapitän de Fleury klopfte mir aber auf die Schulter und rief mir zu:

„„Bist Du Jovello, der todesmuthige, furchtlose Zuave, der sich an der Mündung der feindlichen Kanone spöttelnd die Cigarrette anzündet, oder aber bist Du ein herzloses, furchtsames Weib? — Erbebst Du bei Nennung der Namen schon? — Du scheinst nicht daran zu denken, daß die Seele des Kaisers wie die des Marschalls auch nicht um einen Pfifferling fester im Körper sitzt, als die jeden Bettelmanns. — Pfui! schäme Dich der Feigheit!""

„Das war zu viel und mehr als ich zu ertragen vermochte. Der beleidigte Ehrgeiz paarte sich mit der Habgier und ich überlegte nicht weiter.

„„Wenn es keine Sünde ist, so werde ich sie beide morden,"" gab ich zur Antwort.

„„Eine heilige Tugend ist es, aber keine Sünde,"" wendete der Jesuit ein. „„Der Zweck heiligt die Mittel. — Das Vaterland

steht an dem jähen Abgrunde des Verderbens, nur noch wenige Schritte und es stürzt unrettbar in diese Tiefe hinein. Nur der schleunige Tod dieser beiden Schufte ist noch das einzig verbliebene Mittel, um die Schmerzen zu lindern, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, welche die Kinder des unglücklichen Landes belastet und für die Folge weit furchtbarer noch belasten wird.""

„„Unbegreiflich,"" stöhnte ich, von eben so großer Angst und Furcht vor der Vollführung der That, als vor Scham bei Unterlassung derselben befallen.

„„Ich vermag Dir darüber keine Aufklärung zu geben, mein Sohn,"" bemerkte der Pater mit weicher Stimme, „„Du würdest mich nicht verstehen, wenn ich Dir das Bild entrollen wollte. Du bist kein Staatsmann, kein Politiker, darum darfst Du auch nicht denken, sondern nur glauben und handeln. Willst Du dies thun?""

„„Ich will es,"" antwortete ich leise.

„„Nun gut, mein Sohn,"" fuhr der Pater fort, „„so werde ich Dich segnen und Dir den Weg weisen.""

„Hierauf entnahm er aus einer Brieftasche zwei Karten von rothem Papier, beide mit einer Unterschrift und einem Siegel versehen. Er drückte mir dieselben in die Hand und sagte:

„„Begieb Dich eiligst in das Hauptquartier. Sowohl vor dem Zelte Napoleons, wie vor dem des Marschalls steht ein Doppelposten. Beide Doppelposten werden in dieser Nacht nicht, sondern erst um vier Uhr Morgens abgelöst werden. Sie sind vertraute, in unser Geheimniß eingeweihte Offiziere der Garde, welche die Uniform ihres Grades mit der eines gemeinen Soldaten vertauscht haben. Der Offiziermantel und die Mütze, welche Du von Deinem Wohlthäter, dem Kapitän de Fleury, erhalten hast, öffnen Dir den Weg durch die Vorposten und gestatten Dir den Zutritt zu den Zelten, in welchen jene Brut nistet. Die Lagerstätte des Kaisers befindet sich etwa tausend Metres von der des Marschalls, in südlicher Richtung. Der kürzere Weg führt Dich zunächst zu der erstern. Sobald die Posten Dich anrufen, giebst Du jene Karten ab, das heißt, an jedem Zelte nur eine, und ungehindert wirst Du Einlaß erlangen.""

„Wiederum öffnete der Pater die voluminöse Brieftasche, ent-

nahm derselben noch zwei seidene Schnüre und händigte mir solche mit dem Bedeuten ein:

„„Hier sind die Werkzeuge, schnüre ihnen beiden die Gurgel zu."" —

„Pfui! der Spitzbube," wendete Kaschna ein, „Du hättest bei ihm den Anfang machen müssen."

Ohne hierauf etwas zu erwidern, fuhr Jovello fort:

„Der Pater instruirte nun weiter:

„„Wenn du dieses edle Werk beendet hast, so flüchte Dich eiligst in dies Haus, zwei gesattelte Pferde werden zu unserem Fortkommen inzwischen zur Verfügung stehen, du wirst sodann den bedungenen Lohn erhalten und die Früchte Deiner Arbeit sichern Dir eine dauernd glückliche Zukunft.""

„Ich gelobte wiederholt, die mir ertheilte Instruktion strikte, auf das Gewissenhafteste zu befolgen, und ward nun von dem Jesuiten mit vielen Segenswünschen, vom Kapitän de Fleury aber mit einem Bruderkusse entlassen.

„Wie das schwankende Schiff auf den tobenden Wellen des Oceans so schwankten meine Entschlüsse ohne einen sichern Anker hin und wieder, als ich mich wieder in freier Luft befand. Jetzt erst fühlte ich die Schwere und das Gewicht der entsetzlichen That, deren Ausführung man mir aufgedrungen hatte, während die Begierde nach dem Besitze des Geldes und das Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit sich beschwichtigend dazwischen stellte. In diesem noch nicht' entschiedenen Kampfe stolperte ich durch die Finsterniß der Nacht, bis mir plötzlich ein glücklicher Gedanke einfiel.

„Kehre um, flüsterte mir leise im Innern meines Herzens eine mahnende Stimme zu. Lege Dich auf die Lauer und belausche Deine Freunde zuvor, ich glaube kaum, daß sie sich treu und aufrichtig bewähren werden.

„Wie gedacht so gethan. Vorsichtig schlich ich mich wieder an das Haus heran und suchte nach einem Schlupfwinkel, in dem ich mich verbergen und ungesehn Beobachtungen anstellen konnte. An die zwei Fenster, welche an der Vorderseite des Häuschens sich befanden, durfte ich natürlich nicht treten, der Zufall oder viel-

mehr das Glück begünstigte indeß mein Unternehmen. In der Mauer der einen Nebenseite der Hütte bemerkte ich eine Spalte, durch welche der schwache Schimmer des Lichtes durchdrang. Jene Spalte, oder jener Riß, mochte ungefähr die Breite von zwei Fingern in seiner weitesten Ausdehnung haben, so daß ich das Innere des Zimmers zwar sehr genau übersehen, leider aber nicht viel, nur einzelne abgebrochene Worte hören konnte. Diese Stelle erwählte ich nun zu meinem Observatorium. Athemlos legte ich das Auge an jene Oeffnung, doch schon der erste Einblick genügte mir zur Erhebung wohlberechtigter Zweifel. Mindestens stand so viel fest, daß ich getäuscht worden war, denn der fromme Jesuitenpater stand so eben im Begriff, seine Rolle zu vertauschen. Er streifte die schwarze Kutte vom Leibe, hob eine nur lose aufgelegte Diele in die Höhe und holte aus der unter derselben sich befindenden Vertiefung eine Generalsuniform hervor. Das Priesterkleid nebst dem Kruzifix und einem langen Rosenkranze legte er sodann auf dieselbe Stelle, von welcher er die Generalsuniform entnommen hatte. Nunmehr zog er die Uniform an, nahm die weiße Perrücke vom Kopfe herunter, warf sie in dasselbe Loch und bedeckte mit Hülfe des Kapitäns schließlich diesen eigenthümlichen Kleiderschrank wieder sorgfältig mit dem ausgehobenen Dielenbrette. — Während dieser Beschäftigung hatte mir der Pseudo-Jesuit den Rücken zugewandt und ich vermochte ihm nicht in das Gesicht zu sehen, als er sich aber umkehrte, wäre ich fast in ein Gelächter ausgebrochen, wenn die Situation für mich nicht allzu ernster Natur gewesen wäre. Den General kannte ich persönlich, ich hatte ihn schon öfters in Paris und wenn ich nicht irre, auch in Lyon und Versailles gesehen, aber es war mir beim besten Willen nicht möglich, mich auf seinen Namen zu besinnen. Auch bis zur heutigen Stunde ist es mir noch nicht gelungen."

„Das sind ja in der That eben so merkwürdige als interessante Ereignisse," bemerkte Kaschna; „wie sah er denn aus?"

„Fast, aber nicht ganz so, wie der gefallene General Douai," antwortete Jovello. „Er war groß und hager, hatte kurz geschorenes schwarzes Haar, keinen Bart, und auf der Brust trug er das Großkreuz der Ehrenlegion."

„Groß und hager, schwarzes kurzes Haar, ohne Bart," wie-

derholte Kaschna nachdenkend, „hol mich der Teufel, den Spitzbuben kenne ich auch nicht."

„Aus der Brusttasche seiner Uniform nahm der General noch mehrere Papiere heraus," fuhr Jovello fort, „und begann unter Ausbreitung derselben auf den improvisirten Tisch ein äußerst lebhaftes Gespräch, aus welchem ich jedoch nur einzelne unzusammenhängende Worte, wie z. B. Republik, Rochefort, Jules Favre, Bazaine und dergleichen mehr verstehen konnte. Nachdem aber die Lebhaftigkeit jenes Gespräches etwas nachgelassen hatte, griff ein jeder dieser saubern Burschen mit der Hand in den noch offenen Blechkasten, worin die für mich bestimmten Goldstücke sich befanden, und ungezählt wanderte eine beträchtliche Anzahl derselben in ihre Diebestaschen.

„Diese Gaunerei reifte meinen Entschluß. O, ihr abscheulichen Schurken, ihr Betrüger, dachte ich in meinem Sinn, sucht Euch einen andern Narren zum Komplicen Eurer Banditenstreiche aus, Jovello ist wahrhaftig klüger, als Ihr, und ihn betrügt Ihr nicht.

„Schnell warf ich die mir zugestellten Legitimationskarten wie die seidenen Würgeschnüre auf das schmutzige Erdreich nieder und mißmuthig trat ich den Rückweg zu meinem Regimente an. Als ich die Postenlinie unter der Maske meiner Offizieruniform überschritten hatte, warf ich auch diesen Plunder fort und meine ganze Errungenschaft bestand darin, daß ein anderer hungriger Kamerad sich inzwischen über den beim Feuer zurückgelassenen Feldkessel erbarmt und die für mich bestimmten Kartoffeln verzehrt hatte. Hungrig, müde, getäuscht und schändlich betrogen legte ich mich verdrießlich auf die Streu. — War das nicht ein brillantes Geschäft, Kamerad?"

„Hast Du denn seit jener Zeit den General und den Kapitän de Fleury nicht wieder gesehen und gesprochen?" fragte Kaschna.

„Der Kapitän ist spurlos verschwunden," antwortete Jovello, „wie mir ein Sergeant-Major von seiner Kompagnie mittheilte. Gefallen oder gefangen soll er nicht sein, aber kein Mensch weiß es, wo er hingekommen, wo er geblieben ist; den General aber konnte ich füglich nicht wieder zu Gesicht bekommen, da jener

Vorfall sich kurz vor unserer Gefangennahme zutrug. Meinetwegen, laß es gut sein, wenn wir wieder nach Frankreich zurückkehren, werden wir wohl mehr erfahren, als wir jetzt wissen."

15.

Die Siege der Deutschen am 14., 16. und 18. August

oder die ersten drei Schlachten bei Metz (bei Courcelles, Vionville — auch Mars la Tour genannt — und bei Gravelotte — auch Rezonville genannt).

Bei der in den letzten Kapiteln von uns vorgenommenen Rundschau haben wir denjenigen Ort ganz aus unserm Gesichtskreise verloren, an welchem wir den ersten Keim unserer Erzählung zur zukünftigen gedeihlichen Entfaltung niederlegten. Die Pflicht und das Zartgefühl gebietet daher, uns jener Gegend wieder zuzuwenden und uns nach dem Befinden der so lange Zeit Vernachlässigten höflichst zu erkundigen.

In den persönlichen Verhältnissen des Majors v. Brandenstein hat sich inzwischen wesentlich nichts geändert, ihm fehlen zwar immer noch die täglich erwarteten Nachrichten über das Befinden seines Sohnes Kunibert, wie seines Schützlings des Lieutenants v. Wangenheim, die erhofften und mit so großer Bestimmtheit in Aussicht gestellten Siegesklänge, welche der dem Letztern zur Pflicht gemachte Schleichpatrouillen-Dienst unausbleiblich nach sich ziehen mußte, allein er tröstete und erbaute sich an dem ununterbrochenen Siegeslaufe der deutschen Truppen.

Minder wohl befand sich seine Ehegattin, welche die Sorge um den so innig geliebten, unaufhörlich auf der unsichern Schwebe zwischen Tod und Leben sich befindenden Sohn fast erdrückte. Aber noch bedauerlicher war der Zustand Bianka's und des alten Dieners Johann. Die Wirkungen der durch die Zigeunerin Mi-

larka erfolgten Vorhersagungen waren nicht ausgeblieben. Bei dem konstanten Ausbleiben von Lebenszeichen des Geliebten, glaubte Bianka um so sicherer an die Erfüllung ihres durch die Wahrsagerin bestätigten unglückseligen Traumes, als merkwürdiger und fast unerklärlicher Weise seit jenem verhängnißvollen Morgen des Zusammentreffens mit der Zigeunerin die Kräfte des alten Dieners fast zusehends abnahmen. Ob dies ein reiner Zufall war, oder aber ob die Verkünderin seines nahe bevorstehenden Endes ihm Furcht und Angst eingeflößt haben mochte, die auf seinen Zustand so überaus nachtheilig wirkte, wer mag dies wissen? Wir können nur das Faktum konstatiren und zugleich andeuten, daß der mit rapider Schnelligkeit wackelich gewordene alte Bursche allen Ernstes sogar darauf bedacht war, den in das Haus des Majors aufgenommenen zwei kleinen Schwestern des Webers Wilhelm Sauerteig, der erfolgten Mahnung der Zigeunerin gemäß, einen großen Theil seiner langjährigen, wenngleich nicht bedeutenden, Ersparnisse testamentarisch zu vermachen. Er hing mit großer Liebe an den verwaisten Kleinen, und da er weder nahe noch ferne Verwandte besaß, so beabsichtigte er die beiden armen Kinder als Universalerben über sein etwa zwei Tausend Thaler umfassendes Vermögen einzusetzen; dem Kinde eines Freundes aber, welches er aus der Taufe gehoben hatte, von dieser Summe ein Legat von drei Hundert Thalern zuzusichern.

So standen jetzt die Verhältnisse im Hause des Majors v. Brandenstein. Sie waren eben nicht allzu erfreulicher Art, indeß sagt ein altes deutsches Sprüchwort:

„Nach Regen folgt Sonnenschein."

Nicht immer bleibt der Himmel trübe und bedeckt, und nicht immer das arme Menschenherz von Sorgen bedrückt. Der Eingang eines langen Briefes des Sohnes Kunibert, welcher so munter wie der Fisch im Wasser war, verscheuchte, wenn auch nicht plötzlich, so doch erheblich den trüben Geist, welcher sich wie ein drückender Alp auf das Haus gelagert hatte. Die Mutter, welche weniger den Gang der politischen Ereignisse, als wesentlich mehr die persönliche Wohlfahrt ihres Lieblings verfolgte, war vor Freude außer sich, während der Vater mehr Gewicht auf die neu errungenen Siege der deutschen Waffen legte und vom militärischen

Standpunkte aus insbesondere die trefflich gelungene Relation pries und bewunderte, welche sein Sohn über die so bedeutungsvollen Siege der Deutschen in den Schlachten bei Metz, nämlich in der am 14. August bei Pange oder Courcelles, der am 16. bei Vionville oder Mars la Tour und der am 18. bei Gravelotte oder Rezonville, seinem Schreiben beigefügt hatte. Jener Schlachtenbericht lautete wie folgt:

Drei neue glorreiche Siege haben wir wiederum erfochten, drei Siege, so überaus ruhmreich und von so gewichtiger Tragweite, daß sie fast als das entscheidende Kriterium des gegenwärtigen Krieges mit vollem Rechte bezeichnet werden können. — Marschall Bazaine ist gefangen, ist in Metz eingeschlossen, die von ihm beabsichtigte, von dem klaren Blicke unserer Heerführer aber durchschaute Vereinigung mit den Truppen des Herzogs von Magenta ist vereitelt. — Seine Lage ist mit einem Fuchse zu vergleichen, welcher sich in den Bau flüchtete, um der Verfolgung des Jägers zu entgehn. Die Ausgänge des Fuchsbaues sind von den Jägern umstellt und bewacht, es ist dem Rothhaarigen nicht möglich, zu entweichen; ebenso sind nun die Ausgänge von Metz von unsern Leuten bewacht und umstellt, auch den Rothhosen wird es nicht gelingen, aus ihren Verschanzungen zu entkommen, und der Mangel an Proviant wird sie, wohl oder übel, zur Streckung ihrer Waffen zwingen.

Das erste dieser glorreichen Gefechte fand am 14. August bei dem Dörfchen Pange, östlich von Metz, statt. — Die französische Armee stand nämlich am Morgen jenes Tages in östlicher Richtung vor Metz in großen Freilagern in einer Ausdehnung von mindestens neun Kilometern, wie man übrigens schon Tags zuvor vermuthet hatte, im Begriffe, sich auf Chalons zurückzuziehen. Der Marschall Bazaine muß aber wohl mit großen, nicht zu bewältigenden Hindernissen bei der Durchführung dieser Operation zu kämpfen gehabt haben, denn nachdem er auch am Vormittag sich nicht bewegte, griff der General v. Steinmetz ihn zuerst mit Truppen der 13., dann der 14. Division, also mit Theilen des 7. Armeekorps, General v. Zastrow, Nachmittags um zwei Uhr an und fand die Franzosen wieder in mehreren Abschnitten, hinter besonders tiefen Schanzgräben, aus denen sie auf die über das freie

Feld heranstürmenden preußischen Truppen mit größerer Ruhe, als dies in den bisherigen Gefechten der Fall war, feuerten. Es waren solche Abschnitte, die nach einander erstürmt werden mußten, diejenigen bei Ars, Laquenery, Grigy, Borny, Colombey und einigen Weilern, die, im Gebüsche liegend, gute Vertheidigungspunkte boten. Das Gefecht war eben so heftig in seinen einzelnen Momenten, als hartnäckig in seiner Dauer.

Unter diesen Umständen konnte es selbstverständlich nicht ausbleiben, daß die Verluste erheblich waren. Insbesondere waren die Wirkungen unserer Artillerie ganz außerordentlich und würden von einem noch besseren Erfolge begleitet gewesen sein, wenn sie nicht mit zwei Uebelständen zu kämpfen gehabt hätte, nämlich einmal mit der Richtung des Windes, der ihr die feindlichen Positionen in dichte Wolken hüllte, und zum andern Male mit der Sonne, die glühend roth mit grellem Feuerschein unsern Artilleristen gegenüberstand und dadurch die genaue Richtung der Geschütze wesentlich beeinträchtigte.

Die Verluste der Franzosen bestehn zumeist in Todten, da die preußischen Kugeln fast immer den Kopf trafen. Es ist dies eine natürliche Folge der von den Franzosen beobachteten neuen Kampfart, welche sich überall auf die Defensive beschränken und den Angriff hinter Erdaufwürfen abwarten. Tritt dann ein feindlicher Kopf hinter der Brustwehr hervor, so ist ihm unsere Kugel gewiß. Leicht verwundete Feinde sind diesmal äußerst wenig in unsere Hände gefallen, da der Kampf unmittelbar vor die Thore von Metz sich hinzog, und die Leichtverwundeten daher von ihren Kameraden nach der Festung getragen wurden. Todte lagen dagegen in so großer Anzahl auf den Feldern, insbesondere aber hinter den Schützengräben, daß sich von ihnen förmliche Leichenhaufen gebildet hatten, Hinter einem jener Gräben lagen allein 781 todte Franzosen.

Auch auf preußischer Seite sind die Verluste leider bedeutend, da der Kampf erst am späten Abend endete. Der Feind war aber bis auf die Glacis der Außenwerke von Metz, mithin vollkommen siegreich zurückgeworfen. Der Feind zog sich theils nach der innern Festung zurück, theils umging er die Stadt und verschwand auf diese Weise spurlos.

Nachdem die Truppen bis zum Tagesanbruch in ihren eroberten Positionen stehen geblieben, ihre Todten begraben und ihre Verwundeten eingesammelt hatten, gingen sie in die Stellung zurück, welche sie bei Beginn des Gefechts inne gehabt hatten. Am frühen Morgen schon fuhr König Wilhelm, von den Generalen des Hauptquartiers und dem Bundeskanzler Grafen v. Bismarck begleitet, über Vemelly und Bazoncourt nach Coligny, stieg hier zu Pferde und beritt das ganze Schlachtfeld, woselbst er sich dem Glacis der Metzer Außenwerke bis dahin näherte, wo die siegreichen Truppen am vergangenen Tage das Gefecht beendet hatten. Von den überall auf dem Schlachtfelde bivouakirenden Truppen mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, sprach der König den Regimentern nach Verdienst seine Anerkennung aus und kehrte erst um vier Uhr Nachmittags in das Hauptquartier zurück.

Dies ist die kurze Durchführung des Gefechts am 14. August, nicht minder interessant und zum besseren Verständniß sogar unentbehrlich erscheint die diesem entscheidenden Ereignisse vorangegangene Rekognoszirung.

Zur Ausführung der letztern erfolgte der Befehl gegen fünf Uhr. Es ward angeordnet, gegen Metz vorzugehen, um zu erfahren, wie stark der Feind dort sei, welcher von uns auf etwa 100,000 Mann unter dem Oberbefehl des Marschalls Bazaine abgeschätzt ward. Der Zweck dieser Rekognoszirung war sehr leicht ersichtlich. Der Feind sollte nämlich hier aufgehalten, beschäftigt werden, um die Operationen im Süden zu erleichtern, und dieser Zweck ist sogar über die ursprüngliche Absicht hinaus glänzend gelungen.

Links von der 1. Division ging die 13. Division auf der Straße von Laguenery vor. Diese Division begann das Gefecht. Die 1. Division nahm ihren Marsch über Pont à Chaussy, Flauville und Montoy. Die 2. Division marschirte auf der Straße von Les Etangs. Die Ortschaften Roisseville und Servigny waren vom Feinde besetzt, der beim Anrücken unserer Truppen in die Gefechtsstellung von Bautour-Borny, seiner Hauptstellung, schnell zurückging, welche durch die dort vorhandenen besten Schützengräben und Placements übermäßig gesichert war. Die Vortruppen waren inzwischen schon seit fünf Uhr bei Montoy mit dem Feind

engagirt. Schwach erschien zwar ihre Kopfzahl der vorhandenen Uebermacht gegenüber, aber Muth und Tapferkeit stellte das fehlende Gleichgewicht her.

Die 13. Division stieß also mit dieser Avantgarde, und zwar mit dem 43. Regiment, sowie mit 2 Kompagnien ostpreußischer Jäger bei Montoy zusammen. Es wurde hierauf zunächst das Gros der Avantgarde, bestehend in 2 Kompagnien Jäger und dem Regiment Nr. 3, in der Richtung von Flouville auf Montoy vorgeschickt, um dort die Verbindung mit der 2. Division herzustellen. Das Gros der 1. Division, nämlich die Brigade v. Geil, ging zwischen Flauville und Montoy, zunächst an der Tête das Regiment Nr. 41, in vollständig geordneter Gefechtsformation seitwärts Montoy, in der Richtung auf Rouilly, vor. Das Regiment Kronprinz blieb vorläufig an der Chaussee, südlich von Roisseville, als Reserve stehen.

Auf der ganzen Linie engagirte sich ein stehendes wüthendes Gefecht. Ohne Unterbrechung erbebte die Luft durch das furchtbarste Gewehrfeuer, sowie durch den Donner der Kanonen und das Knattern der Mitrailleusen. Die Avantgarde und das Gros hatten Gelegenheit, links mit den Batterien der 13. Division und rechts mit denen der 2. Division eine concentrische Stellung auf den Abhängen nordwestlich Montoy, à cheval der beiden nach Metz führenden Chausseen, halbmondförmig zu placiren, und zwar standen hier 14 Batterien unseres 1. Corps.

Dieses glücklich beendete Gefecht hat übrigens eine bei weitem größere Bedeutung, als wir dies anfänglich selbst glaubten, und zwar weniger in Rücksicht auf den Erfolg, als mehr noch durch den Umstand, daß der Uebergang des Oberbefehls der Armee aus den Händen des Kaisers Napoleon in die des Marschalls Bazaine keine Aenderung in der militärischen Situation herbeigeführt hat. Aber auch aus dem Grunde ist das Gefecht von großem Belang, daß der Abmarsch des französischen Heeres von Metz nach Verdun um vier und zwanzig Stunden verzögert wurde. Die Verzögerungszeit war für den Prinzen Friedrich Karl nothwendig gewesen, um mit der 11. Armee das linke Moselufer zu erreichen und so in die linke Flanke des rückmarschirenden Feindes zu gelangen. Am 16. August stand der Prinz mit dem 3. Corps auf der Straße

von Verdun, also in der Flanke der Franzosen; doch über jene Operation soll weiter unten verhandelt werden.

Der Marschall hat mit wahrscheinlich drei Armee-Corps, nämlich dem Corps L'Admirault, dem Corps Frossard und dem Corps, welches er früher in eigener Person kommandirte und das an den General Decaen abgegeben ward, uns gegenüber gestanden; denn unter den Gefangenen und Todten befanden sich Soldaten von fast allen Regimentern dieser vorbezeichneten drei Corps. Auch ergiebt sich dies schon daraus, daß der Divisions-General Decaen am Bein, der Divisions-General Castaing am Arm verwundet worden, während Bazaine einen Bombensplitter in die Wange erhielt. Der Oberst vom 44. Linien-Regiment blieb auf dem Schlachtfeld.

Die Bravour und Kaltblütigkeit unserer Truppen war bewundernswerth. Da, wo die älteren Offiziere erschossen wurden, traten die jüngeren an ihre Strlle, ja sogar Unteroffiziere kommandirten ganze Züge und Feldwebel ganze Kompagnien. Das linke Centrum war fast sämmtlicher Offiziere beraubt. Als sich nun die 1. Division mit der 2. vereinigte und der Divisions-General v. Bentheim diesen eine augenblickliche Verlegenheit hervorrufenden Mangel an Offizieren bemerkte, erfaßte er den günstigen Moment. Er sieht nämlich einen der Soldaten, der mitten im heißen Gefecht kaltblütig eine Cigarre raucht. Dies imponirt dem General. Auf den Soldaten zueilend, ruft er ihm zu:

„Gieb mir auch Feuer!"

„Schnell zündet er sich ebenfalls eine Cigarre an, sammelt die führungslosen Bataillone und, die Cigarre im Munde, führt er mit geschwungenem Säbel die decimirten Bataillone wieder vor.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß kaum angenommen werden kann, daß die Franzosen die Nähe der Preußen ignorirten, da sie seit zwei Tagen Boulay und Volmerange schon besetzt, so wie Häuser und Bäume niedergerissen hatten, zumeist aber grade da, wo der Kampf stattfand. Auch hatten die französischen Behörden die Zugänge zu Metz unter Wasser setzen lassen.

Diesem Siege der deutschen Waffen, welcher für die überlebenden Menschengeschlechter ein ruhmreiches Blatt in den Annalen der deutschen Geschichte ausfüllen wird, folgte ein zweiter glorreicher

Sieg vor Metz am Tage des 16. August. Dieser Kampf wird von Einigen die Schlacht von Mars la Tour, von Andern aber die Schlacht von Vionville genannt. Der Hauptgang jenes blutigen, mit beklagenswerthen Opfern verbundenen Gefechts war folgender:

Das dritte Armee-Corps hatte, wie auch die andern Corps, in den letzten Tagen sehr anstrengende Eilmärsche gemacht, war auch am Montag den 15. August bis um Mitternacht marschirt, hatte sodann bis um vier Uhr feucht bivouakirt und kam am Morgen aus den Bergen vor dem Städtchen Gorze auf das Plateau von Vionville. Hier stieß die Truppe auf feindliche Vorposten, hinter denen französische Lager zu bemerken waren. Der Kommandeur des dritten Armee-Corps, General v. Alvensleben, beschloß augenblicklich, den Feind mit den concentrirten Corps anzugreifen, weil er es mit dem Queue des von Metz nach Verdun abziehenden Corps zu thun zu haben glaubte. Aus diesem Grunde wurde der Angriff gegen den feindlichen rechten Flügel gerichtet, während der Angriff gegen den feindlichen linken, der sich an das Dorf Vionville anlehnte, einen mehr hinhaltenden Charakter annahm. Das Dorf Vionville liegt in einem Thalgesenke, etwa tausend Schritt südlich davon entfernt das Vorwerk Flavigny, in dessen Nähe sich das feindliche Lager befand. Von dort aus, dem linken französischen Flügel, zog sich das Gefechtsfeld in einem Halbkreise herum nach dem rechten Flügel, d. h. dem preußischen linken, der sich fast bis an das Dorf Mars la Tour anlehnte. Es war kein abziehender Feind, der unserm über alle Maßen braven und heldenmüthigen dritten Armee-Corps gegenüber stand, sondern es war eine sehr energische, sehr hartnäckige und sich bis zur Verzweiflung schlagende Truppenmasse, mindestens zwei Armee-Corps stark, also den Angreifenden bei weitem überlegen.

Zunächst ging die 5. Division unter General v. Stülpnagel und die 6. Division unter General v. Buddenbrock, mit den brandenburgischen Regimentern, der Corps-Artillerie unter v. Dresky und der 6. Kavallerie-Division unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg vor, um den Feind aus seiner rechten Flügelstellung abzudrängen, was auch gelang, so daß er sich mit derselben auf die Höhen um Rezonville zurückziehen mußte. Zuvörderst geschah

dieser veränderten Frontstellung entsprechend, von preußischer Seite der Verzicht auf Flavigny.

Die französische Artillerie war auf der Hügelkette von Vionville aufgestellt und eröffnete ein Feuer, wie es bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen durch die Erfindungen der Neuzeit nur zu ermöglichen war. Die Chassepots, die Kartätschen, die Mitrailleusen verrichteten ihre schreckliche Vernichtungsarbeit und zwar in einer Weise, die nicht mehr Kampf, nicht mehr Kriegskunst, die nur Hinschlachten genannt werden kann. Die Franzosen führten immer neue, verdeckte Truppen ins Feuer, die Vorstöße von ihrer Seite wurden immer schneller, heftiger und wuchtiger; die Brandenburger, unterstützt durch eine bedeutende und zäh ausharrende Artilleriemasse, welche ihre sicher treffenden Geschosse in die französischen Reihen schleuderten, sanken wohl, aber wichen nicht. — Mehrmals zurückgedrängt, gingen sie immer wieder von neuem zum Sturm auf das Vorwerk vor, bis endlich das Lager von Flavigny mit 600 Gefangenen, darunter Turkos und Zuaven, in die Hände des dritten Corps gefallen war.

Aber vergebens, die Corps Frossard, Canrobert, zwei Divisionen Failly, die Corps Decaen, L'Admirault wurden nach einander aus vier Positionen geworfen. Eine Attaque der 6. Kavallerie-Division (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) gegen intakte feindliche Infanterie wurde mit glänzender Bravour, aber nicht minder großem Verluste ausgeführt.

Um ½ 1 Uhr erschien Prinz Friedrich Karl auf dem Kampfplatz und ritt sogleich in das Gefechtsfeld vor. Um ihn und seine Suite schlugen die Granaten und Kugeln ein, so daß unsere Mannschaften um ihn her verwundet wurden. Er, der Höchstkommandirende, hatte den Weg von Pont à Mousson bis auf das Schlachtfeld von drei und einer halben Meile in einer Stunde geritten. Er übernahm nach seinem Erscheinen den Oberbefehl.

Bis um vier Uhr wüthete der Kampf um die Höhen von Flavigny und Rezonville. Von Morgens acht Uhr an kämpfte das dritte Corps allein gegen die gewaltige Uebermacht, gegen eine bis zur Verzweiflung gehende Bravour der Franzosen, gegen ihre Mordinstrumente, — da erst trat das zehnte Armee-Corps

unter dem Oberbefehl des Generals v. Voigts-Rheetz auf dem linken Flügel gegen den rechten der Franzosen in Aktion.

Hier stand die französische Garde, die sich mit einer ihres alten Rufes würdigen Tapferkeit schlug. Aber trotz der schneidigen Angriffe und der trefflichen Führung des zehnten Corps konnte die Entscheidung erst durch eine Entsendung der Garde-Dragoner-Brigade über Mars la Tour in die rechte Flanke des Feindes ermöglicht werden. Als die Brandenburger auf dem rechten Flügel fast völlig erschöpft waren, erschienen rechtzeitig Theile der 16. Division, insbesondere das 40. Infanterie-Regiment, und auch der 25. Division und brachten energische, erfolgreiche Unterstützung.

So blieb die Schlacht bis ¼ 7 Uhr stehen; dann avancirte preußische Artillerie gegen französische. Die Kavallerie-Division v. Rheinbaben führte noch einige Attaquen gegen die Franzosen aus, die sich auf neue Stellungen zurückziehen wollten. Bei vollständiger Dunkelheit war das Schlachtfeld, aber auch der Sieg unser, der allerdings mit vielen Leben und mit theurem Blute erkauft wurde.

Bei Nennung der Namen: Vionville und Flavigny werden noch lange, lange heiße Thränen fließen. Das 24. Regiment hat 47 Offiziere und 1400 Mann verloren, das 64. Regiment 41 Offiziere und gegen 1000 Mann; vom 12. Regiment sind 6 Kompagnien und 8 Offiziere übrig; bei dem 64. und 24. Regiment führte je ein Premier-Lieutenant ein Bataillon, beim 12. Regiment zwei Sekonde-Lieutenants ein Bataillon vollkommen schlagfertig gegen den Feind. Das 7. Kürassier-Regiment hat drei französische Treffen durchritten. Am rechten Flügel ritten zwei Schwadronen Ziethen-Husaren zwei feindliche Bataillone nieder. Das 1. und 2. Garde-Dragoner-Regiment büßte sein rechtzeitiges Eingreifen in den Gang der Schlacht mit der Hälfte seiner Offiziere und Mannschaften durch Tod oder Verwundung.

Diese erheblichen Verluste waren die natürliche Folge des vorhanden gewesenen Mißverhältnisses in Betreff der Zahl der gegen einander streitenden Truppen, da nach authentischen Ermittelungen in der Schlacht bei Mars la Tour 180,000 Franzosen nur 80,000 Preußen gegenüber gestanden haben.

Endlich die dritte entscheidende Schlacht bei Metz war die

am 18. August bei Gravelotte oder bei Rezonville. Die strategische Entwickelung derselben war die folgende:

Morgens in der Frühe am 18. August gingen das 12., Garde- und 9. Corps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Martel und Doncourt vor, gefolgt vom 3. und 10. Corps, während das 7. und 8., sodann auch das 2. bei Rezonville gegen Metz stehen blieben. Als jene Corps rechts schwenkten, und zwar durch sehr waldiges Terrain in der Richtung gegen Verneville und St. Privat, begannen diese Corps den Angriff gegen Gravelotte, anfänglich nicht heftig, um die große Umgehung gegen die starke Position Amonvillers-chatel bis zur Metzer Chaussee abzuwarten.

Die Mannschaften, welche diese weite Umgehung zurückzulegen hatten, traten erst um vier Uhr ins Gefecht mit dem Pirotecorps, mit dem neunten um 12 Uhr. Der Feind setzte in den Wäldern heftigen Widerstand entgegen, so daß nur langsam Terrain gewonnen wurde. Als nämlich die Franzosen im Laufe des Gefechts erst merkten, worauf es eigentlich abgesehen sei, wurde ihr Widerstand wahrhaft verzweifelt. Es scheint ihnen das geschickte Manöver eines Abdrängens von Paris nicht entfernt in den Sinn gekommen zu sein, sonst würden sie sicher die Pariser Straße stärker besetzt oder den Abmarsch nach Verdun schon begonnen oder doch wenigstens eingeleitet haben.

St. Privat wurde vom Garde-Corps, Verneville vom 9. Corps genommen, das 12. Corps und Artillerie des 3. griffen nun in das Gefecht ein. Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Corps nebst den Wäldern zu beiden Seiten genommen und behauptet, leider aber mit großen Verlusten. Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorstoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf ein so enormes Feuer hinter Schützengräben en étage und Geschützfeuer stieß, daß das eben eintreffende zweite Corps den Feind mit dem Bajonette angreifen mußte und die feste Position vollständig nahm und behauptete. Es war 8½ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg.

Bei dem letzten Vorstoße hatte König Wilhelm sich so weit

in das Gefecht hineinbegeben, daß die feindlichen Granaten links und rechts neben ihm platzten, und der Kriegsminister v. Roon hatte viele Mühe, ihn zum Verlassen jener gefährlichen Stelle zu bewegen. Die Truppen begrüßten den König mit unendlichem Jubel. Der heldenmüthige greise Monarch hatte sogar die Absicht, an jener Stelle zu bivouakiren, er fand jedoch nach Verlauf einiger Stunden noch eine Stube, in welcher er auf dem mitgenommenen Königs-Krankenwagen, nachdem er 36 Stunden nicht aus den Kleidern herausgekommen und diese Zeit zumeist auf dem Pferde zugebracht hatte, sein müdes Haupt niederlegte.

Die Verluste stehen leider im Verhältniß zur Größe des Erfolges, aber die schweren Opfer sind dem Vaterlande und der Ruhe von Millionen nicht nutzlos gebracht, wie sie ja auch nicht leichtfertig von Deutschland verlangt, sondern ihm frevelhaft von den Franzosen aufgedrungen wurden. — Die letzte Attaque der 3. Division unter General v. Hartmann, des zweiten Armee-Corps und unter persönlicher Anführung des Generals von Fransecky, gegen die Höhen hinter Gravelotte, auf deren Abhängen sich die Franzosen in drei Etagen Schützengräben über einander eingeschnitten, und die über die Höhen hinlaufende Chaussee dahinter mit vieler Artillerie besetzt hatten, war das Furchtbarste, was die Kriegsgeschichte der Neuzeit seit Verbesserung der Feuerwaffen kennt, und doch war sie siegreich.

In dem Vorstehenden sind zwar die Hauptmomente der ersten drei Schlachten bei Metz genau skizzirt, und fast wortgetreu so wiedergegeben, wie das offizielle Organ, der preußische Staats-Anzeiger, sie veröffentlicht; diese Skizzen geben in ihrer Zergliederung aber kein klares Bild von der Gesammtlage, da Zweck und Erfolg die Zusammengehörigkeit dieser drei Siege bedingen, nichts desto weniger aber ihre Zergliederung nicht als nutzlos erscheinen lassen. Die Gesammt-Situation gestaltet sich in klarer Auffassung und in Uebereinstimmung mit dem offiziellen Organ daher wie folgt:

Die feindliche Hauptarmee trat nach der Niederlage, welche ihr Avantgarden-Corps vor Saarbrücken am 6. August erlitten, und durch die volle Auflösung ihrer rechten Flügel-Armee unter Marschall Mac-Mahon veranlaßt, den Rückzug auf die Mosel-Linie an. Die Festung Thionville und der sehr bedeutende Waffen-

platz Metz mit seinem verschanzten Lager geben dieser Linie eine ganz außerordentliche Stärke. Der direkte Angriff auf dieselbe hätte seine Schwierigkeiten gehabt. Die Armeen wurden daher südlich Metz gegen die Mosel dirigirt, um oberhalb der Festung den Fluß zu überschreiten und den Feind aufzusuchen.

Die Bewegung der großen Massen, welche nur in bedeutender Breite vorgehen konnten, mußte mit besonderer Vorsicht gesichert werden. Die erste Armee übernahm daher die Deckung dieses Marsches. — Als der Feind einen Augenblick Miene machte, noch diesseits Metz auf dem rechten Moselufer in der starken Stellung an der Nied française den Angriff anzunehmen, wurden die nächsten Abtheilungen der zweiten Armee derartig der ersten Armee genähert, daß sie diese rechtzeitig zu unterstützen vermochten. Inzwischen überschritten die anderen Corps der zweiten Armee bereits die Mosel. Der Feind sah sich in Folge dessen veranlaßt, um seine Verbindung auf Paris nicht zu verlieren, das rechte Moselufer vor Metz zu räumen, da er einen Gegenstoß gegen unsere Bewegung nicht auszuführen wagte. Die nahe an ihn herangegangenen Avantgarden der ersten Armee entdeckten rechtzeitig diesen Abmarsch und warfen sich in dem Treffen vom 14. August (Pange oder Courcelles) auf die französischen Arrieregarden ,welche sie auf die Marschkolonnen ihrer Gros trieben. Zu ihrer Unterstützung sahen diese sich genöthigt, einzelne Divisionen Kehrt machen zu lassen; diesseits griffen das gesammte erste und siebente Corps, sowie einzelne Abtheilungen des zunächst stehenden neunten Armee-Corps der zweiten Armee in den Kampf ein. Der Feind wurde zurückgewiesen und bis unter die Kanonen der auf dem rechten Moselufer befindlichen Forts von Metz verfolgt. Dieses Treffen hatte außerdem den großen Vortheil, daß der Abmarsch des Feindes eine Verzögerung erlitt. Es war eine Möglichkeit vorhanden, diesen Vortheil auszubeuten. Von Metz führen zwei Straßen nach Verdun, der Richtung, welche die französische Armee bei einem eventuellen Abmarsch auf Paris einzuschlagen hatte. Sofort wurden die im Ueberschreiten der Mosel begriffenen Corps der zweiten Armee gegen die zunächst zu erreichende feindliche Straße dirigirt, um, wenn angänglich, den dort erfolgenden Flankenmarsch des Feindes zum Stehen zu bringen.

Diese wichtige Aufgabe wurde in überraschender Weise durch blutigen, aber siegreichen Kampf gelöst. Die 5. Division v. Stülpnagel traf am 16. August auf die Flankendeckung des Feindes (des Corps Frossard). Die französische Armee wurde allmälig fast mit allen Corps engagirt. Preußischer Seits betheiligten sich der Rest des dritten Armee-Corps, das zehnte Armee-Corps, ein Regiment des neunten Corps und eine Brigade des achten Corps an demselben. Prinz Friedrich Carl übernahm die Leitung des Gefechts. Das zunächst eroberte Terrain wurde in zwölfstündigem Kampfe siegreich behauptet, die südliche Straße von Metz nach Verdun erreicht und festgehalten und dadurch dem Feinde auf dieser Straße der Rückzug nach Paris abgeschnitten.

Der Kampf unserer Truppen war ein wahrhaft heroischer, die Verluste, wie bereits oben bei Beschreibung der einzelnen Gefechte nachgewiesen, bedeutend, aber die des Feindes unendlich größer; wie man bei Besichtigung des Schlachtfeldes sich nach dem Augenschein überzeugen konnte. Bis zum 19. war es nicht möglich gewesen, die gebliebenen Franzosen sämmtlich zu beerdigen, namentlich constatirt die große Anzahl der gebliebenen kaiserlichen Garden enorme Verluste dieser Elite-Truppen. Französischer Seits wird in den offiziellen Angaben die Stärke der diesseitigen Truppen noch einmal so hoch geschätzt, als sie thatsächlich war. Auch ist durch die Proklamation des Kaisers bei seinem Abgange von Metz, wie aus anderen französischen offiziellen Daten kein Zweifel mehr darüber, daß die Hauptarmee die gewiß ganz richtige Absicht hatte, nach Verdun hin abzumarschiren. Noch blieb ihr der Flankenmarsch auf der nördlichen Straße oder aber noch weiter nördlich ausbiegend auf größeren Umwegen möglich. Wenn ein derartiger Marsch des Feindes auch große Gefahr für denselben in sich barg, so erschien es doch möglich, daß er unternommen würde, da er das einzige Rettungsmittel in einer höchst ungünstigen Lage war; andernfalls aber die Armee von Paris und ihren sämmtlichen Hülfsmitteln abgeschnitten ward.

Preußischer Seits wurde der 17. August benutzt, um die erforderlichen Corps, welche theils schon weit über die Mosel vor waren, theils in der Nacht verschiedene Brücken über diesen Fluß geschlagen hatten, zur Entscheidung heranzuziehen. Gleichzeitig

wurden durch die Kavallerie die Bewegungen des Feindes sorgsam überwacht. König Wilhelm war so lange zur Stelle, bis die vorgerückte Tageszeit keine Bewegung des Feindes mehr erwarten ließ.

Am 18. August (Gravelotte oder Rezonville) konnte der entscheidende Schlag geführt werden. Man mußte bei der Direktion der Truppen ebenso darauf gefaßt sein, daß der Feind versuchen würde, auf den nördlichen Straßen auszuweichen, als auch, daß er die große Schwierigkeit dieses Versuchs erkennend, nun vorzog, eine Schlacht unmittelbar vor Metz, mit dem Rücken nach Deutschland gekehrt, anzunehmen. Sein Verhalten gegenüber den bisherigen Operationen der deutschen Armeen hatte dem Feinde keine andere Wahl gelassen. Am Morgen des 18. August standen:

Die erste Armee mit dem siebenten Corps südlich von Gravelotte, während das erste Corps und die 3. Kavallerie-Division auf dem rechten Moselufer vor Metz blieben. Diese Armee erhielt zunächst den Auftrag, im Bois de Vaux und bei Gravelotte die Deckung der Bewegung der zweiten Armee gegen einen etwaigen Vorstoß des Feindes von Metz zu übernehmen. Die zweite Armee rückte am Morgen mit Echelons vom linken Flügel gegen die nördliche Straße vor; rechts die Verbindung mit der ersten Armee unterhaltend. Das zwölfte Corps erhielt die Direktion von Mars la Tour auf Jasny, das Garde-Corps zwischen Mars la Tour und Vionville vorgehend, auf Doucourt, das neunte Corps westlich Rezonville die Chaussee überschreitend, auf Caulre Ferme, nördlich von St. Marcel. Die drei Corps bildeten die erste Linie. Waren die angegebenen Punkte erreicht, so befand man sich im Besitze der nördlichen Hauptstraße. Sächsische und preußische Kavallerie gingen zur Aufklärung der Colonne voraus. Sobald es sich hierbei ergab, daß der Feind nicht im Anmarsch begriffen war, konnte derselbe nur vor Metz noch halten. Alsdann mußte mit diesen drei Corps eine große Rechtsschwenkung ausgeführt und mit beiden Armeen zum Angriff des Feindes geschritten werden. In zweiter Linie folgten das zweite und dritte Corps und als letzte Reserve das von Pont à Mousson seit zwei Uhr früh im Anmarsch auf Buriéres befindliche zweite Armee-Corps. Um 10½ Uhr war man darüber im Klaren, daß der Feind den Ab-

marsch aufgegeben und auf dem letzten Höhenzuge vor Metz Position genommen habe. Die zweite Armee wurde angewiesen, die Rechtsschwenkung auszuführen und, rechts Verbindung mit der ersten Armee haltend, ihr Centrum und den linken Flügel auf Verneville und Amanvillers zu dirigiren. Der allgemeine Angriff sollte nicht eher beginnen, bis die Bewegung völlig durchgeführt und die Front der starken Position gleichzeitig in der rechten Flanke angegriffen werden konnte.

Das neunte Corps stieß zuerst auf vorgeschobene Abtheilungen des Feindes. Gegen zwölf Uhr zeigte Geschützfeuer aus der Gegend von Verneville an, daß das Corps daselbst im Gefecht sei. In Folge dessen wurde die erste Armee angewiesen, durch Artilleriefeuer den vor ihrer Front auf den Höhen befindlichen Gegner einstweilen zu beschäftigen. Um 1/4 1 Uhr eröffnete sie eine langsame und gut gezielte Kanonade gegen die Höhen von Le Point-du-jour, welche der Feind aus zahlreichen Batterien erwiderte. Der Donner der Geschütze wurde durch das seltsame Geräusch der Mitrailleusen übertönt. Zwischen zwei und drei Uhr begann der Infanterie-Kampf. Es stellte sich heraus, daß der Feind mit allen seinen Kräften auf dem Höhenzug, welcher von St. Marie aux Chênes, St. Ail, über das Bois de la Cussé nach dem Straßenknoten von Point-du-jour sich erstreckt, Stellung genommen hatte. Die Position war eine außerordentlich starke, ihre Haltbarkeit noch durch fortifikatorische Werke und etagenweise aufgeworfene Schützengräben vermehrt, an einzelnen Stellen hatte sie ein vollständig festungsartiges Aussehen. Ihr Angriff konnte nicht früher erfolgen, da die Armeeführung die schwierige Aufgabe hatte, ihre Maßregeln so einzurichten, daß die gesammten Truppen sowohl zur Schlacht gegen Norden, wie gegen Osten bereit waren und der Angriff in letzterer Direktion erst beginnen konnte, nachdem es sich herausgestellt, daß der Feind den Abmarsch aufgegeben habe. So war es auch nicht ausführbar, die umfassende Bewegung des feindlichen rechten Flügels völlig durchzuführen und blieb nichts anderes übrig, als die Front der formidabeln Position anzugreifen.

Lange und schwer wogte der Kampf an den verschiedenen Punkten. Auf dem linken Flügel kämpften die Sachsen und das Garde-Corps um St. Marie aux Chênes, dann um den dahinter

sich anhebenden steilen Hang von St. Privat-la-Montagne und um dieses Dorf, wie um Roncourt. Rechts davon bei St. Ail und weiter über Habouville, dem Bois de la Cussé und Varneville bis über die nördlich von Metz nach Verdun führende Straße theils die Garde, theils das neunte Armee-Corps. Bei Gravelotte im Bois de Vaux bis zur Mosel hin das achte und siebente Corps und auch vom jenseitigen Moselufer her griff eine Brigade des ersten Armee-Corps in das Gefecht ein. Ebenso betheiligten sich noch einzelne Abtheilungen des dritten und zehnten Corps, vorzugsweise aber Artillerie. Feindlicherseits war die ganze Hauptarmee engagirt, selbst die anfänglich zu See-Expeditionen bestimmten Truppen, mit Ausnahme der bei Metz nicht befindlichen Abtheilungen Mac-Mahons und des größten Theils des Corps Failly.

Der unübertrefflichen Bravour unserer Truppen gelang es, bei einbrechender Dunkelheit die Höhen-Positionen zu erstürmen und den Feind aus der ganzen Linie zu werfen, wobei auf dem rechten Flügel auch das seit 2 Uhr früh im Marsch befindliche zweite Armee-Corps in entscheidender Weise eingriff. Die Schlacht endete gegen ½9 Uhr bei völliger Dunkelheit. Im Laufe der Nacht zogen sich die geworfenen Truppen in das verschanzte Lager von Metz zurück; zahllose Verwundete und abgekommene Abtheilungen desselben irrten noch in der Nähe des Schlachtfeldes umher. König Wilhelm, welcher die Schlacht zuletzt von der Höhe von Gravelotte geleitet hatte, nahm sein Hauptquartier in Rezonville.

So bildete diese Schlacht den Abschluß der bis hierher um Metz erfolgten strategischen Bewegungen. Das Resultat ist, wie bereits oben angeführt und auseinandergesetzt, daß die feindliche Haupt-Armee von allen ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten ward. Erfreulich bleibt es, daß an diesem erfolgreichen Tage gleichzeitig die Waffenbruderschaft der preußischen, sächsischen und hessischen Truppen blutig besiegelt worden ist.*)

Ja blutig ward diese Waffenbruderschaft besiegelt und unser deutscher Barde Ferdinand Freiligrath besingt diese Bluttaufe in seiner:

---

*) Nach neuesten Nachrichten, insbesondere nach der Kapitulation von Metz, hat sich ergeben, daß die deutschen Truppen in jenen drei Gefechten einem feindlichen Heere von mindestens 200,000 Mann entgegengestanden haben.

„Trompete von Gravelotte"
in den nachfolgenden wenigen Versen in markerschütternder Weise:

Sie haben Tod und Verderben gespie'n;
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n
Wir haben sie niedergeritten.
Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassire wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.
Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen.
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft,
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen.

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein,
Da — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete versagte die Stimme!
Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchbohrt ihr Erz —
Um die Todten klagte die wunde.

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhob sie gebrochenes Lallen.
Und nun kam die Nacht und wir ritten hintan,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten — der Todten!

16.

Die Nachtwandlerin oder der Meierhof bei Hagenau.

Es war Nacht. Mühsam drängte sich der Mond durch die dunkeln Wolken und warf nur dann und wann ein mattes Streiflicht auf die in schwarzen Schatten gehüllte Erde. Ein lauer, wohlthuender Westwind säuselte in den Wipfeln der Bäume, während die nächtlichen Bewohner der Lüfte, die Eulen und Fledermäuse, nach und nach die sie bergenden Schlupfwinkel verließen und ihre Wanderung antraten. Nur sie und das Wild des Waldes, welches geräuschvoll das Dickicht durchbricht, um auf den Saatfeldern an der bereits gereiften, aber noch nicht abgemähten Frucht sich zu laben, unterbrechen die feierliche Stille, welche das ewige Naturgesetz über Feld und Flur mit weiser Vorsicht ausgebreitet hat.

Eben bricht aus dem Waldesdickicht eines unweit Hagenau gelegenen größeren Meierhofes ein Rudel Hirsche hervor, ihre Direktion nach einem Waizenstück einschlagend. Voran schreitet, gewissermaßen als Führer, ein schlanker Vierzehnender, welcher spähend und horchend sich Gewißheit darüber zu verschaffen bestrebt ist, ob er ungestraft den beabsichtigten Raub vollführen könne. Einem stillen Grabe gleich lag das Gehöfte da, nichts rührte, nichts bewegte sich, selbst die Wächter der Nacht, die Hunde, schienen zu fehlen, oder aber ihre Funktionen zu vernachlässigen. Beruhigt traten die Thiere auf das Saatfeld; doch kaum hatten sie die stolzen Köpfe zu der verbotenen Frucht herabgebückt, als zwei Flintenschüsse zugleich die Luft erschütterten. In wilder Flucht eilten die geängsteten Thiere dem Waldesdickicht wieder zu. Da trat der Mond in seinem vollen Glanze unter einer dunkeln Wolke hervor und goß auf wenige Minuten aus seinem Silberhorn seine Strahlen auf die Landschaft.

An den vielen Fenstern des sich gestreckt ausbreitenden, zwei-

stöckigen Meierhofgebäudes, sowie an den niedrigen Fenstern der dasselbe umgebenden Ställe erscheinen bärtige Gestalten, welche ängstlich forschend die Köpfe herausstrecken und theils lachend, theils fluchend und schimpfend dieselben wieder zurückziehen.

Aber auch außerhalb jenes Gehöftes, an dem etwa fünf bis sechs Hundert Schritt von jenen Gebäuden entlegenen Waldessaum hatte die unvorsichtige Hand des Wildschützen eine Ruhestörung verursacht; denn auch hier erhoben sich große, schlanke Gestalten hinter den dicken Bäumen von ihrem Mooslager empor, indem Einer dem Andern heimlich etwas zuflüsterte.

Die innerhalb des Gehöftes sich Aufhaltenden waren versprengte französische Soldaten von ebenso verschiedenen Truppentheilen als Regimentern, in einer ungefähren Anzahl von fünfzig bis sechszig Mann. Sie hatten nach der Schlacht von Wörth diesen isolirt, mitten im Waldesdickicht gelegenen, und nur von der einen Seite von flachen Saatfeldern begrenzten Versteck sich erwählt und glaubten hier vor der Verfolgung des nicht terrainkundigen Feindes gesichert zu sein. Sie waren indeß in ihrer Annahme und Voraussetzung bitter getäuscht worden, denn dem wachsamen Auge des deutschen Kriegers war nichts entgangen und auch dieser Sammelort bereits längst erforscht worden.

Zur Bewachung und Gefangennahme der hier versammelten Franzosen hatte sich schon seit dem Beginn der Dunkelheit eine zwar kleine, nur neunzig Mann umfassende, aber todesmuthige, kühne Schaar vom Königs-Grenadier-Regiment unter der Oberleitung des Helden dieser Erzählung, des Lieutenants v. Wangenheim, in dem koupirten Terrain versteckt niedergelegt, um den günstigen Zeitpunkt zur Ueberrumpelung wahrzunehmen und sodann mit Erfolg zu ergreifen.

Der Schuß des Wildschützen hatte für das Beobachtungscorps eine unliebsame Störung und eine Verzögerung der Ausführung ihres Projektes zur Folge gehabt, denn die Franzosen waren aus ihrem ersten, kaum begonnenen Schlummer dadurch aufgeweckt und zum großen Theil wieder munter geworden. Die frühere Ruhe trat indeß bald darauf wieder ein, nachdem man sich allseitig von der Ursache der erfolgten Alarmirung hinlänglich überzeugt hatte. Die Franzosen legten sich wieder auf das Ohr,

während die Königs-Grenadiere ihre frühere verdeckte Stellung wieder einnahmen.

Seit jenem Ereignisse mochten wohl einige Stunden vergangen sein. Schon war die mitternächtliche Zeit vorüber, schon hörte das Schwirren und Krächzen der Nachtvögel auf, als die mit Feuchtigkeit überladenen Wolken des Himmels nach Erleichterung trachteten und ein starker, plätschernder, das Wahrnehmen jeder Bewegung übertönender Regenguß aus den obern Regionen zur Erde herniederfiel.

Jetzt war der geeignete Zeitpunkt für die im Versteck befindlichen Königs-Grenadiere erschienen. Der Lieutenant v. Wangenheim sammelte seine Mannschaft mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit, ertheilte ihnen die entsprechenden Instruktionen, bildete sodann eine kleine Abtheilung und rückte unter Beobachtung der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln nunmehr von vier verschiedenen Seiten auf das Gehöfte vor.

Die Aus- und Eingänge, sowie alle Punkte, welche einen Ausbruch oder eine Entweichung möglich machten, wurden sorgfältig mit Doppelposten umstellt, während der Offizier in Begleitung von zwei Unteroffizieren, unter denen sich auch Sauerteig befand, mit dreißig Mann in das Gehöft drang.

Wenige Minuten darauf hatte sich ein heißer Verzweiflungskampf, theils auf dem großen eingefriedigten Hofe der Meierei, theils in den Stuben, Scheunen und Ställen, entsponnen. Der Regen fiel in starken Strömen vom Himmel hernieder, undurchdringliche Finsterniß hatte ihr schwarzes Leichentuch über dieses Chaos gebreitet. Man sah nichts, man hörte nur den Knall der Feuerwaffen, das Schlagen und Einhauen mit den Gewehrkolben, den Säbeln und andern nicht kriegsmäßigen Instrumenten, dazwischen die weithin durch die Stille der Nacht und des abgelegenen Ortes tönende Kommandostimme des Offiziers, das Stöhnen und Gewinsel der Verwundeten und Sterbenden, den Hülferuf der Verzweifelten und das Fluchen der Besiegten.

Die in den Ställen angehalfterten Pferde hatten sich losgerissen und jagten innerhalb des abgesperrten Hofraumes in wilder Angst durch die Kämpfenden hindurch oder warfen sie zur Erde, während das Rindvieh brüllte und das Schaafvieh kläglich

blökte. Hühner, Tauben, Enten und Gänse durchschwirrten chaotisch die finstere Luftschicht und fast geisterhaft plätscherte der dichte Regen aus den Wolken und von den Dächern der Gebäude auf das mit Blut bedeckte Pflaster hernieder. — Es war eine entsetzliche Stunde der Vernichtung. —

Schon hatten die Grenadiere einen großen Theil der Franzosen theils niedergemetzelt, theils kampfunfähig gemacht, und schon hatte der Offizier angeordnet, daß ein anderer Theil, welcher um Pardon bat, mit den in den Ställen vorgefundenen Stricken an einander gekoppelt werden solle, als eine zusammengedrängte, konzentrirte Masse unter der Leitung eines lokalkundigen Wirthschafts-Beamten des Gutes einem den Grenadieren verborgen gebliebenen, daher nicht besetzten Ausgange sich zudrängte. Die im Einzelkampfe größten Theils begriffenen Mannschaften vermochten dieser Massenbewegung keine Aufmerksamkeit zuzuwenden, während es dem andern Theile nicht gelingen wollte, den projektirten Durchbruch des Feindes zu verhindern. Glücklich gelangten sie in das Freie, und die ihnen nachgesandten Schüsse vermochten zwar wohl die Zahl der Todten und Verwundeten um ein Geringes zu vermehren, nicht aber ihre Flucht nach dem nahe gelegenen Waldesdickicht zu verhindern.

Unter denen, welche den Fliehenden auf dem Fuße folgten, befand sich in erster Linie der Kommandeur der Angriffstruppe, der Lieutenant v. Wangenheim. Den scharfen Säbel hoch in der Luft schwingend, waren ihm nur etwa zehn seiner Leute gefolgt. Sie versuchten die Fliehenden zu übereilen und ihnen den Rückzug nach dem Walde abzuschneiden. Hin und wieder knallte ein Schuß, bald von dieser, bald von jener Seite, wodurch indeß die ununterbrochene Flucht nicht aufgehalten ward. Da richtete sich der Pistolenlauf eines Chasseur d'Afrique nach der Brust des Lieutenants v. Wangenheim und die Kugel durchbohrt ihm den rechten Oberarm. Nicht achtend dieser Verletzung stürmte er weiter und immer weiter, laut und vernehmbar tönte die helle Kommandostimme durch die Stille der Nacht, und lockte noch mehrere der im Gehöfte zurückgebliebenen Grenadiere zu seiner Unterstützung herbei, namentlich aber solche, welche inzwischen den Einzelkampf beendet hatten; aber auch diesen gelang es nicht, den Lauf der

Fliehenden zu hemmen. Die letzteren entwischten in das Waldesdickicht und die Schatten der Nacht verdeckten ihre Spur.

Mißmüthig über den mißglückten Erfolg kehrten die Grenadiere meist einzeln oder aber paarweise in den Meierhof zurück, um mit den unverwundeten Gefangenen den Rückmarsch zu ihrem Regimente anzutreten. Auch von ihren Kameraden waren zwei nicht unerheblich verwundet, vier derselben aber todt auf dem Platze geblieben. Der Lieutenant v. Wangenheim aber war verschwunden, Niemand wußte, ob er gefallen oder von den Geflohenen mitgenommen und in Gefangenschaft gerathen sein mochte. Nur ein Grenadier, welcher selbst eine schwere Verwundung an der Kniescheibe erlitten hatte und sofort zusammengebrochen war, sagte aus, daß er unmittelbar neben seinem Kommandeur gefochten und bemerkt habe, daß auch er verwundet worden sei. Indeß habe diese Verwundung ihn an der Weiterverfolgung des Feindes nicht verhindert. Vergeblich durchsuchte man die nächste Umgebung des Gehöftes, sowie mit angezündeten Laternen sogar einen nicht unbedeutenden Theil des Waldes, vergeblich durchirrten Einzelne die nahegelegene Flur, den Vermißten bei seinem Namen rufend. Er antwortete nicht, er war und blieb vielmehr verschwunden und keine Spur von ihm zu ermitteln. — Die Grenadiere gruben nun ein tiefes Loch in dem Garten des Gehöftes, betteten darin die Todten, Freund wie Feind, friedlich neben und über einander, und nachdem sie dieses Werk der Pietät beendet hatten, zogen sie sich unter Hinterlassung der Nichttransportabeln, sowie unter Mitnahme der Gefangenen zu ihrem Regimente zurück.

Der Regen hatte nachgelassen und die ersten Strahlen der jungen Morgensonne begannen durch den grauen Nebel zu brechen, als eine junge Dame in Begleitung eines großen Bernardinerhundes aus dem geöffneten Thore des Meierhofes heraustrat. Sie mochte etwa einige zwanzig Jahre alt sein. Ihr Körper war groß und schlank, und ihr Wuchs glich einer Ceder des Libanons; der Teint zart und blaß, ja fast durchsichtig, wie das Weiße der Lilie, während die edlen, proportionirten Gesichtsformen eine innere Seelenangst deutlich ausprägten. Das lange, fast bis zu den Knieen herabreichende Haar flatterte in ungekünstelten, blonden Locken chaotisch um den schönen, nur mit einem leichten

Morgenhäubchen verzierten Kopf, während das große, blaue Auge mit langen, dichten Seidenwimpern beschattet war. Das leichte, rosafarbige Negligeekleid, welches die schlanke Taille der Schönen umschloß, war bis fast an die Kniee aufgeschürzt und der kleine zarte Fuß mit schweren ledernen, zu jenem Anzuge nicht harmonirenden Schuhen bekleidet. Dieser Anzug deutete augenfällig darauf hin, daß die junge Dame bei dem schmutzigen Wetter einen Ausflug in das Freie zu unternehmen beabsichtige. Und in der That, diese Absicht lag auch vor.

Nachdem sie mit der weißen Hand den Bernardinerhund gestreichelt und geliebkost, ihm auch einige aus der Tasche ihrer Robe entnommene Stücken Zucker zugereicht hatte, sagte sie fast bittend mit schmelzender, melancholischer Stimme zu dem Thiere:

„Sei hübsch brav, mein guter Pluto, stehe mir heute redlich bei und Du sollst es gut bei mir haben. Du weißt es ja, Eugenie ist dankbar und erkenntlich für geleistete Dienste und Du sollst ihr helfen, diese Dankbarkeit zu bethätigen, damit sie in weiterer Folge sich auf Dich übertrage. — Hast Du mich verstanden, mein Thierchen?"

Der kluge Hund umkreiste mehrmals die Bittende, wedelte freundlich mit der langen buschigen Ruthe und zum Zeichen des Einverständnisses erhob er ein klägliches Geheul.

„Gut, gut, mein Pluto," sagte das Mädchen, „jetzt folge mir."

Ihr seelenvolles Auge warf einen schwärmerischen Blick über die zwar schon gereiften, der Kriegskalamität wegen aber noch nicht abgeernteten, angrenzenden Saatfelder und mit eiligen Schritten schlug sie die Richtung nach dem Waldesdickicht ein, während der Hund sie ununterbrochen in größeren Dimensionen umkreiste. Plötzlich blieb sie stehen. Prüfend senkte sie den Blick zur Erde nieder und sagte sodann kopfschüttelnd:

„Nein, nein, dieser Weg ist nutzlos. Die Flucht der Soldaten kann von dieser Richtung aus unmöglich erfolgt sein, denn bei dem nächtlichen Regenwetter und dem weich gewordenen Boden müssen die Fußtapfen sich jetzt noch ausprägen."

Schnell änderte die Schöne ihren Weg, schritt über einen schmalen Rasenstreifen, welcher eine Acker-Parzelle quer durchschnitt und von dessen Ende aus ein breiter, schmutziger Fahrweg, welcher

faſt in gleicher Paralelle mit dem Gehöfte ſtand, direkt nach dem Walde führte. Dieſer Weg war demolirt und zertreten, ſogar noch mit einigen zurückverbliebenen geringfügigen Blutſpuren gekennzeichnet und es konnte kein Zweifel mehr darüber beſtehen, daß derſelbe von den während der vergangenen Nacht entkommenen franzöſiſchen Soldaten zur Fluchtlinie benutzt worden war. An der öſtlichen Seite jenes Weges befand ſich ein wohl zehn Morgen in einem Kompler enthaltendes Grundſtück, ausſchließlich mit Mais bebaut, welcher in grünem Zuſtande zur Viehfütterung beſtimmt zu ſein ſchien und in üppiger Fülle faſt bis zur Mannshöhe ſich entfaltet hatte. Die weſtliche Seite war in nächſter Nähe mit Waizen beſtellt, während die weiter liegenden Stücke theils Gerſte und Hafer, theils auch anderweite Sommerfrüchte enthielten. Links und rechts nach beiden Seiten des ziemlich weiten Weges ſorgfältig ſpähend und den Fortgang jeder entdeckten Blutſpur genau verfolgend, kletterte die junge Dame rüſtig den ziemlich ſteilen Abhang bis zum Waldesſaum empor. Trotz der Kühle des Morgens perlten die hellen Schweißtropfen auf dem blaſſen Geſichte, welche indeß wohl mehr die innere Erregtheit, als die körperliche Anſtrengung aus ihren Poren hervorgelockt hatte. Sie holte tief Athem, lehnte ſich an einen Baum und die herniederrollenden Schweißtropfen mit dem blüthenweißen Taſchentuche abtrocknend, ſeufzte ſie kläglich, indem ſie die zarten Hände, wie zu einem Gebete in einander faltete:

„O, ſtehe mir bei, heilige, gebenedeite Jungfrau, und verlaſſe mich nicht in dieſer Stunde. Die Aufgabe iſt ſchwer, ich vermag ſie mit meiner eigenen, ſchwachen Kraft nicht zu überwinden. — Gieb mir ein gnädiges Zeichen, du Tröſterin der Leidenden und Bekümmerten, wo ſoll ich mich hinwenden?"

Kaum waren die letzten Silben dieſer Bitte den bebenden Lippen des Mädchens entwichen, als unmittelbar in ihrer Nähe eine Schaar Raben ſich aus dem Wipfel eines dickbelaubten Buchenbaumes emporhob und unter ununterbrochenem lauten Geſchrei ſeinen Flug nach Norden einſchlug. Der Hund, welcher zu den Füßen des jungen Mädchens ſich niedergelaſſen hatte, und weitere Befehle zu erwarten ſchien, ſprang eiligſt von ſeinem

Ruheplatze empor, verfolgte mit seinen klugen Augen den Flug der Raubvögel und brach in ein erneutes Wimmern aus.

„Ja, ja, Du willst mich fragen," sagte die junge Dame zu dem Thiere, „ob Du dem Fluge der Raben folgen sollst. Thue dies, mein Pluto, die Mutter Gottes hat uns ein sichtbares Zeichen gegeben, die Geier und Raben wittern die Blutspur, sie werden Dich nicht irre leiten."

Nach dieser Ansprache, welche das Thier in der That zu verstehen schien, gab sie ihm mit dem Taschentuche ein Zeichen und der Bernardiner trabte schnüffelnd, mit zur Erde gesenkter Nase, in den dichten Wald hinein, dem Fluge der Raben folgend und seine Richtung nach Norden einschlagend. — Auch die junge Dame begab sich nunmehr weiter in das Waldesdickicht hinein. Sie forschte und suchte, durchstöberte jedes Gebüsch, jeden entdeckten Graben, jede Höhlung, als ob sie etwas verloren habe, das ihrem Herzen lieb und theuer sei, und dessen Wiederbesitz sie unter allen Umständen erstreben müsse.

In dieser rastlosen Thätigkeit verstrich eine Stunde nach der andern, ohne etwas gefunden, ohne die Absicht erreicht zu haben. Schon fielen die heißen Sonnenstrahlen fast senkrecht hernieder, schon war das leichte Negligeekeid, welches die schlanke Taille umschloß, durch das Gesträuch und Dornengebüsch, welches die Schöne durchsucht hatte, zerfetzt und zerrissen, schon die Feuchtigkeit des nassen Grases durch das Fußwerk gedrungen, aber immer noch war ihr Abgesandter nicht zurückgekehrt, immer befand sie sich noch auf demselben Standpunkte ihrer Wünsche und Hoffnungen, mit welchen sie den Meierhof verlassen hatte. Erschöpft legte sie sich auf das feuchte Moos nieder; doch kaum hatte sie die müden Glieder ausgestreckt, als ein Geräusch im Gebüsche ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, und ihr treuer Hund mit der Mütze eines französischen Offiziers in der Schnauze ihr freundlich, aber keuchend entgegensprang.

Wehmüthig streichelte sie mit ihrer weißen, zarten Hand das zottige, schwarze Fell des treuen Thieres und seufzte mit einer unterdrückten Thräne im Auge:

„Du hast zwar den guten Willen bekundet, mich aber nicht

verstanden, mein Pluto, du suchtest, was ich nicht verlangte, was ich nicht begehrte."

Hierauf nahm sie dem Hunde die überbrachte Mütze ab und der letztere erfaßte sie bei der Robe, um sie gewaltsam in den Wald zu ziehen.

„Ich werde Dir folgen, treuer Hund," lispelte sie leise, „vielleicht handelt es sich hier um ein theures Menschenleben, dessen Verlust nachhaltiges Wehe bereitet und zu dessen Rettung die gütige Vorsehung mich ausersehen hat, wenn es auch nicht das sein möchte, welches meine Seele so tief bekümmert."

Wedelnd mit der Ruthe schritt der Hund keuchend voran, sich öfters umsehend, während Eugenie ihm langsam und oft mit Ueberwindung erheblicher Terrainhindernisse folgte. Nach einem zurückgelegten Wege von etwa einer halben Stunde blieb das Thier heulend und klagend stehen, und vor den Augen des erstaunten Mädchens lag unter dem Schatten eines starken Buchenbaumes auf feuchtem Moose ein junger französischer Offizier. Das schon zum Uebermaaß von den nassen Niederschlägen der vergangenen Nacht gesättigte Moos war nicht im Stande gewesen, auch das Blut aufzusaugen, welches dem jungen Manne aus einer am linken Kniegelenke erhaltenen Wunde entströmt war. Der unverhältnißmäßige Blutverlust hatte ihn erschöpft und in einen völlig bewußtlosen Zustand versetzt. Mit dem Rücken an den Baum gelehnt, hatte er das matte Auge fest geschlossen und der Athemzug war langsam und röchelnd. —

Mit innigem Mitleide betrachtete sie dieses Opfer des unglückseligen Krieges, und da es ihr Zartgefühl nicht gestattete, eine nähere Untersuchung des Körperzustandes des Unglücklichen an Ort und Stelle vorzunehmen, es ihr selbstverständlich auch nicht möglich war, den Transport zu bewerkstelligen, so beschloß sie, in ihre Wohnung zurückzukehren und die geeigneten Vorkehrungen und Maßregeln zu treffen, damit der Verwundete schleunigst nach dem Meierhof befördert und dort verpflegt, sowie, wenn irgend möglich, wieder hergestellt werde. — Sie hatte viele Mühe, den widerstrebenden Hund von jener Unglücksstätte zu entfernen, indeß gelang es ihr schließlich doch.

Wenige Stunden nach diesem Vorfalle bemerken wir zwei

Männer im Arbeitskostüm, mit einer Tragbahre versehn, in Begleitung der oben beschriebenen jungen Dame eilenden Schrittes die Richtung nach dem Walde einschlagen, während der der letzteren zugehörige Bernardinerhund in muntern Sprüngen sich vor die Tête dieses Zuges gesetzt und die Rolle eines Führers und Wegweisers übernommen hat. Das kluge Thier leitete die Hülfebringenden dem beabsichtigten Ziele zu. Der verwundete Offizier, welcher sich noch in demselben bewußtlosen Zustande befand, als zuvor, ward von den Männern auf die Tragbahre gelegt und dem Meierhofe zugeführt. Als der Trauerzug im Begriff war, sich zu entfernen, sagte Eugenie zu dem älteren der beiden Krankenträger:

„Martin, wenn Ihr an Ort und Stelle seid, so entkleide Du den Verunglückten und untersuche seine Wunde, wasche dieselbe mit kaltem Wasser sorgfältig ab und sollte ein Verband nöthig sein, so wirst Du wohl so viel Geschicklichkeit besitzen, um einen solchen anlegen zu können. Vergiß auch nicht, einen reitenden Boten sofort nach Hagenau zu senden, damit der Doctor François mit den erforderlichen Hülfsmitteln versehn, den sich unter unserm Dache befindenden Verwundeten, ohne alle Rücksicht darauf, ob es Freunde oder Feinde sind, den erforderlichen ärztlichen Beistand, natürlich auf meine Kosten und auf meine Rechnung, unverzüglich leisten."

„Seien Sie unbesorgt, gnädiges Fräulein," entgegnete Martin, „ich werde alles pünktlich ausrichten; aber wollen Sie denn allein hier im Walde zurückbleiben und nicht mit uns zugleich den Rückweg antreten?"

„Ich habe noch ein anderweites Geschäft hier abzumachen," antwortete Eugenie mit zur Erde gesenktem Blicke; „indeß wird es nicht von langer Dauer, und bei einbrechender Dunkelheit werde ich sicher zurückgekehrt sein."

Schweigsam, aber bedenklich schüttelte Martin das schon altersgraue Haupt und beide Männer trugen den Kranken nunmehr nach dem Gehöfte, während Eugenie an der Seite ihres Hundes, in tiefe melancholische Betrachtungen versunken, sich an den Baum anlehnte, welcher dem verwundeten Offizier als Stützpunkt vorher gedient hatte. Ihr zarter Fuß stand auf dem mit dem

jugendlichen Blute des Unglücklichen gefärbten Moose, und dieser Umstand mochte eine noch größere innere Erregung des geängsteten Mädchens zur Folge gehabt haben. Nachdem die Krankenträger aus ihrem Gesichtskreise sich entfernt hatten, lehnte sie die heiße Stirn an die kühlende Rinde des Baumes, ihr Busen hob und senkte sich, wie eine von Stürmen gepeitschte Woge des Oceans, ein Thränenquell entströmte dem schönen Auge und krampfhaft die zarten, weißen Händchen in einander faltend, schluchzte sie leise:

„Sollte die ahnende Seele sich täuschen? — Nein, nein, was die innere Stimme spricht, ist keine Täuschung, es ist der Hauch der nahenden Gottheit, der wie ein Klang der Aeolsharfe vibrirend die zartesten Saiten berührt. Nein, nein,

Was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die ahnende Seele nicht! —

Es ist nicht anders möglich, es kann nicht anders sein, der edle, hochherzige Mann, der die eisernen Fesseln von meinen schwachen Gliedern löste, der mich dem unvermeidlichen Verderben entriß, der mit kühner Hand den Abgrund zuschüttete, welcher mich zu verschlingen drohte, wo sollte er sich anders befinden, als unter den Wipfeln dieser Bäume, als unter dem ihn verbergenden Gebüsche dieses schweigsamen, meine Bitten gefühllos verschmähenden Waldes? — Wo könnte er anders sich aufhalten, wo anders zu finden sein? — Mit Gewißheit behaupten zwei seiner im Gehöfte kampfunfähig zurückgebliebenen Leute übereinstimmend, daß er tödtlich verwundet worden sei. Es liegt durchaus kein Grund zu der Annahme vor, daß die geflohene Truppe sich seiner beschwerlichen Person bemächtigt und ihn auf ihrer Flucht mitgenommen habe; es erscheint vielmehr weit wahrscheinlicher, ja sogar gewiß, daß der Fliehende, auf die Erhaltung und Sicherung seines eigenen Lebens ausschließlich Bedachte, sich jedes, seine Flucht hemmenden Ballastes, welcher Art er auch immerhin sein möge, nach Möglichkeit zu entledigen bestrebt ist. Da nun aber mein unglücklicher, edler Lebensretter nicht in das Gehöft zu seinen Leuten zurückgekehrt, auch nicht möglich ist, daß er mit seinen Wunden bis zu einer der entlegenen Ortschaften gelangen konnte, so liegt es außer allem Zweifel, daß er sich an irgend einer Stelle dieser Gegend hülflos und verlassen, wenn nicht schon todt, befinden muß.

„O, heilige Jungfrau, die Du aus so vielen Leiden und Betrübnissen mich durch Deinen mächtigen Beistand schon befreit hast, verlasse mich auch in dieser Stunde der Noth nicht. — Es gilt ja nur eine Dir wohlgefällige, heilige Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen; darum zeige mir den Weg, lenke mich auf die Bahn, auf welcher ich dem mächtigen, unwiderstehlichen Drange meines Herzens, der gebietenden Pflicht mich zu entledigen vermag. Laß Du nicht hülfelos den edlen Mann verschmachten und verbluten, den Du für würdig befunden hast, ihm die Rettung meines Lebens, meines Glückes und meiner Ehre anzuvertrauen."

Während dieses Monologs und jenes Gebetes zu der heiligen Jungfrau hatte der Hund Eugeniens sich seitwärts von der Blutspur auf das Moos ausgestreckt, indem er den klugen Kopf dem betrübten Mädchen zugewandt hatte. Das verzweifelte Gebehrdenspiel, welches in dem Gesichte Eugeniens sich deutlich ausprägte, das krampfhafte Ringen mit den in einandergefalteten Händen, sowie der reiche Thränenfluß, der ihrem schönen Auge entströmte, hatten auch die Theilnahme und das Verständniß Pluto's zur Folge. Er hob die Schnauze zu den Wipfeln der Bäume empor und bekundete durch ein klägliches Heulen, daß er den Schmerz seiner Herrin verstehe und denselben redlich mit ihr theile.

„Du hast mich verstanden, mein treues Thier," sagte Eugenie, dem Hunde den Kopf streichelnd; „aber nun sei auch hübsch brav und fleißig. Wir wollen nun gemeinschaftlich an die mühsame Arbeit gehn und jeden Winkel, jedes Gebüsch durchsuchen, damit wir den Freund finden, ehe die den Erfolg behindernde Nacht uns mit ihren Schatten bedeckt."

Rastlos und unermüdet begann nun von Neuem von beiden Seiten das Untersuchungsgeschäft. Nach allen Richtungen hin ward der Wald wiederholt durchstreift; aber schon begann Hesperus am blauen Horizonte im goldenen Glanze emporzusteigen, um ernstlich an die Rückkehr zu mahnen, schon sang das Heimchen versteckt im Haidekraute das nächtliche Schlummerlied und schon zogen sich die Grille und die Hummel zirpend und summend in die sie bergenden Verstecke zur nächtlichen Ruhe zurück, schon hatten Müdigkeit und Ermattung mit eiserner Schwere die zarten, an solche Strapazen nicht gewöhnten Gliedmaßen des suchenden Mäd-

chens umschlossen, als die gebietende Nothwendigkeit ihr zur Pflicht machte, unverrichteter Sache ihren Rückweg anzutreten. Tief gesenkten Hauptes schlich Eugenie langsam durch die dickbelaubten Buchenbäume dem Meierhofe zu, nicht achtend auf die immer stärker hervortretende Finsterniß, wie auf das Gekrächze der Waldvögel. Ein einziger Gedanke hatte ihre Seele erfaßt und dieser Gedanke machte sie blind und taub gegen jede äußere Erscheinung.

So eben bog sie aus dem Waldesdickicht heraus und schlug den Rückweg zum Gehöfte in jener östlichen Richtung ein, wo sich, wie wir oben schon angedeutet haben, eine weithin ausgedehnte, mit hohem, üppigem Mais bestandene Ackerparzelle an das Wirthschaftsgebäude anlehnte. Ihr Hund war ihr diesmal nicht unmittelbar auf dem Fuße gefolgt, er durchstreifte und durchsuchte vielmehr das westlich von jenem Maisstücke gelegene Waizenfeld. Eine lautlose Stille beherrschte die Flur, die nur durch das Geräusch, welches der Hund in dem schon gereiften Saatfelde verursachte, periodisch unterbrochen ward. Schon luden die weiß getünchten, daher auch in der Dunkelheit sichtbaren Zinnen des häuslichen Heerdes das ermüdete Mädchen in einer Entfernung von nur einigen Tausend Schritten freundlich ein, als sie plötzlich erschreckt stehen blieb. Sie hielt den Athem zurück und spannend lauschte das Ohr.

Was war das? — Was gebot den plötzlichen Stillstand? — Warum hielt die bis zum Tode Ermüdete plötzlich in ihrem Laufe so ängstlich ein?

Es war ihr, als habe sie eine menschliche Stimme, ein schmerzvolles, aus einer qualvollen Brust entströmtes Wimmern vernommen. Der Unglückliche, dem der herbe Schmerz diesen Hauch entlockte, mußte in dem Maisstücke, und zwar nicht weit vom Wege entlegen, sein Schmerzenslager gebettet haben. Noch war das mehr erstaunte, als erschreckte Mädchen nicht ganz einig mit sich, ob die überreizte Phantasie sie nicht getäuscht habe, als ein wiederholtes Gewimmer, von dem lauen Winde getragen, ganz deutlich und vernehmbar an ihr Ohr schlug. — Sie überlegte einen Augenblick, ob sie sofort sich rückhaltslos der Richtung zuwenden solle, von welcher her jener Ton zu ihr herüberdrang, oder aber, ob die nächtliche Stunde es gebiete, die nöthige Vor-

sicht zur Anwendung zu bringen. Der letztere Weg erschien ihr unter allen Umständen der geeignetste, und sie rief zu dem Ende ihren eben so getreuen, als verschwiegenen vierfüßigen Freund herbei. Der letztere mochte indeß inzwischen schon Witterung erhalten haben, denn er reckte die Schnauze in die Höhe, schnüffelte verschiedene Male mit der Nase und ohne sich weiter halten zu lassen und die ihm ertheilten Instruktionen seiner Herrin mißachtend, senkte er den Kopf zur Erde und die Ruthe hoch emporhaltend, stürzte er sich in das dicht und hoch bestandene Maisfeld hinein. — Mühsam vermochte ihm Eugenie nur langsamen Schrittes zu folgen; doch war dieser beschwerliche Weg glücklicher Weise nicht von langer Dauer, denn kaum mochte der Hund einige Hundert Schritt in das Maisstück eingedrungen sein, als er auch schon plötzlich stehn blieb und der Ankunft des ihm folgenden Mädchens harrte.

Doch welche freudige und zugleich entsetzliche Scene entfaltete sich vor den Augen der letztern, als sie zu der Stelle angelangt war, wo ihr treuer Führer auf sie wartete?

Ihr Lebensretter, der Lieutenant v. Wangenheim, welcher ihr vor kurzer Zeit erst im Forsthause bei Hagenau die eisernen Fesseln von den zarten Gliedern löste, der kräftige, heldenmüthige Mann, den sie vergeblich in dem Waldesdickicht aufzusuchen und zu finden bestrebt gewesen war, lag verwundet und hülflos auf den feuchten Halmen der niedergedrückten Frucht. —

Die Nacht war dunkel, der Mond nicht sichtbar, und die wenigen Sterne, welche vom Firmamente herabblickten, wären wohl schwerlich im Stande gewesen, mit ihrem matten Lichte die Erkennung des Unglücklichen herbeizuführen, wenn er bei Annäherung der Samariterin nicht mit abgebrochener Stimme leise und flehentlich gewimmert hätte:

„Wer Du auch sein mögest, Freund oder Feind, so bist du doch ein Mensch. Ich bin als Hülfloser daher berechtigt, an Dein menschliches Herz zu appelliren und Dich um einen Trunk Wasser zu bitten. — O, es brennt entsetzlich, fürchterlich, die Zunge vermag kaum noch sich zu verständigen, darum eile, eile und besorge mir einen Labetrunk, ehe ich hier verschmachte, ehe es zu spät ist!"

Eugenie war anfänglich nicht im Stande, eine Silbe auf diese Bitte zu erwidern. Es bedurfte wahrhaftig nicht des hellen Lichtes, um den wieder zu erkennen, dessen Stimme das gewichtige Wort der Freiheit ihr dereinst verkündete, nur zu tief hatte der Klang derselben die innere Seele erfaßt und lebendig ertönte das Echo nach in der Rückerinnerung.

Sie erkannte ihn, den nunmehr Hülflosen, auch unter den ihn deckenden nächtlichen Schatten wieder. Sie erzitterte, ihr ermüdeter Körper erbebte unter dem Eindrucke des mächtigen Ereignisses. Unwillkürlich schlich sich eine Thräne des Mitleids über die langen seidenen Augenwimpern und schon beabsichtigte die vibrirende Lippe dem Bittenden den Trost zuzuflüstern:

„Ich kenne Dich und werde thun, was Du an mir gethan!" als in demselben Augenblick ein anderer Gedanke in ihrem Herzen aufstieg und seinen Platz behauptete. Schweigend drehte sie sich um, in der Absicht, die erforderliche Hülfe eiligst herbeizuschaffen, als der Flehende dies gewahrte und ihr kaum hörbar mit aller Kraftanstrengung zurief:

„Und Du willst mich wirklich hülflos verlassen? — O, sei barmherzig, Gott wird es Dir vergelten."

Dieses Wort durchschnitt das dankbare Herz des armen Mädchens. Es war ihr, als habe die eisige Hand des Todes sich mit Centnerschwere auf ihre schwachen Schultern gelagert. Sie vermochte weder vor- noch rückwärts zu schreiten, und erst, nachdem sie dem Unglücklichen tröstend zugeflüstert hatte:

„Die heilige Jungfrau wird Dir helfen!"

erstarkte ihr Körper und Geist wieder zu neuer Thätigkeit. Die Müdigkeit und Mattigkeit war aus den Gliedmaßen wie durch einen Zauber gewichen. Sie verließ das Schmerzenslager und mit Elasticität schritt sie thatkräftig zur weiteren Vollführung ihres Planes. Schon hatte der flüchtige Fuß die Samariterin eine erhebliche Strecke ihrem beabsichtigten Ziele zugeführt, als der verwundete Krieger wie aus einem Traume erwachte und leise die gehörten Worte wiederholte:

„Die heilige Jungfrau wird Dir helfen!"

dann aber noch leiser hinzusetzte:

„Bei Gott, es war so wenig ein Traum, wie der Ton dieser Stimme mir fremd ist. Allein, es war ein Weib, wo hat mein Ohr schon diesen Ton vernommen?"

17.

Das Darlehn der Jüdin oder ein Liebesopfer im Bivouak.

Die Wachtfeuer loderten in hellen Flammen unweit Bischweiler. Die Soldaten hatten die Feldkessel von den Tornistern geschnallt, dieselben mit den erhaltenen, in Fleisch und Reis bestehenden Mundportionen gefüllt und waren mit der Zubereitung ihrer Speisen beschäftigt. Dicht an einander gereiht, saß die Mehrzahl der hungrigen uvd ermüdeten Vaterlandsvertheidiger unmittelbar vor ihrem Feldkessel auf feuchter, kalter Erde, das Feuer schürend und die Stelle des Kriegers mit der eines Kochs vertauschend.

So mancher Scherz, so mancher charakteristische Witz sprudelte von den Lippen des Einen oder des Andern und das Knittern des Feuers wurde häufig von dem lauten Gelächter der Soldaten übertönt. Auf einer andern Stelle hatte sich ein Witzbold auf eine Anhöhe gestellt und hielt unter anhaltendem Beifallsklatschen dem zahlreich versammelten Auditorium einen humoristischen Vortrag über die eben so beliebte, als allgemein bekannte Dichtung des Füsiliers Kutschke auf Vorposten:

> Was kraucht denn dort im Busch herum?
> Es ist gewiß Napolium u. s. w.

Auf einer dritten Stelle ward mit kräftiger Stimme: „Die Wacht am Rhein!" oder: „Was ist des Deutschen Vaterland?" gesungen, während die Offiziere und Aerzte sich theils beobachtend diesen Gruppen mit anschlossen oder aber sich kameradschaftlich mit Diesem oder Jenem in ein Gespräch einließen.

Trotz der überstandenen Fatiguen, trotz der häufig hinterlassenen Sorge am häuslichen Herde, trotz der augenscheinlichen Gefahr des Todes war dennoch nirgends eine Mißstimmung, vielweniger aber Aengstlichkeit und Zaghaftigkeit in den Reihen der biedern Streiter wahrnehmbar. Ein erhabenes, patriotisch freudiges Gefühl hatte sich vielmehr der Gemüther Aller bemächtigt und fand seinen sprechenden Ausdruck in der äußern Erscheinung.

Auch der Unteroffizier Wilhelm Sauerteig aus Breslau, welchem wir in den ersten Kapiteln unserer Erzählung, sowohl am Webestuhl, wie an dem Grabe seiner Mutter, schon unsere Betrachtungen gewidmet haben, befindet sich kochend am Bivouakfeuer, indem er mit einem selbstgefertigten Quirl emsig bemüht ist, der kochenden Speise in seinem Feldkessel eine konsistentere Zergliederung und Vermischung zu geben.

In dieser Beschäftigung ward er jedoch dadurch gestört, daß sich von der Rückseite her eine Hand auf seine rechte Schulter niederlegte. Er drehte den Kopf um und erhob sich von seinem Sitze, als er in dem Störer seinen Feldwebel erkannte.

„Lieber Sauerteig," redete dieser ihn mit freundlichem Gesichte an, „Ihr Waizen blüht. Sie haben das große Loos gewonnen."

„Das glaube ich auch," erwiderte der Angeredete lachend, „wer nicht spielt, der gewinnt jedesmal, und wenn es auch nur der Einsatz mit Zinsen und Zinseszinsen wäre, der ihm dadurch erhalten wird."

„Nein nein, Scherz bei Seite," wendete der Feldwebel ein, „wenn Ihnen auch grade nicht das große Loos zugefallen ist, so haben Sie doch wenigstens einen Antheil hiervon erhalten, denn die Feldpost hat einen Brief mit Einhundert Thalern beschwert aus der Heimath für Sie abgegeben."

„Einen Brief an mich, — mit Einhundert Thalern?" fragte der Unteroffizier überrascht. „Aus Breslau?"

„Der Poststempel ist undeutlich und verwischt, ich glaube aber kaum, daß er in Breslau aufgegeben ward," gab der Feldwebel zur Antwort.

„Das ist wohl nur ein Irrthum," bemerkte Sauerteig lachend, „wohl nur eine Personen-Verwechselung, denn meine Verhältnisse

sind in der Heimath leider nicht so beschaffen, daß ich auf eine solche Feldzulage von jener Seite her zu rechnen hätte."

„Ich weiß es," entgegnete der Feldwebel; „aber findet nicht auch eine blinde Henne mitunter ein Gerstenkorn? — Ein vermögender Gönner oder Freund hat sich vielleicht Ihrer erbarmt und diese patriotische Gabe auf den Altar des Vaterlandes gelegt."

„Nein nein," wendete Sauerteig kopfschüttelnd ein, „das ist nicht möglich, nicht denkbar. Ein armer Weber hat keine Verbindungen mit vermögenden oder hochgestellten Personen und darf nicht hoffen, in solcher Weise unterstützt zu werden. In Betreff dieser Geldsendung liegt daher ohne allen Zweifel nur ein Mißgriff vor und ich darf dieselbe nicht annehmen."

„Ich sage Ihnen aber," fuhr der Feldwebel mit ernster, gebietender Miene fort, „daß Sie den eingegangenen Geldbrief unter allen Umständen annehmen müssen. Die Adresse läßt gar keinen Zweifel aufkommen, sie ist ganz genau und sicher bezeichnet. Was soll ich auf das Couvert schreiben, wenn Sie die Annahme ablehnen? Ich kann doch nicht sagen, Adressat ist nicht zu ermitteln, oder aber derselbe verweigert die Annahme, weil die Aufschrift des Briefes nicht ganz korrekt ist? — Soll ich mich denn der Postbehörde gegenüber lächerlich machen? — Brechen Sie doch erst das Schreiben auf und wenn sich aus dem Inhalt desselben ergiebt, daß hier wirklich eine Verwechselung vorliegt, was übrigens kaum anzunehmen ist, nun, so bleibt ja immer noch Zeit genug, die Annahme abzulehnen. Bei einer so bestimmten und genauen Bezeichnung der Adresse würde ich für meine Person wahrhaftig keinen Anstand nehmen, eine Geldsendung zu acceptiren, und wenn sie von der Insel Borneo oder Celebes, oder meinetwegen auch vom Mond abgeschickt wäre."

Nach dieser diktatorisch abgegebenen Erklärung öffnete der Feldwebel die Brieftasche, entnahm derselben den Geldbrief und überreichte diesen dem Adressaten.

Zitternd griff der Letztere nach dem inhaltschweren Schriftstück, betrachtete und prüfte es sorgfältig von allen Seiten und brach nach längerem, ängstlichen Zögern endlich die Siegel.

Vier Stück ganz neue fünf und zwanzig Thalerscheine traten

auf der entblößten Stelle hervor. Er schob sie zurück und forschte nach der Unterschrift des Absenders; doch kaum waren seine Augen auf die ihm wohlbekannten, mit der Adresse übrigens nicht übereinstimmenden, Schriftzüge gefallen, als eine fieberhafte Röthe sein Gesicht bedeckte.

Prüfend ruhten die Augen des Feldwebels auf dem Unteroffizier, und nachdem dieser mit eben so sichtlicher als unbegreiflicher Scham den Brief sammt seinem Inhalte, ohne ihn zuvor gelesen zu haben, in eine seiner Taschen gleiten ließ, bemerkte der Feldwebel lächelnd:

„Die Sache scheint doch richtig zu sein. Ich gratulire von Herzen!"

Um keine weitere Störung herbei zu führen, entfernte sich der Letztere, während Wilhelm Sauerteig an eine einsame, entlegene Stelle des Bivouakfeuers trat, das erhaltene Schreiben hervorzog und unter sichtbarer Aufregung las:

Mein bester Herr Sauerteig!

Sie ahnen vielleicht nicht, daß das Auge einer Freundin, welche vor Jahren schon durch persönlichen Verkehr Sie kennen und schätzen lernte, auch über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus Ihnen folgen und mit stolzer Freude sich dem Siegeslaufe unserer Brüder anschließen würde, zu dessen glänzendem Erfolge auch Sie nach besten Kräften das Ihrige beigetragen haben. Diese Zeilen werden Sie daher vielleicht überraschen, aber zugleich auch davon überzeugen, daß die lange Dauer der seit unserer näheren Bekanntschaft inzwischen verstrichenen Zeit, wie die Veränderung der Umstände es nicht vermocht haben, die stete, konstante Rückerinnerung und Freundschaft gegen einen Jüngling zu erkalten, welcher durch Edelmuth und hochherzige Gesinnung es so meisterhaft verstanden hat, die ihm gebührende Achtung mir für alle Zeiten dauernd aufzudringen.

Ich nehme keinen Anstand und schäme mich nicht, dieses Gefühl hier unzweideutig auszusprechen und erhoffe mit Zuversicht, eine Mißdeutung Ihrerseits nicht befürchten zu müssen. Aber eben dieses Gefühl, dessen Keim Sie selbst

in mein offenes Herz gelegt haben, hat es mir zur gebietenden Pflicht gemacht, nachdem ich durch meinen Onkel Veilchen Sonnenschein zu Breslau erfahren hatte, welche schwere Wunden Ihnen die letzte Vergangenheit geschlagen, so wie, daß Sie in den Reihen der vaterländischen Krieger gegen den übermüthigen Feind ausgerückt sind, in zartester Weise mich Ihren persönlichen Interessen zu widmen, da Ihre Verhältnisse nach der gegenwärtigen Sachlage es nicht gestatten, daß Sie dies selbst thun können, ein Anderer aber sich wohl schwerlich hierzu berufen fühlen möchte.

Was vor allen Dingen die in der Heimath zurückverbliebenen kleinen Geschwister anlangt, so kann ich Ihnen die tröstliche Versicherung geben, daß solche sich sehr wohl befinden. Der Major v. Brandenstein hat die lieben Kleinen von dem Schneidermeister Zwirn, dem Sie dieselben in Alimentation zu geben für gut befunden hatten, reklamirt und ihnen in seinem Hause ein in der That beneidenswerthes Unterkommen verschafft.

Als Sauerteig dies ihm bisher noch völlig fremd gewesene Arrangement gelesen hatte, zerknitterte er mit der rechten Hand krampfhaft den Brief, während er sich mit der linken Hand vor die erhitzte Stirn schlug und vom Zorn überwältigt ausrief:

„Pfui, der Schuft! — Nein, nein, das kann unmöglich so bleiben, die Sache muß eine Aenderung erleiden. Wer giebt diesem Menschen das Recht, ohne meine zuvorige Zustimmung ohne Weiteres den Kontrakt zu vernichten, den ich vor meinem Abmarsche mit Zwirn wohlüberlegt abschloß? Ich werde beide, sowohl den erbärmlichen, wortbrüchigen Schneider, wie den scheinheiligen Wohlthäter zur Verantwortung ziehen! Beide sollen sie wegen dieses gesetzwidrigen, unerhörten Verfahrens mir Rechenschaft ablegen müssen."

Nach erfolgtem Ausdrucke dieser Entrüstung legte er beide Hände auf den Rücken und stierte gedankenvoll in die Gluth des lodernden Feuers. — Endlich, nach geraumer Zeit erst, glättete er wieder den in der Hand zerknitterten Brief und las sodann weiter:

Es knüpft sich bereits ein sehr erfreuliches Ereigniß an diesen Umstand, indem der unverheirathete, alte, langjährige Bediente des Herrn Majors, Johann Biller, den kleinen Geschwistern einen ansehnlichen Theil seiner sauern Ersparnisse testamentarisch vermacht hat. — Man spricht zwar von einem sehr eigenthümlichen Zwischenfalle, welcher den sonderbaren Grund zu dieser Testirung gelegt haben soll, jedoch erscheint mir sowohl, wie jedem andern vorurtheilsfreien Menschen das hierüber verbreitete Gerücht mindestens sehr unwahrscheinlich, wenn nicht sogar lächerlich. Ich will Sie nicht im Dunkeln darüber lassen, sondern Ihnen offen mittheilen, daß im Volksmunde sich die Sage verbreitet hat, daß eine Zigeunerin, welche dem alten Diener zufällig den Schleier der Zukunft gelüftet, sowie ein wahrheitsgetreues Bild seiner Vergangenheit ihm vor den erstaunten Blick gestellt haben soll, ihn ausdrücklich zu dieser Testirung veranlaßt habe. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich kann nur das Faktum der erfolgten Testirung, und sonst nichts weiter, verbürgen.

Nach Beendigung dieses Satzes brach Sauerteig wiederum in Durchlesung des erhaltenen Schreibens ab. Er legte nachdenkend den Zeigefinger der rechten Hand auf die Nase und sagte:

„Sonderbar, sollte dieser Wohlthäter nicht etwa der alte neugierige Graukopf sein, welcher bei der Beerdigung der lieben guten Mutter auf dem Kirchhofe mich ausforschen und mir von dem Major v. Brandenstein einen Brief zur Aushändigung an unsern braven Lieutenant v. Wangenheim zu übergeben beabsichtigte? — Dann sollte es mir wahrhaftig leid thun, daß ich den guten Mann so schnöde behandelt habe.“

Hierauf zog Sauerteig das einstmals mit eigener Hand gewebte Taschentuch hervor, wischte sich mit demselben die etwas feucht gewordenen Augen ab und fuhr sodann mit der Lesung des Briefes also fort:

Aber nicht nur hat sich dieser Umstand zu Ihren Gunsten gestaltet, sondern ich kann Ihnen auch die weitere erfreuliche Nachricht zugehen lassen, daß nach den meinem Vater vom

Onkel zu Breslau gewordenen Mittheilungen Ihr Prozeß, von welchem Sie mir und meiner Schwester Judith, als Sie bei uns in Quartier lagen, so manches Interessante erzählt haben, eine sehr günstige Wendung für Sie zu nehmen beginnt. — Ihr Herr Bruder, der General-Consul, hat Zugeständnisse gemacht, die keinen Zweifel mehr darüber übrig lassen, daß das Recht auf Ihrer Seite liegt. — Gott wird Alles zum Besten fügen.

Da ich mich nun einmal während Ihrer Abwesenheit zum Verwalter Ihrer persönlichen Angelegenheiten in der Heimath selbstständig erwählt habe, so können und dürfen Sie mir es auch nicht übel deuten, daß ich diesen Zeilen eine Einlage von Einhundert Thalern beifüge. Ich that dies weniger, um hierdurch Ihre gegenwärtige Lage zu erleichtern, denn Ihre Anspruchslosigkeit wird sich mit dem Solde des Königs und den anderweit den Truppen zugehenden reichlichen Spenden der Liebe sicherlich ausreichend zu begnügen wissen; mich leitete bei dieser Handlung vielmehr der Wunsch, Sie in die Lage zu versetzen, um vor allen Dingen von jenem Gelde die Schuldsumme von vierzig Thalern decken und berichtigen zu können, welche mein Onkel Veilchen Sonnenschein Ihnen zur Bestreitung der Beerdigungskosten Ihrer nunmehr in Gott ruhenden Mutter unverzinslich lieh.

„Mein Gott,“ rief Sauerteig verwundert aus, „also ist dieser Jude, dieser Menschenfreund, der Onkel Sara's? O, das hätte ich vorher wissen sollen.“

Er las weiter:

Gewisse Gründe, die ich Ihnen augenblicklich nicht mittheilen kann, machen es mir sehr erwünscht, daß Sie sich der Verpflichtung jenes Gläubigers entledigen. Es wird Ihnen vorläufig genügen, wenn ich nur kurz andeute, daß es mir nicht rühmlich erscheint, unter der Maske der Tugend und Opferwilligkeit den schmutzigen Eigennutz zu verbergen.

Da schon früher gemachte Erfahrungen mir die Befürchtung auferlegen, daß Sie zu stolz sein möchten, aus der

Hand einer Sie achtenden Freundin diese kleine Anlage als ein Geschenk anzunehmen und ich daher sehr leicht in die mißliche Lage gerathen könnte, eine Abweisung zu erhalten, so biete ich Ihnen die eingelegte Summe nur als ein freiwilliges Darlehn an. Vielleicht fügt es der gütige Himmel recht bald, daß Sie die Rückzahlung jenes Darlehns unter bessern Verhältnissen, als den gegenwärtigen, bewerkstelligen können.

Indem ich dies zu Gott erhoffe, würde es mir in meiner Einsamkeit wohl thun und mich recht sehr erfreuen, wenn Sie von Ihrem thatenreichen Leben mir eine Schilderung zuschicken, solche aber nicht an mich, sondern an unsere Köchin: Adelgunde Bischof zu adressiren belieben möchten, da ich bei der Ihnen bekannten Gesinnung des Vaters nicht wünschen kann, daß jene Zeilen in seine Hände gerathen.

Nun, so schreiten Sie denn unaufhaltsam auf der so glänzend betretenen Siegesbahn immer weiter fort, Gott schütze und behüte Sie, mein edler Freund, und wenn Sie nach ruhmreich überstandenen Kämpfen an einsamer Stelle einen Blick in die ferne liebe Heimath werfen, so gedenken Sie auch Ihrer Freundin, welche täglich zu dem Sternenzelt ihre heißen Gebete für Sie emporsteigen läßt. — Darum bittet, unter herzlichen Grüßen von meiner Schwester Judith,

Ihre aufrichtige Freundin

Sara Sonnenschein.

Hiermit war der Inhalt des verhängnißvollen, die spätere Lebensstellung Wilhelm Sauerteig's beeinflussenden Briefes der schönen Sara erschöpft. Der Erstere war von der Theilnahme und Opferwilligkeit des Judenmädchens so erregt, daß er vergeblich bemüht war, die Thräne zu unterdrücken, welche sich über das sonnenverbrannte Gesicht langsam zur Erde herniedersenkte. Dicke Schweißtropfen perlten ihm unter der leichten Feldmütze von der Stirn hervor. Er gedachte nicht mehr seines am Bivouakfeuer brodelnden Feldkessels, er fühlte weder Hunger, Müdigkeit, noch Durst, er schlich vielmehr an eine entlegene, einsame Stelle, setzte sich

sodann, durch die Schatten der Nacht gedeckt, auf das feuchte, kalte Erdreich nieder und seufzte dort aus tiefer, bewegter Brust:

„Sara, Sara, wie kann ich Dir Deine Liebe und Treue jemals vergelten? — Das gebietende Schicksal hat mit unbarmherziger, kalter Hand eine unübersteigbare Kluft zwischen uns errichtet, die uns unabänderlich für das zeitige Leben scheidet, und doch stehen unsere Herzen einander so nahe, und doch fließen sie wie die reinen Töne aus Himmels-Chören in süßer Harmonie zusammen. O, Gott, wie soll das enden? — Lange und unter schweren Kämpfen habe ich meinen Kummer in die innere Seele begraben, mit schwerer Selbstbeherrschung die hellere Vernunft über das von Liebesweh betäubte Gefühl gestellt, da ihre Stimme an die Vergeblichkeit und Nutzlosigkeit unseres gegenseitigen Verhältnisses mich ernstlich mahnte; lange schon habe ich geglaubt, daß auch Sara, dies einsehend, sich in das Unvermeidliche gefügt haben würde, aber der Brief von ihrer lieben Hand mit der opferwilligen Beilage giebt mir ein neues, untrügliches Zeugniß, daß ich mich in dieser Annahme geirrt habe. — Das gute Mädchen nennt sich zwar nur die Freundin und begründet ihre edle Handlungsweise durch die Achtung, welche meine Person ihr aufgedrungen habe; allein die Achtung ist mit der Liebe eng verbunden, ja sogar untrennbar, da die letztere ohne die erstere ein Unding sein würde. — Nein, nein, das gute Mädchen liebt mich mit derselben Stärke der Seele, mit denselben heiligen Gefühlen, wie ich sie liebe und vergöttere. Sie soll und muß daher die Meine werden, es gehe wie es wolle! — Ich will dem neidischen, ungerechten Schicksal Trotz bieten, ich will ihm höhnend in das lieblose falsche Gesicht schlagen und ihm zeigen, daß es keinen Willen, keine Macht über mich hat. — Frei ist der Mensch, und wäre er in Ketten geboren, und diese Freiheit werde ich benutzen, um den entscheidenden Kampf mit der Mißgunst des Geschickes zu wagen!"

Kaum war das letzte entscheidende Wort von der Lippe des Verzweifelten entflohen, als das Signal des Hornisten und das Wirbeln des Tambours durch die nächtliche Stille grausig ertönte. — Die Adjutanten und Stabsoffiziere schwangen sich in die Sättel der Rosse und die Grenadiere eilten zu ihren Kompagnien.

„An die Gewehre!"
erschallte laut die Stimme der Kommandeure und vorwärts wälzten sich die Kolonnen im nächtlichen Dunkel, um von dem anrückenden Feinde neue Siegestrophäen zu erbeuten.

18.

Ein Attentat oder ist die Noth am größten, so ist die Hülfe am nächsten.

Immer schwächer und elender ward der Lieutenant v. Wangenheim auf seinem Schmerzenslager. Der unverhältnißmäßig starke Blutverlust, welcher seiner Wunde entströmt war, hatte die starke, kräftige Natur des heldenmüthigen Offiziers weniger zu schwächen vermocht, als der unerträgliche Durst, welcher die natürliche Folge des eingetretenen Wundfiebers war.

„Die heilige Jungfrau wird Dir helfen!"
hatte eine seelenvolle, ihm nicht ganz fremde weibliche Stimme tröstend zugerufen, während die Dunkelheit ihm nicht gestattete, der Trösterin in das Auge zu sehen.

Unter den entsetzlichsten Qualen harrte und hoffte er von Viertel- zu Viertelstunde vergeblich auf die ihm gewordene Verheißung, auf die Erfüllung des abgegebenen Versprechens. Die heilige Jungfrau nahte sich aber nicht, um ihm zu helfen, und er versuchte daher zum letzten Male, mit übermenschlicher Kraftanstrengung die erbetene Hülfe selbst herbeizuführen.

„Herr, erhöre mich, Du Lenker der Schlachten, soll ich hier verderben, hier verschmachten?" rief er verzweifelt mit schwacher, fieberhafter Stimme.

Er stemmte den zwar noch gesunden, aber schwachen Arm auf das niedergedrückte Viehfutter und versuchte sich emporzuheben, aber die erlahmte Kraft widersetzte sich dem Willen und stöhnend

stürzte er zusammen. — Der Verband, den er selbst nachlässig an die Wunde gelegt hatte, löste sich durch jene Erschütterung ab und von Neuem begann das Blut jener Stelle zu entströmen. Unfähig, sich in dieser peinlichen Noth helfen zu können, erfaßte er mit dem Munde noch einen Maisstengel, um mit dem Safte desselben die brennende Zunge zu kühlen. — Wenige Minuten nach dieser unheilvollen Katastrophe verfiel er in einen völlig bewußtlosen Zustand.

Inzwischen eilen von westlicher Richtung her zwei Männer, mit einer Tragbahre versehen, auf welcher Federbetten ausgebreitet sind, der Richtung des Schmerzenslagers mit schnellen Schritten zu, während eine weibliche Gestalt mit einer Laterne in der Hand und einem Henkelkorbe am Arme, gefolgt von einem großen Bernardinerhunde, mühsam bestrebt ist, mit den Trägern gleichen Schritt zu halten.

Endlich ist der Zielpunkt ihrer projektirten Wanderung erreicht. Schweigsam, mit ernsten, mürrischen Gesichtern setzen die Männer die Tragbahre auf die Erde, während das weibliche Wesen, in welchem der Leser unstreitig Eugenie schon wiedererkannt haben wird, die Schreckensscene mit ihrer Laterne beleuchtet. Beim Anblicke derselben zogen sich die Muskeln ihres blassen Gesichtes krampfhaft zusammen. Sie zitterte und bebte am ganzen Körper, jedoch nur wenige Sekunden. In unbegreiflich schneller Weise war die Schwäche zur Thatkraft übergegangen. Rasch knöpfte sie die Uniform des Kranken auf, befreite den verwundeten Arm von seiner wollenen Umhüllung, riß sodann mit einer ihren zarten Gliedern nicht angemessenen Stärke den Aermel des Hemdes ab und, nachdem sie die Wunde sorgfältig besichtigt und mit einer aus ihrem Körbchen entnommenen Flüssigkeit abgewaschen hatte, verfertigte sie aus dem von dem Hemde des Kranken abgelösten Theile einen das Blut stillenden Verband und legte denselben mit geschickten Händen an.

Erst, nachdem diese Arbeit beendet war, nahm das junge Mädchen ein anderes Fläschchen aus dem Korbe und filtrirte aus demselben dem Unglücklichen einige Tropfen in den Mund. Ihre heilkräftige Substanz verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht, denn nach Verlauf von wenigen Minuten öffnete der Offizier das ge-

schlossen gewesene Auge und stierte gläsern seine Umgebung an. Das Gesicht Eugeniens verfärbte sich und die Todtenblässe desselben wich dem Roth einer angehauchten blassen Rose. Noch einmal öffnete sie das Fläschchen, um neue Labung dem lechzenden Munde des Kranken zuzuführen; dann aber ward mit Hülfe ihrer beiden mürrischen und eben nicht sehr dienstwilligen Begleiter der Verwundete auf die Tragbahre gebettet, vorsorglich mit wärmenden Kissen bedeckt und schließlich in westlicher Richtung des Meierhofes befördert. Wohl über eine gute Stunde Weges war schon zurückgelegt, als endlich an einem ziemlich steilen Bergesrücken ein isolirt gelegenes Häuschen nebst einer zu demselben gehörigen Ziegelei durch die beleuchteten Fensterscheiben sich bemerkbar machte. Hier hielten die Träger an. Ein altes, krummgebücktes Mütterchen mit einem Lichte in der Hand trippelte mühsam bis zur Hausschwelle und redete die beiden Männer an:

„Nun, lebt der Preuße noch?"

„Ich denke es, denn diese Art hat ein zähes Leben," antwortete der eine der Befragten keuchend, indem er dem Kranken die Hand auf die Stirn legte.

„Der gütige Himmel hat ihn erhalten und die heilige Jungfrau hat ihm die verheißene Hülfe zugewendet," sagte Eugenie hinzutretend. „Habt Ihr das Bett in Ordnung gebracht, Mutter Sousin?"

„Es ist so sauber, daß ein Prinz darin schlafen könnte," entgegnete die alte Matrone mit wohlgefälligem Lächeln. „Auch habe ich schon ein Kännchen Kaffee bereit gestellt, denn durch das kalte Lager wird dem armen Teufel wohl das Blut im Körper geronnen sein; ein Täßchen guter Kaffee erwärmt aber und bringt es wieder in Wallung."

„Um Gottes Willen, Mutter Sousin, wo denken Sie hin?" entgegnete Eugenie, „der Kaffee würde dem Kranken nur schädlich, ja gradezu Gift für ihn sein. Ist denn kein frisches Rindfleisch im Hause, um eine Tasse Bouillon bereiten zu können?"

„Leider nicht," entgegnete die alte Matrone, „aber morgen wird mein Mädchen Louise nach der Stadt gehn und da kann sie ja einige Pfund mitbringen."

„Morgen — morgen —" wiederholte Eugenie mit wehmüthi-

ger Geberde. „Man muß helfen, wenn es Zeit, nicht aber, wenn es schon zu spät ist. So schlachtet ein Huhn- oder ein Paar Tauben, damit wir sogleich Bouillon erhalten; denn Gott weiß, wie lange der arme Mensch schon gehungert hat, und es ist daher unerläßlich, daß er erst eine nahrhafte und zugleich leicht verdauliche Speise zu sich nehme.

Mutter Sousin trippelte fort, um die beste Henne im Stalle zu fangen und sie zu dem vorberegten Zwecke zu opfern, während die beiden Männer schweigsam und mürrisch den Verwundeten nach einem in der Mittel-Etage des Häuschens gelegenen Stübchen transportirten, auf ausdrückliches Geheiß Eugeniens dort entkleideten, ihn in das schon bereit stehende saubere Bett legten und sich sodann schließlich entfernten. Eugenie löste den nur provisorisch angelegten Verband nunmehr wieder ab, untersuchte die Wunde sorgfältiger, als sie dies bei der ersten Besichtigung zu thun vermocht hatte, und bemerkte nun zu ihrer Freude, daß die verderbliche Kugel glücklicher Weise nicht sitzen geblieben, sondern durch das dicke Fleisch des Oberarms durchgefahren war. Ob dieselbe indeß eine Beschädigung des Knochens hinterlassen hatte, vermochte sie nicht zu ermitteln und festzustellen. Es befanden sich an der Schulter daher zwei Wunden und zwar die eine an der Stelle, wo die Chassepotkugel eingedrungen war, und die andere, wo sie ihren Ausgang genommen hatte. Eugenie wusch beide Wunden sorgfältig aus und legte sodann besseres Verbandzeug an. Der Patient athmete leichter und freier als zuvor, obwohl immer noch mit festgeschlossenen Augen und in einem bewußtlosen Zustande. Nachdem das todtmüde Mädchen ihm zum drittenmale einige Tropfen aus der oben schon beregten Flasche in den Mund filtrirt hatte, nahm sie auf einem Lehnstuhle neben dem Krankenlager Platz und, überwältigt von den durch die außerordentlichen, unverhältnißmäßigen Anstrengungen des Tages eingetretenen Ermüdung und Abspannung schlummerte sie wider ihren Willen ein; während zu ihren Füßen ihr treuer Begleiter Pluto, gleichfalls hungrig und ermüdet, sich ausstreckte. Dieser Schlaf war jedoch nicht von langer Dauer, denn der Eintritt einer verhängnißvollen, unerwarteten Katastrophe vertrieb sehr bald den Mohngott, der sie liebevoll in seiner Umarmung umschlossen hielt.

Mutter Sousin war Wittwe und Pächterin der Ziegelei, welche ihr einziger Sohn mit Fleiß und Geschick verwaltete. Sie hatte in ihrer Jugend bei den Eltern Eugeniens auf dem Meierhofe lange Jahre hindurch und bis zu ihrer Verheirathung mit dem verstorbenen Gatten in Dienst gestanden und war dem Mädchen, welches unter ihren Augen und unter ihrer persönlichen Sorgfalt emporgewachsen, mit aller Liebe zugethan. Es war der alten Frau nicht möglich, dem lieben Kinde irgend einen Wunsch, eine Bitte abzuschlagen, und so hatte sie sich denn auch in der Abwesenheit ihres zur Mobilgarde eingezogenen, und dem verhaßten Feinde entgegengezogenen Sohnes überreden lassen, den verwundeten Preußen in ihr Haus aufzunehmen, obwohl ihr Herz gegen die Feinde ihres Vaterlandes umsomehr mit bitterem Haß erfüllt war, als der böse Krieg den einzigen Sohn, ihre einzige Stütze, den Lenker und Leiter des Geschäftes, ihr unerbittlich entzogen hatte. Eugenie wußte aber der alten Matrone mit sehr eindringlichen Worten an das Herz zu legen, daß sie dem verwundeten Offiziere zu Danke verpflichtet sei, da er sie aus Ketten und Banden erlöst habe, sie hatte mit so gewandter Zunge alle seine guten Eigenschaften geschildert und hervorgehoben, daß die alte Frau, nach einigem Zögern, endlich einwilligte und zwei Knechte beauftragte, den Verwundeten herbeizuholen.

Mit Widerwillen hatten die Knechte sich dem Befehle der alten Frau zur Herbeischaffung des Verwundeten und hauptsächlich nur aus dem Grunde gefügt, weil Eugenie ihnen eine ansehnliche Belohnung für jene Hülfeleistung zugesagt hatte. Als Eugenie diesem Versprechen nachgekommen und ihre allerdings nicht sehr ansehnliche Baarschaft, welche sie grade bei sich führte, unter die beiden Knechte vertheilt hatte, schien die erhaltene Summe ihren Erwartungen nicht zu entsprechen, ihre Habgier nicht ausreichend zu befriedigen. Mürrisch entfernten sie sich aus dem Krankenzimmer; als sie aber die Treppe herabgestiegen waren, gab sich ihre Unzufriedenheit durch lautes Schimpfen deutlich zu erkennen.

„Höre, Jean," sagte der eine der Knechte zu dem andern, „wir haben einen dummen Streich begangen. Das Gänschen vom Meierhofe scheint in den Preußen vernarrt zu sein, sie strebt darnach, sich seine Erkenntlichkeit zu erwerben, damit er sie nach

beendetem Kriege zu dem Traualtare führen soll. — Bist Du nicht auch der Meinung?"

„Vollkommen, vollkommen," bestätigte der Angeredete.

„Das verrückte Frauenzimmer hat überhaupt von jeher viel Sympathien für das deutsche Gesindel gehabt," fuhr der Erstere wieder fort; „wir aber können aus Dankbarkeit für die geleisteten Dienste noch vor das Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, weil wir den preußischen Landwehrmann nicht todtgeschlagen, sondern dem Feinde Vorschub geleistet haben."

„Und dies alles für zehn Franken?" seufzte Jean. „Die alte Sousin hat es uns ja doch befohlen; wir aber stehen in Kost und Lohn bei ihr, müssen daher thun und lassen, was sie befiehlt und anordnet und haben hiernach keine Verantwortlichkeit für alle Handlungen, die wir auf ihr ausdrückliches Geheiß ausführen und übernehmen."

„Du bist in der That sehr spaßhaft, Freundchen," entgegnete Philipp. „Das Gehorchen hat eben so gut seine bestimmte Grenze, wie das Befehlen. Würdest Du auch in das tiefe Wasser oder aber vom hohen Kirchthurme herab springen, wenn es Dir befohlen wird? — Würdest Du den Kaiser deshalb todtschießen und dem Herzog von Grammont deshalb den Hirnschädel spalten, weil es Madame Sousin befohlen hat?"

„Gewiß nicht," antwortete Jean.

„Also hier stehn wir am Berge," bemerkte Philipp mit langgedehnter Stimme. „Wir sind beide straffällig, wenn es verrathen wird, daß wir den verdammten Preußen in die Ziegelei geschafft haben, und daß es verrathen wird, ist so sicher, wie das Ein mal Eins; denn der Meierhof liegt bis unter die Dächer voller Verwundeten, sowohl deutscher wie französicher Abkunft. Es müßte wahrhaftig sehr wunderbar zugehn, wenn von dieser Sippschaft, sobald sie wieder etwas kriechen können, der Eine oder der Andere nicht die Nase in unser Gehöft stecken und ausforschen sollte, auf welche Weise der verwundete Preuße hier zugereist ist."

„Unter diesen Umständen wird es am besten sein, wenn wir dem Schufte die ohnehin nur noch schwach lodernde Lebenslampe vollends ausblasen," sagte Jean mit größter Kaltblütigkeit. „Für die erhaltenen zehn Franken können wir ihm auch diesen Liebes-

dienst noch erweisen und ihn sodann im Hofe unter dem Miste einscharren."

„Du bist ein Mordskerl," wandte Philipp lachend ein. „Wenn Du den Preußen mit Deinem Munde todtschlagen könntest, so würde es Dir gewiß nicht viel Mühe machen, aber — das geht nun einmal nicht. Die Gans vom Meierhofe wird ihn gewiß bei Tag und Nacht nicht aus dem Auge lassen; sollte sie aber dennoch hin und wieder genöthigt sein, das Zimmer verlassen zu müssen, so möchte wohl Madame Sousin den Wachtposten für sie übernehmen. Wie willst Du also Dein Projekt ausführen?"

„Pah," entgegnete Jean lachend, „das würde mir eben nicht zu große Kopfschmerzen verursachen, wie du irrthümlich voraussetzest. — Wenn es Dir recht ist, so wollen wir dem verdammten Preußen heute Nacht noch das Rückgrat durchbohren, ohne daß es Jemand bemerken soll. Es kommt nur darauf an, daß Du mir ein Wenig bei dieser Arbeit zur Hand gehst. — Willst Du das thun?"

„Warum sollte ich es ablehnen?" erwiderte Philipp. „Hierdurch erlangen wir einen dreifachen Vortheil; denn einmal erweisen wir dem Vaterlande und der Regierung einen wesentlichen Dienst, sodann aber beseitigen wir hierdurch die verwirkte Straffälligkeit; endlich aber wird die verliebte Dirne aus dem Meierhofe uns für das Begräbniß, welches wir übernehmen, voraussichtlich diesmal besser bezahlen, als sie es heute that."

„Und Madame Sousin schenkt uns bei dem gegenwärtigen schlechten Geschäfts-Absatze außerdem alsdann gewiß noch einen Feier- und Trauertag, an welchem wir ein Wenig ausruhen können," setzte Jean schmunzelnd hinzu.

„Ganz gewiß," bemerkte Philipp, „aber wie wollen wir die verdammte Geschichte ausführen?"

„Nun," fuhr Jean ziemlich kaltblütig fort, „es giebt nichts Einfacheres auf der Welt, als die Durchführung jenes Planes. Die Stubendecke, über welcher der Preuße auf seinem Strohsacke gefühl- und bewußtlos ruht, besteht aus einfachen, etwa einen und einen halben Zoll dicken Bretterbohlen, die von der Wohnstube im Parterre aus weder verschaalt, noch verputzt und vertüncht,

sondern nur des Scheines halber mit weißer Schlemmkreide angepinselt sind."

„Sehr richtig," bemerkte Philipp.

„Wenn sich nun unsere Leute alle zur Ruhe begeben haben werden und die bis zum Umfallen ermüdete Gans aus dem Meierhofe eingeschlafen ist, so schleichen wir uns heimlich in die parterre gelegene Wohnstube, stellen einen Bretterschemel auf den Tisch und ich bohre mit einem Spundbohrer ganz geräuschlos ein Loch durch die niedrige Bretterdecke und zwar gerade an der Stelle, wo das Bett des Preußen steht."

„Hahaha," lachte Philipp laut auf, „was wollen wir mit dem Loche beginnen? — Willst Du vielleicht Deine Spürnase durch jene Oeffnung stecken und riechen, ob noch von der Hühnersuppe etwas im Topfe ist, welche die Madame Sousin heute Abend für den Preußen gekocht hat?"

„Nur ruhig, Freundchen," fuhr Jean fort. „Wenn wir erst glücklich mit der Durchbohrung des Loches zu Ende sind, so haben wir auch schon gewonnen. Wir befestigen sodann an eine Stange, die gerade so stark sein muß, daß sie in dem gebohrten Loche freien Spielraum hat, einen spitzen Dolch, von denen ich eine hübsche Auswahl im Hause habe, nämlich alle, welche der junge Herr bei seinem Abmarsche zurückgelassen hat, und durchbohren mit diesem Instrumente endlich spielend den Strohsack, wie zugleich das Rückgrat des abscheulichen Gastes. Dieses Kitzelungssystem kann mit einer solchen Ruhe durchgeführt werden, daß es kein Mensch gewahr wird, denn die Wächterin schläft und ihr Schützling ist nicht im Stande, einen Laut aus der zugeschnürten Kehle herauszubringen. Wenn wir ihm zu dem von unseren Soldaten bereits Erhaltenen nur noch zwei bis drei Stiche zugeben, so wird es ihm ohnehin nicht mehr möglich sein, einen Schmerzens- oder Hülferuf ertönen zu lassen. — Nun, wie gefällt Dir der Anschlag, Bruder Philipp?"

„Junge," antwortete der Letztere mit sichtbarer Ueberraschung, „Du bist in der That ein höchst erfinderischer Kopf, ein Genie, es ist ewig schade, daß Du nicht Justiz-Minister geworden bist, Du hättest es wahrhaftig prächtig verstanden, dem gesammten Volke, insbesondere aber den Verbrechern und Gesetzesübertretern,

einen so fühlbaren Kitzel zu bereiten, daß sie vor Lachen ihren Geist aufgegeben hätten und weitere Exekutionen durch Henker und Schwert überflüssig würden. — Komm her, Brüderchen, und laß Dich küssen."

Die beiden ehrsamen Knechte umarmten sich und besiegelten in dieser brüderlichen Umarmung das Verbrechen. Während der Zeit, wo jener abscheuliche Mordanfall von den saubern Knechten berathen und beschlossen ward, hatte Mutter Sousin die von Eugenie bestellte Hühnersuppe zubereitet. Die alte Frau trippelte mit dem Töpfchen und einer Bouillontasse in der Hand die ziemlich steile Treppe mühsam empor. Leise trat sie in das Krankenzimmer. Eugenie schlief und erwachte bei ihrem Eintritte nicht; das Uebermaß der erlittenen körperlichen Anstrengungen und geistigen Aufregungen am vorhergehenden Tage, wie der schrecklich vergangenen Nacht im Meierhofe, hatte ihre physische, wie geistige Kraft vollständig erdrückt und erlahmt. Sie hatte das Engelsköpfchen tief auf die Brust gesenkt, das schöne Haar fiel in ungekünstelten Locken über den wallenden Busen und bedeckte fast das Gesicht. Mitleidig und zugleich wohlgefällig betrachtete die alte Frau einige Minuten das reizende Wesen und von einer heiligen Scheu erfaßt, wagte sie nicht, die schöne Schläferin in ihrer Ruhe zu stören.

„Deine Nachtwache wird dem Patienten keinen großen Nutzen bringen, mein Töchterchen," seufzte sie hierauf leise vor sich hin, „ich werde Dich nur unterstützen und diese Nacht bei Dir bleiben müssen."

Hierauf schritt sie zu dem Krankenbette, füllte mittelst eines Theelöffels dem Verwundeten nach und nach eine Tasse Bouillon in den halb geöffneten Mund, schlich sich dann wieder geräuschlos zur Treppe herab und erschien nach kurzer Zeit abermals mit Decken und Kissen bepackt, im Krankenzimmer. Sorgfältig wickelte sie die Füße Eugeniens in eine dieser Decken und schob ihr ein Federkissen unter den Rücken, legte ihr ein zweites auf den Schooß und erst, nachdem sie für ihren Liebling ausreichend gesorgt hatte, wendete sie die weitere Fürsorge nun auch wieder dem Verwundeten zu. Sie füllte in derselben, oben angedeuteten Weise ihm eine zweite Tasse Bouillon in den Mund, und nachdem auch diese

Arbeit verrichtet war, schob sie einen Stuhl dicht an das Bett des Kranken und nahm in demselben an der Seite Eugeniens Platz. Mutter Sousin wickelte nunmehr auch ihre Füße in eine wollene Decke ein und ein leichtes Federkissen unter ihren Kopf schiebend, übernahm sie nunmehr den Wachtposten.

Mitternacht war längst vorüber, eine feierliche Stille herrschte in der abgelegenen Ziegelei, die Nacht war dunkel, der Horizont sternlos und ein leichter Regen plätscherte auf die Dächer und das Pflaster des Hofes, wie ein leiser harmonischer Gesang, einschläfernd hernieder. Eugenie hatte die müden, ihr willenlos zugefallenen Augen noch nicht geöffnet, auch Mutter Sousin nickte dann und wann schon etwas mit dem Kopfe, als der Bernardinerhund, welcher bisher regungslos zu den Füßen Eugeniens sich ausgestreckt hatte, plötzlich wie rasend emporsprang, sich sodann mühsam unter fürchterlichem Gebelle, ja wuthartigem Geheule, unter das niedrige Bett des Verwundeten zwängte und irgend einen Gegenstand mit den Zähnen erfaßt zu haben schien. — Es konnte natürlich nicht fehlen, daß beide Schläfer, Mutter Sousin sowohl, wie auch Eugenie, durch dieses erorbitante Ereigniß aus ihrem Schlummer erweckt wurden und erschreckt einander ansahen. Mutter Sousin gewann ihre Fassung zuerst. Sie ergriff das Licht und leuchtete unter das Bett, um zunächst zu ermitteln, was der Hund dort ergriffen habe. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie diese Scene näher in Augenschein nahm?

In der hölzern Bretterdecke befand sich ein Loch von etwa vier Zoll Durchmesser, worin eine durchgeschobene Stange steckte, an deren Ende ein spitzer Dolch befestigt war. Der eben so wachsame als kräftige Hund hatte indeß mit seinen spitzen Zähnen das verderbliche Instrument erfaßt und dadurch den tödtlichen Stoß abgewendet. — Vergeblich ertönte aus dem Munde der Frauen ein Hülferuf, Niemand hörte ihn, vergeblich öffnete Mutter Sousin die Fenster und die Namen:

„Philipp! — Jean! — Louise!"

erschallten bei der Stille der Nacht laut und deutlich aus dem geängsteten Munde der alten Matrone durch das einsame Gehöft. Endlich erschien die Viehmagd, welche den Namen Louise führte, im Hofe und fragte verwundert:

„Maria und Joseph, was ist hier vorgefallen? — Warum rufen Sie mich, Madame Sousin?"

„Räuber! — Mörder! — Spitzbuben!" keifte die alte Frau unter dem lauten Jammergeschrei Eugeniens. „Wecke schleunigst die Knechte. Sie sollen sogleich in die untere Wohnstube sich mit Licht begeben, um die Räuber abfassen zu können!"

Die Magd hatte natürlich unendliche Mühe, um die schlaftrunkenen Knechte zu wecken; als dieselben aber in der Stube die ihnen angekündigten Verbrecher suchen wollten, waren diese schon verschwunden, und die beiden Knechte konnten sich gar nicht genug über die unerhörte Tollkühnheit, wie über den erfinderischen Geist der Schufte wundern.

Eben so raffinirt und erfinderisch, wie der verbrecherische Anschlag auf das Leben des Lieutenants v. Wangenheim auserdacht und zur Ausführung gebracht war, eben so wunderbar hatte auch die göttliche Vorsehung die schützende Hand über ihn ausgebreitet; die beiden Knechte aber flüsterten einander zu:

„Verdammt! an die Bestie von einem Hunde hat Keiner von uns gedacht! — Das Vieh hat uns den ganzen Spaß verdorben."

19.

Ein wunderbares Abenteuer oder die bezahlte Schuld.

Im Hause des Geldwechslers Gumpel Sonnenschein zu Gr. war große Freude. — Onkel und Tante aus Breslau, der Handelsjude Veilchen Sonnenschein nebst seiner ehrsamen Ehehälfte Rebekka, waren zum Besuch angelangt und hatten zugleich frohe Kunde mitgebracht. Ihr einziger heißgeliebter Sohn Feidel Blümchen, welcher, wie dem freundlichen Leser aus den vorhergehenden Kapiteln noch erinnerlich sein wird, gleichfalls beim Königs-Grenadier-Regiment stand und mit in den Krieg gezogen war, hatte

vom Kriegsschauplatze her einen ersten, aber auch sehr langen Brief an die um ihn bekümmert gewesenen Eltern geschrieben und ihnen unter vielen interessanten Schilderungen aus seinem gegenwärtigen bewegten Leben, sein Wohlbefinden angezeigt. — Aber auch Sara, die älteste Tochter des Wechslers, hatte unter der Adresse ihrer Köchin von Wilhelm Sauerteig an demselben Tage ebenfalls einen Brief vom Kriegsschauplatze erhalten, welcher ihr Herz befriedigte und sie mit Hoffnungen für die Zukunft erfüllte.

Das sonst so öde und freudenleere Haus war ausnahmsweise diesmal mit vergnügten Leuten angefüllt. Da die Freude wie der Schmerz bekanntlich zwei ansteckende Faktoren sind, so hatte sich die erstere auch auf die minderbetheiligten Mitglieder des Hausstandes übertragen und insbesondere das verknöcherte, nur von Geschäftssorgen eingeschlossene Herz des alten Geldwechslers aus seinen alltäglichen Fugen herausgetrieben und dem warmen Leben zurückgegeben. Wenngleich der Letztere die gewohnte Arbeitszeit auf dem vom Wohnhause entlegenen Comtor nicht um eine Viertelstunde abkürzte, dieselbe vielmehr trotz des erhaltenen Besuches strikte beibehielt, so waren doch die wenigen freien Stunden, die er bei seiner Familie zubrachte, insbesondere aber die längere Abendzeit dem Frohsinn und der Heiterkeit gewidmet. — Der Onkel aus Breslau hatte den von seinem Sohne erhaltenen Brief noch nicht vorgelesen, der Familie vielmehr nur mündliche, das Allgemeine umfassende Mittheilungen aus demselben gemacht, die einzelnen Details hingegen unberührt gelassen. Das freudige Erstaunen Sara's wuchs aber bis zur höchsten Potenz, als der Onkel nach eingenommenem Abendessen den Inhalt des erhaltenen Briefes verbotunus verlas und darin die folgende Stelle vorkam:

„Am 15. ward ich mit einem Landsmann, dem Unteroffizier Wilhelm Sauerteig, der von Profession ein Weber, im Uebrigen aber ein durchaus braver und kenntnißreicher Mann ist, in dem kleinen Dörfchen Chauton bei einem katholischen Geistlichen einquartiert. Es war schon gegen eilf Uhr Abends, als wir, bis zum Umfallen ermüdet, in das Dorf einrückten. Das Pfarrhaus lag ganz isolirt, wohl über eine gute Viertelstunde von den übrigen Häusern und der Kirche entfernt, auf einer kleinen Anhöhe,

rings von Weinanlagen umgeben. Als ich das Einquartierungs-billet erhielt und erfuhr, daß ich bis zu meinem Quartier noch eine geraume Strecke zu marschiren hatte, war ich sehr mißgestimmt und fragte einen meiner Kameraden, welcher im Dorfe verblieb, ob er gegen eine entsprechende Entschädigung sein Billet mit dem meinigen vertauschen wolle, da ich mich vor Müdigkeit kaum noch bis zu jener entlegenen Stelle hinzuschleppen vermöge. Schon wollten wir dieses gegenseitige Tauschgeschäft abschließen, als der Unteroffizier Sauerteig, welcher in unmittelbarer Nähe stand und unser Gespräch daher mit angehört hatte, mir hastig zurief:

„„Sind Sie verrückt, Grenadier Sonnenschein? — Das Quartier, welches Sie erhalten, ist das beste von allen. Ich selbst habe den Fourier diesmal gemacht und uns Beide, Sie wie mich, dort einquartiert. Nur vorwärts, sind wir von Breslau bis hierher gekommen, ohne uns die Füße verrenkt zu haben, werden wir wohl auch noch die wenigen Schritte bis zum Pfarrhause zurücklegen können. — Hängen Sie sich in meinen Arm, wenn es nicht anders gehen will, ich werde Sie mit fortschleifen.""

„Ich muß offen gestehen, liebe Eltern, daß diese Anrede mich beschämt und verlegen machte, denn Sauerteig ist ein magerer, abgezehrter Mann, von kränklichem Ansehn, der weniger Fleisch am ganzen Körper und weniger Mark in allen seinen Knochen hat, wie ich in meiner linken Wade. Ich dachte daher im ersten Augenblicke: Wenn Du, erbärmliches Weberschifflein, auf Deinen dünnen Spazierstöcklein noch fähig bist, weiter marschiren zu können, so wäre es wahrhaftig eine Schande, wenn ich zurückstehn müßte. — Ich lehnte daher den mir so freundschaftlich angebotenen Arm ab und marschirte tapfer der Pfarrwohnung zu.

„Unterwegs erzählte mir der Unteroffizier, daß er alle Quartiere in dem erbärmlichen Dörfchen besichtigt und gefunden habe, daß in keinem derselben Vorrath von Lebensmitteln, theilweise nicht einmal Brod vorhanden, und der Soldat daher größtentheils darauf angewiesen sei, was ihm von dem langen Tagesmarsche in seinem Brodbeutel und seiner Feldflasche noch zurückgeblieben. Eine rühmliche Ausnahme von jener Calamität mache die Wohnung des Pfarrgeistlichen, welche Speise und Trank noch in Hülle und Fülle berge, weshalb er als Fourier und Quartiermacher

dieselbe auch sofort für sich und als besondere Begünstigung auch für meine Person bestimmt und auserwählt habe. Zudem wäre der Ortspfarrer auch ein ganz außerordentlich freundlicher, der deutschen Sprache vollkommen mächtiger Mann, und es sei mit Sicherheit anzunehmen, daß wir bei ihm eine sehr gute Aufnahme zu gewärtigen hätten. Ich bedankte mich schon im Voraus für die mir gewordene Bevorzugung, wie für die herrlichen Aussichten, und marschirte nun mit um so größerer Lust und Ausdauer zu dem nicht zu fernen Ziele, als mein armer Brodbeutel leer und ausgeplündert bis auf die letzte Brodkrume war und die Mäuse sich wahrhaftig darin hätten Blutblasen laufen können, ehe sie ein Krümelchen entdeckten. Meiner Feldflasche erging es nicht besser, denn auch sie war so ausgetrocknet, wie der Sand in der Wüste Sahara." —

„Entschuldige, lieber Bruder, daß ich störe," wendete der aufmerksam zuhörende Wechsler ein. „Ist denn dieser Wilhelm Sauerteig, der sich für Deinen Sohn so außerordentlich interessirt, vielleicht derselbe, dem Du vor seinem Ausrücken in das Feld die vierzig Thaler geliehen hast?"

„Gott der Gerechter," antwortete der Handelsjude mit verwunderter Miene, „wird er doch sein ganz derselbe. Wird er doch haben eine grauße, gewaltige Anhänglichkeit an die Familie Sonnenschein, weil sie hat erwärmt mit ihren Strahlen sein grausig kaltes Leben. Wird er sein dankbar darum auch gegen meinen Sohn Feidel."

„So, so," bemerkte der Wechsler, „nun, so glaube ich, daß auch wir ihm einen Theil seiner Verpflichtung gegen Deinen Sohn Feidel auferlegt haben; denn er war längere Zeit in meinem Hause einquartiert, als er seiner Militairdienstpflicht genügte. So viel mir bekannt, hat er hier manches Gute genossen, was ihm wohl noch erinnerlich sein möchte. Ist es nicht so, liebe Sara?"

Das ohnehin schon sehr aufgeregte Mädchen erröthete bei dieser Frage bis über die Ohren, was dem Scharfblicke des Vaters nicht entgehen konnte. Indeß griff sie nach ihrem Taschentuche und hustete mehrere Mal stark, nur um ihre Verlegenheit zu verbergen. Endlich stotterte sie abgebrochen:

„Das muß wohl schon lange her sein, lieber Vater, ich kann mich dieses Menschen nicht mehr entsinnen."

Der Wechsler lächelte, sein Bruder aber ergriff wiederum das Wort und sagte:

„Muß der Sauerteig doch sein ein gewaltig sparsamer Mann, denn hat er doch schon gespart im Krieg vierzig Thaler Carant und hat sie geschickt und mir bezahlt seine Schuld und die Zinsen dazu, die ich nicht hab' verlangt, auf Heller und Pfennig ganz genau."

„Das ist allerdings viel und sehr lobenswerth," entgegnete der Wechsler. „Andere Soldaten setzen im Felde zu, während er spart. Aber — wie ist dies nur möglich? — Der Sold eines Unteroffiziers beträgt doch monatlich höchstens nur sechs bis sieben Thaler, mithin hat er in seiner kurzen Abwesenheit von der Heimath noch nicht einmal so viel an Löhnung erhalten, als er erspart hat."

Die schöne Sara erröthete von Neuem, ohne daß der Vater es diesmal glücklicher Weise bemerkt hatte; der Onkel aus Breslau aber erwiederte lachend:

„Gumpel, Gumpel, wirst Du doch sein keine Schaute. Sind doch gewandert gewaltig viele Thaler in Carant von arme und reiche Leit' für die Soldaten in den Krieg und wird davon haben bekummen der Sauerteig auch sein Portionchen."

„Das wäre allerdings möglich, lieber Bruder," bemerkte der Wechsler, „und auch nur hierdurch läßt sich das Mißverhältniß erklären. Fahre nun mit der Vorlesung des Schreibens fort. Der Feidel ist wahrlich ein tüchtiger Bursche, er schreibt einen schönen Brief."

„Wahrhaftig," stöhnte der Jude und las dann weiter.

„Bei unserer Ankunft in die Pfarrwohnung schienen sich in der That alle die Aussichten zu verwirklichen, über welche wir unterwegs gesprochen hatten. Der Geistliche mochte uns schon erwartet haben, denn er kam uns mit einer Laterne in der Hand eine Strecke von seiner Wohnung her entgegen. Er repräsentirte eine würdige, achtunggebietende Persönlichkeit. Wir Grenadiere sind nicht klein, aber er war wohl noch eine Kopfeslänge größer,

dabei breitschultrig und kräftig gebaut. Sein Haar war kurz geschoren, aber schon weiß, während der blendende Schein der Laterne mir nicht gestattete, ein näheres Studium seiner Physiognomie vorzunehmen. Er drückte einem Jeden von uns warm die Hand und sagte in süddeutschem Dialekte:

„„Gott segne Sie. — Herzlich willkommen.““

„Sodann ging er in aufrechter Stellung schweigsam neben uns her, bis Sauerteig ihn zuerst anredete und ihn über die Ursache befragte, warum das Dörfchen so vollständig von allem Proviant entblößt sei. Der Pfarrer klärte dies durch die vielen Truppen-Durchmärsche, welche kurz hinter einander stattgehabt hätten, in einer längern ausführlichen Rede auf und wir erreichten inzwischen unser Quartier. Wir traten in ein eben nicht zu großes, aber überaus freundliches Stübchen ein. Das Mobiliar war geschmackvoll und entsprach dem Pariser Styl. Kostbare Blumen und andere exotische Gewächse hatten die Atmosphäre mit wohlriechenden Düften geschwängert. An den Fenstern und Wänden befanden sich an vielen Stellen große und kleine Vogelkäfige, deren buntgefiederte Bewohner bereits das müde Auge geschlossen und die Schnäbel unter ihre Flügel gesteckt hatten. Wir würden überhaupt nicht geglaubt haben, uns in der bescheidenen Hütte eines ländlichen Seelenhirten zu befinden, wenn nicht ein mächtiges Kruzifix, welches von der nicht zu niedrigen Stubendecke bis auf den Fußboden reichte, uns daran erinnert hätte.

Nachdem wir unsere Gewehre in die Ecke gestellt, die Tornister abgelegt und es uns überhaupt nach Möglichkeit bequem gemacht hatten, wurden wir von unserm liebenswürdigen Wirthe eingeladen, auf dem kostbaren, mit rothem Sammet überzogenen, mit vergoldeten Schnitzereien reich verzierten Sopha Platz zu nehmen. Wir sträubten uns anfänglich gegen diese allzugroße Artigkeit und Gastfreundschaft, indem wir den Wirth auf unsere schmutzige Bekleidung aufmerksam machten, welche die Spuren des nächtlichen Bivouaks auf nasser, schmutziger Erde noch auf das Unzweideutigste verrieth; allein dieser Protest war vergeblich, indem unser Wirth unter gewaltsamer Höflichkeit mit den Worten auf jenen Ehrenplatz uns drängte:

„„Ehre, dem Ehre gebühret; dem Krieger, dem todesmuthi-

gen, braven Vaterlandsvertheidiger aber gebühret der Ruhm und die Ehre.""

„Wir hatten noch nicht lange mit unsern schmutzigen Uniformstücken auf den kostbaren, weichen Polstern unsere ermüdeten Glieder gebettet, als eine weibliche Person unangemeldet in das Zimmer trat. Dieselbe war schon ziemlich ältlich, groß und mager, wie eine verhungerte Ziege, von fast zigeunerartiger Hautfarbe und mit einer so langen, spitzen Nase von dem Bildner dieses Wesens ausgestattet, daß man thatsächlich befürchten mußte, bei einer näheren Berührung mit derselben verwundet zu werden. Das dunkle Auge war klein und stechend, der breite Mund fast zahnlos; nur zwei große, gelbe Zähne traten wie die Hauer eines Ebers zuweilen über die farblose, dünne Unterlippe hervor. Der Anzug dieser Schönsten der Schönen entsprach, im Ganzen genommen, ihren äußeren Formen, wie ihrer socialen Stellung, denn der Herr Pfarrer stellte diese Donna bei ihrem Eintritte uns alsbald als seine Haushälterin vor. — Mit sichtlich gezwungener Freundlichkeit machte sie eine höchst linkische Verbeugung bei jener Vorstellung und nur durch die Präjudicial-Frage, die ihrem zahnlosen Munde als erste Begrüßung entschlüpfte:

„„Wünschen die Herren jetzt zu speisen?""

verlor sich einigermaßen das abstractum de concreto, denn wir waren Beide hungrig, wie die Wölfe auf Rußlands Schneefeldern, und durstig, wie das Kameel in der Wüste. Bald darauf ward der Tisch von der schlüsselumklirrten Schönen sauber gedeckt und mehrere verdeckte, dampfende Schüsseln wurden aufgetragen. Der Wirth holte in eigener Person wohl ein Dutzend Weinflaschen herbei, entkorkte mehrere derselben und nachdem er die Gläser gefüllt und auf unsere Gesundheit angestoßen hatte, nahm er uns gegenüber am gedeckten Tische Platz, um den gemeinschaftlichen Vertilgungskrieg gegen den Inhalt der uns vorgesetzten, bisher verdeckt gebliebenen Schüsseln nun in Angriff zu nehmen. Ihr werdet es nicht ahnen und kaum glaublich finden, liebe Eltern, wenn ich nun vor Euern Augen die Deckel von den Schüsseln emporhebe, um Euch zu zeigen, daß sich in einer derselben Rebhühner, in einer andern Hasenbraten, in einer dritten Karpfen mit polnischer Sauce, in einer vierten gesottene Krebse und in

einer fünften endlich Tauben-Ragout befanden; daß aber außerdem noch die erforderlichen Salate und Beilagen in vollem Maße vorhanden waren. Zu diesen exorbitanten Gastfreundlichkeit gesellte sich außerdem noch der Umstand, daß unser geistlicher Wirth die auserlesensten Weine präsentirte und unermüdlich bemüht war, uns noch mehr zum Trinken, als zum Essen zu nöthigen. Dabei schimpfte und raisonirte er in der allerrückhaltlosesten Weise auf die Institutionen des ruhmreichen Kaiserreichs, auf die Regierung, wie auf deren Räthe, nannte den Kaiser Napoleon einen Coquin, die französische Armee eine undisziplinirte, aus Vagabonden zusammengesetzte Räuberhorde, während er in fast widerlicher Schmeichelei und Uebertreibung die deutschen Krieger bis zum Himmel erhob.

„Ihr kennt ja meinen gesunden Appetit, der sich unter gewöhnlichen Verhältnissen schon bis zu einem seltenen Grade geltend macht; der aber unter außerordentlichen Umständen sich progressiv bis zu einer fast schwindelnden Höhe steigert. Ich war daher auch zu sehr mit den materiellen Genüssen beschäftigt, um dem geistigen Redeflusse unsers liebenswürdigen Wirthes eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Weniger war dies bei Sauerteig der Fall. Er aß, trotz der vielen Nöthigung, nur äußerst mittelmäßig, während er dem Weinglase fast gar nicht zusprach.

„Nachdem ich wohl so ein Dutzend Gläser mit Wohlbehagen hinuntergeschluckt hatte, und meine Rosenlaune sich bereits zu entfalten begann, bekam ich dann und wann von meinem Nachbar Sauerteig zur gelegenen, passenden Zeit eine verstohlenen Wink, einige Male sogar auch einen furchtbaren Rippenstoß. Ich konnte diese Liebkosungen natürlich nicht anders auslegen, als daß sie ein stilles Warnungszeichen bezwecken sollten, die Grenze der Mäßigkeit nicht zu überschreiten. In der That lag primo loco auch jene löbliche Absicht vor, obwohl sie mit einem noch anderen Gedanken begleitet war. Ein kurzer Augenblick, wo der Geistliche zur Herbeischaffung weiterer Weinflaschen sich aus der Stube entfernt hatte, gab er mir erst hierüber nähere Aufklärung:

„„Ich bitte Sie um Himmelswillen, lieber, bester Sonnenschein,““ flüsterte mein Nachbar mir nun leise in das Ohr, „„trinken

Sie nicht zu viel, denn wir sitzen hier in einer Falle. Sehn Sie nur dem heuchlerischen Pfaffen in das Auge, wenn er den Mund aufthut, um unsere Armee, den König und Bismarck zu loben, so werden Sie ganz deutlich darin lesen, daß er gerade das Gegentheil von dem meint, was er spricht. Hinter dieser unnatürlichen Gastfreundschaft und Freundlichkeit liegt wahrhaftig eine Grube, in welche er uns stürzen will. Wir müssen unsere fünf Sinne wach zu erhalten suchen.""

„Ich lachte über diese übertriebene Aengstlichkeit meines Nachbars, leerte mit einem Zuge mein volles Glas und beabsichtigte eben eine humoristische Gegenrede zu halten, als die Wiederkehr des Wirthes mich hieran behinderte. Die erhaltene Warnung erschien mir unbegründet und durchaus nicht dazu angethan, den Becher des Genusses nicht bis zur Hefe zu leeren, nachdem ich so lange oft das Allernothdürftigste hatte entbehren müssen und keine Aussicht vorhanden war, in diesem ausgesogenen Lande sobald wieder eine so reich besetzte Tafel zu erobern. — Ich scherzte und spaßte, trank dabei ungestört weiter, während mein freundlicher Wirth daran Vergnügen zu finden schien und unermüdlich nöthigte und einschenkte; mein Nachbar aber mürrisch die mir einmal zugedachten Stöße und Püffe verstohlen wiederholte. Ich vermochte in den Augen des Pfarrers nichts Verdächtiges zu entdecken, und je öfter er mir das würzige Weinglas füllte, desto liebenswürdiger erschien mir derselbe. Auf diese Weise hatte ich mir denn schon einen ziemlich beschwerlichen, aber immerhin noch erträglichen Affen auf den Rücken geladen, als die Stubenuhr in feierlichen Schlägen die Mitternachtsstunde verkündete. Freund Sauerteig mahnte zur Ruhe, da wir in der fünften Morgenstunde schon wieder zum Ausrücken bereit sein mußten. Ich erhob hiergegen keinen Protest, denn ich fühlte wohl, daß ich für heute des Guten genug gethan hätte, und auch unser Wirth gab durch sein passives Verhalten zu erkennen, daß ihm unser nunmehriges Entfernen gerade nicht unangenehm sei. Mit außerordentlicher Wärme drückte er einem Jeden von uns die Hand und verabschiedete sich von uns unter zuvoriger Ertheilung eines salbungsvollen Segens, während die schöne Haushälterin desselben, wie ein Gespenst, mit einem Lichte in der Hand und einem Gesichte, in welchem die Schadenfreude

sich ganz deutlich abspiegelte, uns nach einer im unteren Stockwerke gelegenen, recht einladenden Schlafstube geleitete, in welcher für uns Beide jedoch nur ein einziges Bett zur Verwendung bereit stand. Dieser Umstand, wie das boshafte Gesicht der pomeranzengelben Schaffnerin machte mich stutzig und trotz meines Affens hatte ich doch noch Besinnung und Ueberlegung genug, um es höchst auffällig zu finden, daß ein anscheinend so gut situirter Geistlicher sich nicht einmal im Besitze zweier Gastbetten befinden solle. — Der Unteroffizier Sauerteig, den ein gleiches Gefühl beseelen mochte, warf einen bedeutungsvollen, fragenden Blick auf das Gesicht der Haushälterin und die Mumienhaut desselben durchdrang eine schmutzige Röthe.

„„Bleiben Sie einen Augenblick hier im Zimmer, Grenadier Sonnenschein,"" befahl der Unteroffizier in ruhiger, fester Haltung. „„Wir haben ja unsere Gewehre noch in der Wohnstube zurückgelassen, und da wir schon um fünf Uhr Morgens aufbrechen müssen, so würden wir dadurch nur Störung im Hause machen. Es ist besser, daß wir unsere Waffen beim Ausrücken sogleich bei der Hand haben.""

„„Auf alle Fälle ist es besser,"" lallte ich mit ziemlich schwerfälliger Zunge.

„Der Unteroffizier tappte im Finstern durch den engen Gang, um die zurückgebliebenen Waffen nach der Schlafstube zu besorgen, während die Haushälterin, welche jedenfalls der deutschen Sprache nicht mächtig und der Grund der plötzlichen Entfernung Sauerteig's ihr daher befremdend war, mit dem brennenden Lichte in der Hand ihn aus der offen verbliebenen Thür mit ihren Katzenaugen verfolgte. In dem Uebermuthe meiner Weinlaune beabsichtigte ich der im gelben Glanze strahlenden Blume aus Eros Kranze einen sittsamen Kuß auf die vertrockneten Lippen zu drücken und ihr dabei eine Lobrede über die bewiesene Kochkunst zu halten, allein sie wich in Entrüstung in keuscher Scham zurück, stellte sich in stolzer Haltung mir gegenüber und ihre Augen funkelten und flammten, wie die der Judith, als sie den Kopf des Holofernes an den Haaren hielt. Ich hatte mich noch nicht ganz ausgelacht, als der Unteroffizier Sauerteig, mit den Waffen in der Hand, mit einem ernsten Gesichte schon zurückkehrte und mich halb ver-

wundert, halb mißbilligend ansah. Die Schönste der Schönen wollte sich nun entfernen, Sauerteig aber befahl ihr kurz, ohne alle Komplimente:

„„Lassen Sie das Licht hier!““

„Es ist wahrhaftig ein Unglück, wenn man sich in einem Lande befindet, dessen Muttersprache man nicht kennt, und ich gestehe es offen, daß ich in dieser Zeit es tausend Mal bitter bereut habe, daß ich der Erlernung der französischen Sprache in der Schule so wenig Zeit und Fleiß widmete. Auch die Wirthschafterin mochte diesen Befehl des Unteroffiziers nicht verstanden haben, denn sie warf, eingedenk des verletzten jungfräulichen Gefühls, zornig, ohne irgend ein Wort zu erwidern, die Thüre unserer Schlafkammer mit solcher Gewalt zu, daß diese in ihren Angeln erbebte, und mit dem Lichte in der verdorrten fleischlosen Hand stakelte sie mit ihren langen Beinen von dannen.

„„Halt! ma très chère!““

rief Sauerteig mit donnernder Stimme, worauf er sie mit einigen katzenartigen Sprüngen bald eingeholt und ihr gewaltsam das Licht aus der Hand gerissen hatte. Die holde Jungfrau ergoß sich nunmehr in einen Schwall von Worten, die uns jedenfalls das Blut in den Kopf gebracht, wenn wir sie verstanden hätten, und verschwand sodann in den dunkeln Räumen. Sauerteig stellte die Wachskerze, welche jedenfalls ein Tribut der frommen, duldsamen Kirche war, auf den Tisch und sagte zu mir ärgerlich:

„„Menschenkind, der verdammte Wein muß Sie blind und taub gemacht haben. Wir befinden uns hier in einer Fuchsfalle, aus der wir nur bei größter Wachsamkeit mit heiler Haut herauskommen werden. Ich begreife bei Ihrem Bildungsgrade in der That nicht, daß Sie nicht sofort die Leimruthe erkannten, auf welcher dieser fromme Diener des Herrn uns fangen wollte. — Trotz seiner eingebildeten Schlauheit war er denn doch unbegreiflich dumm. Das unermüdliche Röthigen zum Trinken, der Luxus der uns vorgesetzten Speisen, die übertriebene Freundlichkeit, das widerliche Lob, das er uns und unsern Institutionen in übergroßer Verschwendung spendete, der Tadel, den er gegen die eigene Landesregierung und seinen Kaiser aussprach, das falsche, heuchlerische Auge und die grellen Widersprüche, in welche er sich zuletzt selbst

verwickelte, brachten mich augenblicklich zur richtigen Erkenntniß der objektiven Sachlage. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, wenn er nicht irgend einen Schurkenstreich gegen uns auszuführen beabsichtigt.""

„„Albernheiten — Schwarzseherei,"" lallte ich mit schwerer Zunge. „„Donnerwetter! — uns soll nur Einer kommen, dem wollen wir schon die Thüre weisen!""

„„Sie ganz gewiß,"" entgegnete der Unteroffizier achselzuckend. „„Mit einem Blaserohr kann man Sie, wie die Fliege von der Wand wegblasen, so sicher und so fest stehn Sie auf Ihren Beinen.""

„Ich fühlte in diesem Augenblicke, daß der gute Mann recht hatte. Die Wirkungen des im Uebermaße genossenen Weines wurden immer fühlbarer und schon begann ich etwas zu wanken. Indeß klammerte ich mich an dem Stollen der Bettstelle an, in der Absicht, mich auf die weichen Federn zu werfen; allein Sauerteig lehnte einen im Zimmer vorhandenen Sorgenstuhl in die Ecke der Wand, erfaßte mich mit kräftiger Hand und führte mich zu demselben, woselbst ich Platz nehmen mußte.

„„Ein ganz unverantwortlicher Leichtsinn,"" raisonirte er, hätte ich das gewußt, so würde ich mich nicht mit Ihnen zusammen einquartiert haben. Zwei Mann und blos ein einziges Bett in einem so vornehmen Hause? — Ist das etwa auch noch nicht verdächtig?""

„Jetzt bemächtigte sich meiner der erste Eindruck beim Eintritt in das Schlafzimmer wieder und ich lallte:

„„Freilich wohl; aber das ist auch die einzige verdächtige Sache, alles andere ist nichts.""

„„So werde ich vor allen Dingen das Bett untersuchen,"" bemerkte Sauerteig. Er riegelte nun die Thüre von Innen sorgfältig ab und untersuchte die Haltbarkeit der gleichfalls von innerhalb verschlossenen Fensterläden und begann sodann die genauere Besichtigung der Wände. Er fühlte und hämmerte an allen Ecken und Enden umher, ob vielleicht irgendwo eine Tapetenwand eingesetzt sei, doch fand er in dieser Beziehung nichts Verdächtiges. Auch an der Stubendecke war kein verdächtiges Symptom bemerkbar. Nun erst schritt er zur weiteren Inspizirung der Lagerstätte.

Die hölzerne Bettstelle hatte die gewöhnliche Konstruktion, nur waren die Füße derselben etwas niedriger, als dies bei andern meist der Fall ist. Sauerteig betrachtete daher dieselbe nur oberflächlich, wendete seine Aufmerksamkeit vielmehr der innern Einlage zu. Er warf die Federbetten auf die Erde und hob die schwere Matratze sodann aus ihrem Rahmen heraus; doch kaum hatte er diese emporgerichtet und näher betrachtet, als er bleich wie die weiße Wand ward und einen Augenblick vor Schreck nicht sprechen konnte.

„„Zum Teufel, was ist ist das?““ rief er fast zu laut nach einer Weile, indem er das Licht ergriff und die untere Seite der Matratze näher beleuchtete.

„Ich erhob mich aus meinem Sorgenstuhl, wankte zu der Bettstelle heran, und meine Augen mochten wohl etwas heller geworden sein, als zuvor, denn ich stotterte:

„„Das ist Blut — Blut ist es!““

„„Gerechter Himmel, das ist Blut, ja Blut ist es,““ wiederholte Sauerteig. „„Aber nicht nur die untere Seite der Matratze ist mit Blut befleckt, sondern es befinden sich auch Blutspuren an den Beinen der Bettstelle. Ueberzeugen Sie sich davon, Sonnenschein.““

„Durch diese Entdeckung war in unbegreiflicher Weise eine plötzliche Reaktion in meinem Körper vorgegangen. Der Weindunst schien verflogen zu sein und ein kalter Frost durchrieselte meinen Körper. Ich bückte mich, ohne diesmal das Gleichgewicht zu verlieren, und meinem Munde entströmten ängstlich die Worte im gewohnten Dialekte meines lieben Vaters:

„„A wai mir, gewaltig, grausig blautig, werden wir doch sein hier verloren und werden wir doch gehen kopores!““

„„Schämen Sie sich, Grenadier Sonnenschein,““ bemerkte Sauerteig, „„erst rühmten Sie sich, die ganze Welt auffressen zu wollen, und nun, wo Sie einige Blutflecken sehen, fällt Ihnen das muthige Herz sogleich in die Stiefelschäfte. Sind wir etwa wehrlos? Haben wir nicht unsere Waffen zur Stelle? — Da wir zumal auf irgend einen Schurkenstreich, der jedenfalls heute Nacht zur Ausführung gebracht werden soll, schon genügend vorbereitet sind, so müßte es wahrhaftig denn doch mit dem Teufel

zugehen, wenn wir uns nicht unserer Haut wehren und die Schurken demaskiren könnten.""

„„Sie haben Recht, Herr Unteroffizier,"" entgegnete ich beschämt und griff sogleich nach meinem Gewehr.

„„Nur immer ruhig, nur kaltes Blut,"" bemerkte der Unteroffizier. „„Wir wissen nicht, was man mit uns im Schilde führt. Ich kann in der That noch nicht begreifen, wie und wo man einen Angriff gegen uns zu unternehmen im Stande ist, es mangelt bis jetzt noch jeder Anhaltepunkt. Darum müssen wir aber auch um so vorsichtiger zu Werke gehen. Vor allen Dingen müssen wir unsere Gewehre laden und das Licht brennen lassen. Der Angriff kann aller Wahrscheinlichkeit zufolge doch nur entweder durch die Thüre oder durch die Fenster erfolgen. In beiden Fällen aber stehen wir erheblich im Vortheil, denn wir sind gedeckt, während die Angreifenden unseren Schüssen und Hieben erheblich mehr exponirt sind. — Rücken Sie daher Ihren Stuhl dicht vor die Stubenthür und übernehmen Sie die Bewachung derselben, während ich die Vertheidigung von der Seite der beiden Fenster übernehmen werde.""

„„Ja wohl, so wollen wir es machen,"" stimmte ich freudig zu.

„Ich that, wie mir befohlen ward und mit dem geladenen Gewehr in der Hand hatte ich auf meinem Stuhl unmittelbar vor der Thür Posto gefaßt, während Sauerteig seinen Ruhe- und Wachtposten dergestalt nahm, daß er mit dem Rücken sich an die zwischen den beiden Fenstern vorhandene Spiegelwand anlehnte. Er hatte zu dem Zweck den Spiegel abgehängt und setzte sich gleichfalls mit dem Gewehre in der Hand auf die etwas niedrige Konsole.

„Nach einem so überaus anstrengenden und ermüdenden Marsch, wie wir solchen Tags zuvor zurückgelegt hatten, waren unsere Ruheplätze keineswegs beneidenswerth und wahrhaftig nicht dazu geeignet, um Stärkung und Erquickung für den folgenden Tag zu sammeln. Mit wehmüthigem Blicke schielte ich nach dem im Uebrigen ganz frisch und sauber überzogenen Bette hin und mein Argwohn schien sich bei diesem Anblicke wieder in die äußerste Falte des Herzens zurückzuziehen. Inzwischen hörte ich, wie der

Hammerschlag der im Hausgang aufgehängten Uhr die zweite Stunde schon laut verkündete.

„„Ich glaube, wir haben uns selbst unnöthiger Weise um unsere Nachtruhe betrogen,““ flüsterte ich betrübt und leise. „„Gott weiß, durch welchen Zufall die Blutspuren in dem einladenden Bettchen zurückgeblieben sind. Nach weitern zwei Stunden müssen wir schon aufbrechen und ich bin wie gerädert an allen Gliedern des Körpers.““

„„Pst, Pst!““ warnte der Unteroffizier, mir mit der Hand Schweigen gebietend.

„Vorsichtig und behutsam erhob er sich von seinem Platze und spitzte die Ohren. — In diesem Augenblick wähnte ich auch ein unbedeutendes Geräusch zu vernehmen, jedoch vermochte ich noch nicht recht mit mir darüber einig zu werden, von welcher Seite dasselbe sich zu nähern begann. Ich lehnte meinen breiten Rücken fest gegen die meiner speziellen Obhut anvertraute Stubenthür, als zu unserm beiderseitigen Erstaunen die Bettstelle ohne jegliche Berührung zu wackeln begann und sodann vor unsern Augen in die Tiefe versank. Ganz deutlich war der Druck zu vernehmen, welchen eine menschliche Hand auf mehrere Federn ausübte, wodurch die Dielen, auf welchen die Bettstelle ruhte, sich geisterhaft öffneten und nach dem Verschwinden der Lagerstätte sich eben so rasch wieder zuschlossen.

„Noch wußte ich nicht recht, ob ich träume oder wache; ich legte die Hand an die brennende Stirn, um mir Gewißheit über meinen Zustand zu verschaffen, als schon die Stimme Sauerteigs wie ein Donner an mein Ohr schallte: ein lautes, höhnisches Gelächter entwand sich seinem Munde und wie ein Rachegeist rief er, mich bei Seite schiebend und auf die Ausgangsthür zustürzend:

„„Vorwärts! vorwärts! Mir nach! — Hier ist ein Keller, die Schufte müssen wir abfangen!““

„Der Morgen begann bereits zu dämmern, der ziemlich lange Hausgang war schon hell. Wir suchten und stöberten wohl zehn Minuten, um den Eingang zu der Stelle zu ermitteln, in welche die Versenkung unserer Lagerstätte erfolgt war, allein unser Bemühen blieb erfolglos. Wir schlugen mit den Kolben gegen die

Wände und hofften, daß der Schall uns irgendwo einen hohlen Raum ankündigen würde, allein auch diese Arbeit war vergeblich. Da befahl mir der Unteroffizier:

„„Bleiben Sie hier im Hausgang und bewachen Sie die Ein- und Ausgänge, damit uns Niemand entrinne; ich werde inzwischen unserm liebenswürdigen Wirth wie seiner Haushälterin einen Besuch abstatten. Sie kennen die Wege jedenfalls besser als wir.""

„Ich stellte mich in der Mitte des Ganges auf und schwor, Jeden niederzuschießen, der sich hier zeigen würde; aber auch dieses Rachegelüst vermochte ich nicht zur Ausführung zu bringen, denn es zeigte sich außer einer schwarzen Katze, welche die Bodentreppe herablief, hier kein lebendes Wesen. Noch mehr aber waren wir überrascht, als auch der Unteroffizier Sauerteig von seiner Rekognoszirung mit der Meldung zurückkehrte, daß er weder den Wirth noch seine Haushälterin gefunden habe, das Haus vielmehr gänzlich menschenleer sei.

„Wir Beide schnaubten vor Wuth und Racheburst, und schon überlegten wir, ob wir es nicht wagen könnten, die Dielen an derjenigen Stelle, an welcher die Bettstelle sich in die Tiefe gesenkt hatte, mittelst einer Art oder eines andern dazu geeigneten Instruments zu zerstören, mit einer Laterne sodann in jenen Versenkungsort hinabzusteigen und eine genaue Untersuchung dort vorzunehmen, allein wir überzeugten uns bald von der Gefährlichkeit der Ausführung jenes Projektes; wir kamen vielmehr zu dem Entschluß, daß es viel zweckmäßiger sei, wenn wir zur Bewachung des Hauses zurückblieben und in passiver Stellung abwarten würden, bis wir von unsern Kameraden weitere Hülfe und Unterstützung erhielten.

„Wir warfen daher unsere Tornister auf den Rücken, schnallten die Säbel um und machten uns mit einem Worte marschfertig. Hierauf verließen wir das Haus oder vielmehr jene Mördergrube und stellten uns in einiger Entfernung beobachtend auf. Unser Quartier war und blieb nach wie vor aber ruhig und still, auch nicht ein Mäuschen regte sich innerhalb seiner Umfassungswände. Noch befanden wir uns in jener beobachtenden Position, als die Signale der Hornisten und das Wirbeln der Tambours in dem

nahe gelegenen Dörfchen den Grenadieren das Zeichen zum Sammeln gab.

„„Wir bleiben hier und gehen nicht von der Stelle,"" sagte Sauerteig. „„Der Hauptmann weiß es, daß ich bei dem Pfarrgeistlichen einquartiert bin, und wird mich schon rufen lassen, sobald ich vermißt werde.""

„Er hatte sehr richtig kalkulirt, denn nach Verlauf von etwa einer guten Stunde bemerkten wir deutlich, daß ein Soldat mit vollständigem Gepäck in vollem Laufe die Richtung nach dem Pfarrhause einschlug. Wir winkten ihm mit unsern Gewehren und er verdoppelte seinen Lauf. Nachdem er keuchend und schweißtriefend bei uns angelangt war, und den ihm ertheilten Auftrag in abgebrochenen Worten uns mitgetheilt hatte, erklärten wir ihm den Grund unseres Zurückbleibens vom Sammelplatz und baten ihn zugleich, dem Hauptmann von unserm Abenteuer Meldung zu machen, damit er die geeigneten Maßregeln zur Entdeckung der boshaften Thäter ergreifen könne.

„Der überraschte Soldat kehrte zum Dörfchen zurück, und nicht lange darnach marschirte der Hauptmann v. Knesebeck mit seiner ganzen Kompagnie bei der Pfarrwohnung auf.

„Der Unteroffizier Sauerteig erhielt ein verdientes, ich aber ein unverdientes Lob. Das ganze Gebäude ward nun abgesucht, aber weder ein Eingang zu der Versenkungsstelle, noch irgend ein lebendes Wesen entdeckt. Die Stelle, an welcher nnser Bett gestanden hatte, war wieder verschlossen und nicht die mindeste Spur am Fußboden zu ermitteln. Mit Beilen, Säbeln und allen nur irgend vorgefundenen Brechinstrumenten wurden daher die Dielen an jener Stelle aufgebrochen. Zehn bewaffnete Grenadiere, unter denen sich auch der Unteroffizier Sauerteig befand, stiegen nun mittelst einer herbeigeschafften Leiter mit brennenden Kiehnspähnen in der Hand in die Tiefe hinab, während andere ihr Ohr an die Oeffnung gelegt hatten, um auf Begehr nöthigenfalls Hülfe leisten zu können. Diese letztere Vorsichtsmaßregel war indeß überflüssig, denn die an den Schreckensort Hinabgestiegenen bedurften keiner Unterstützung. Sie fanden nichts weiter, als einen langen unterirdischen Gang, der seine Ausmündung an einer etwa sechshundert Schritte vom Gebäude entlegenen Gartenlaube hatte.

„An der Stelle, wo die Versenkung der Bettstelle stattgefunden, war dieser Gang kellerartig und erheblich breiter, auch deutliche, fast noch frische Blutspuren traten dort an verschiedenen Punkten hervor. Wer und wie viele Unglückliche dieser tückischen Fallgrube zum Opfer erlegen waren, konnte unter diesen Umständen nicht festgestellt werden.

„Aber auch das Pech hat mitunter eine rosige Farbe und auch ihm kann man zu Zeiten eine joviale Seite abgewinnen. So war es auch hier. Die Grenadiere entdeckten in dieser Mördergrube und zwar fast am Ende ihres Ein- und Ausganges ein verborgenes Plätzchen, an welchem sich reiche Weinvorräthe und ein Ueberfluß von Lebensmitteln jeglicher Art vorfanden. Bei den schlechten Quartieren, welche die Soldaten in dem ausgehungerten Dörfchen gehabt hatten, war dieser Fund Allen ohne Ausnahme sehr willkommen. Jubelnd wurden nun die Weinfässer zur Oberwelt befördert, die Schinken, Würste, der Speck, die Eier-, Brod- und andern Vorräthe unter die Hungernden vertheilt, ein Jeder trank, so viel er vertragen konnte, füllte sich schließlich noch die leere Feldflasche und der verbliebene Ueberrest der unversiegbaren Fässer wurde dankbar dem Gotte Tollus geopfert.

„Auch ich hatte es für gut befunden, mich für die glücklich überstandenen Leiden der vergangenen Nacht nach Möglichkeit zu entschädigen. Die Freude über die glücklich überstandene Gefahr mischte sich mit dem süßen, würzigen Wein und brachte mich auf den philosophischen Gedanken, daß im Felde das Leben des Soldaten nur an einem Spinngewebe hängt, welches bei der leisesten Berührung zerreißen kann. Hieraus folgerte ich aber mit vollem Recht, daß es daher für den Krieger auch geboten erscheine, sich nicht mit den drei Tempo zu beschäftigen, welche die grammatikalische Sprachlehre als Regel aufstellt, sondern sich vielmehr rückhaltlos den Genüssen des Augenblicks und der Gegenwart zu überlassen, die Vergangenheit und Zukunft aber nicht anzuerkennen.

„Die Wirkung dieses Grundsatzes war unausbleiblich. Als kurz vor unserm Aufbruch der Hauptmann das Räuberneſt an allen Ecken und Enden noch anstecken ließ und wir bei dem Genusse des Weines uns an diesem Feuerwerke ergötzten, wankte ich

mit schweren Beinen und noch schwererer Zunge zu meinem Lebensretter, dem Unteroffizier Sauerteig.

„„Wir wollen Brüderschaft mit einander trinken,"" lallte ich, Ihnen habe ich meine Rettung, mein Leben — und diesen herrlichen Rebensaft zu verdanken.""

„Er nahm die gefüllte Feldflasche zur Hand, stieß mit mir kräftig an und sagte mit einer Thräne im Auge:

„„Auf Du und Du! — Einst, in einer unglücklichen Stunde, hat Dein Vater die Saat der Dankespflicht in mein sorgenschweres Herz gesät und der Sohn wird die Frucht ernten.""

„Ich verstand diesen Nachsatz nicht, fühlte auch in meiner Weinlaune durchaus keine Neigung, auf eine nähere sentimentale Erörterung einzugehen, ich drückte dem braven Kameraden vielmehr einen Kuß auf die blasse Stirn und sagte zu ihm:

„„Wenn wir glücklich davon und wieder nach unserm lieben Breslau kommen, wollen wir auch dort noch treue Freunde und Kameraden bleiben, wie wir es in dieser Schreckensnacht waren.""

„Später versuchte ich einmal von Sauerteig eine Aufklärung über die mir ewig unvergeßlichen Worte herbeizuführen, allein es gelang mir nicht. — Jedenfalls aber wirst Du, lieber Vater, den Sinn jenes Ausspruches meines Freundes zu deuten und zu würdigen wissen." —

Der weitere Inhalt des Schreibens des Grenadiers Feidel Blümchen Sonnenschein ist von unwesentlicher Beziehung und nur geringer Bedeutung auf den Gang unserer Erzählung, weshalb wir mit dieser Andeutung schließen.

Die schöne Sara hatte mit größter Spannung das Lob ihres innig verehrten Wilhelm Sauerteig mit angehört. Ihre schwarzen Augen funkelten auffällig vor innerer Erregung, während eine Purpurröthe das Gesicht bedeckte. Hätte der Geldwechsler seine ungetheilte Aufmerksamkeit nicht dem Bruder und der spannenden Mittheilung vom Kriegsschauplatz zugewendet, so würde er die Erregtheit der schönen Tochter sicher bemerkt und seine Folgerungen hieraus gezogen haben. Glücklicher Weise lenkte jedoch dieser Umstand die Aufmerksamkeit des Vaters von der Tochter ab und er sagte nach beendeter Vorlesung des Briefes:

„Sagtest Du nicht, lieber Bruder, daß der Freund Deines Sohnes Dir die ihm vor seinem Ausmarsch in den Krieg geliehenen vierzig Thaler bereits zurückgezahlt habe?"

„Wird er doch sein ein grundehrlicher Bursch und wird er doch hoben schon bezohlt auf Heller und Pfennig die verzig Tholer Carant," antwortete der Befragte.

„So will ich Dir einen Vorschlag machen, lieber Bruder," fuhr der Geldwechsler fort. „Der arme Weber hat sich um Deinen Sohn und daher um unsere ganze Familie ein unbestreitbar wichtiges Verdienst erworben. Wäre er nicht so überaus vorsichtig und vernünftig gewesen und hätte er seinen fünf Sinnen die Zügel in gleichem Maße schießen lassen, wie Dein Feidel, so war es ganz zweifellos um Beide geschehen und wir würden heute nicht so vergnügt und munter an unserer Tafel sitzen."

„Wohrhaftig!" stöhnte der Angeredete aus tiefer Brust.

„Ich schlage daher vor," bemerkte der Geldwechsler weiter, „daß Du an Sauerteig ein Danksagungsschreiben abgehen läßt und demselben die von ihm zurückgezahlten vierzig Thaler als Geschenk wieder beifügest, während ich aus meiner Kasse einen Beitrag von sechszig Thalern offerire und Dir zustellen werde. Wenn der arme brave Mensch so ganz unerwartet eine Summe von Einhundert Thalern von der Postbehörde ausbezahlt erhält, springt er gewiß vor Freuden Decken hoch, während jene Einbuße für uns kaum fühlbar ist. — Bist Du damit einverstanden, lieber Bruder?"

„Wird mir mein Feidel doch sein mehr werth, als verzig Tholer Carant," antwortete Veilchen Sonnenschein.

„Nun gut, dann ist die Sache abgemacht," bemerkte der Wechsler. „Morgen schreibst Du den Brief, packst die Beilage ein und wartest nicht damit, bis Du erst nach Breslau wieder zurückgekehrt bist."

Veilchen Sonnenschein versprach dies zu thun und die Gesellschaft erhob sich von ihren Plätzen, um sich zur Ruhe zu begeben. Die schöne Sara verabschiedete sich kurz vom Vater und nicht minder flüchtig von Onkel und Tante, gab ihrer Schwester Judith einen verstohlenen Wink, und Beide schlüpften nun in ihre Schlaf-

kammer hinein. Als sie sich ungehört und ungesehen wähnten, flüsterte Sara ihrer Schwester, sichtlich beleidigt, leise zu:

„Was sich die Menschen nur für einen merkwürdigen Begriff von meinem Wilhelm machen? Er verachtet den Eigennutz und hochherzig wird er die ihm zugedachte Belohnung zurückweisen. — Davon bin ich fest und sicher überzeugt."

„Das wird er gewiß," bestätigte Judith, „und ich wünsche sogar, daß er dies thun möge, damit der Vater und der Onkel erst begreifen, mit wem sie es zu thun haben. Dein Wilhelm ist in der That ein Muster von einem Manne, ein wahrhaft edler Mensch. Was hat er Dir auf Deinen Brief geantwortet?"

„Du sollst es sogleich erfahren," antwortete Sara in freudiger Erregtheit über das von der Schwester ihrem Wilhelm gespendete Lob. „Du magst den Brief selbst lesen."

Sorgfältig schob Sara den Riegel vor die Thür der Schlafkammer, holte das erhaltene theure Schriftstück aus ihrem klopfenden Busen hervor, wo sie es bisher verborgen gehalten hatte, reichte es der in das Geheimniß eingeweihten Schwester dar und diese las:

„Edles Fräulein!

Ihre Großmuth und Güte beschämt mich... Ich vermag nicht zu ergründen, wodurch ich mir ein Anrecht auf Ihre so wohlwollende Theilnahme erworben habe. Wohl fühle ich, daß ich einer solchen nicht würdig bin, daß ich sowohl in sozialer Stellung, wie auch in geistiger Bildung, noch mehr aber in der Erhabenheit des Herzens tief, unendlich tief unter Ihnen stehe. Ich kann daher nur annehmen, daß die mir bewiesene zarte Theilnahme ihr Fundament und ihre Basis lediglich auf dem frommen Altar des Mitleides erbaut hat. Es wäre frevelhaft und unverzeihlich von mir, wenn ich unter diesen Umständen die mir gebotene treue Hand der Hülfe eigensinnig und das edle Gefühl verletzend zurückweisen wollte; ich muß es vielmehr als eine heilige, gebietende Pflicht erachten, die Hand festzuhalten und innig gerührt dankbar zu küssen, welche dem unwürdigen Hülfsbedürftigen in so aufopfernder, edelmüthiger

Weise die Liebesgabe entgegenreicht. — Es hat mir schwere, unendlich bittere Kämpfe gekostet, ehe die Stimme der Vernunft und der schuldenden Gerechtigkeit sich unter die Fesseln der beschämenden Abhängigkeits-Verhältnisse beugen ließ, allein der bessere Wille siegte schließlich doch. Ich acceptire daher mit dankerfülltem Herzen das mir übersandte Darlehn von Einhundert Thalern und hoffe zu Gott, daß er mich recht bald in den Stand setzen möge, diese Schuld wieder auszugleichen.

Dem mir ertheilten Rathschlage gemäß habe ich übrigens gestern schon die mir von Veilchen Sonnenschein so uneigennützig geliehenen vierzig Thaler zurückerstattet, ohne daß ich vorher eine Ahnung davon hatte, daß jener Menschenfreund Ihr Onkel ist.

Für die anderweit mir gemachten theils erfreulichen, theils auch unangenehmen, ja sogar überraschenden Mittheilungen aus der lieben Heimath, sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank und würde es mich unendlich verpflichten, wenn Sie es nicht unter Ihrer Würde halten möchten, einen armen Verlassenen, der kein warmes Herz in der Heimath zurückgelassen hat, an welches er sich vertrauensvoll anlehnen könnte, gelegentlich wieder mit weiteren Mittheilungen zu erfreuen.

Ich könnte Ihnen viel, recht viel von meinem gegenwärtigen bewegten Kriegsleben erzählen, allein es fehlt mir an Gelegenheit und an Material zum Schreiben. Diese wenigen Zeilen habe ich flüchtig im Bivouak beim Schein der Wachtfeuer auf ein Blättchen Papier hingeworfen, welches ein Kamerad aus seiner Brieftafel riß und es mir verehrte. Meine Unterlage war hierbei das Kalbfell einer Trommel, mein Sitz die Erde und meine Feder der Bleistift. Wenn es im hohen Rathe der Götter aber beschlossen sein möchte, nach überstandenem Freiheitskampfe wohlbehalten in die Heimath zurückkehren zu dürfen, so würde ich, selbst auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, dennoch den Muth haben, mich Ihnen persönlich zu nahen und mein bewegtes Herz in Ihre theilnahmvolle Seele zu schütten.

Der gütige Himmel möge dies geben und Sie wie Ihr ganzes Haus in seinen gnadenreichen Schutz nehmen. Dies wünscht aus tiefer Seele

Ihr Sie hochverehrender

Wilhelm Sauerteig."

Judith legte das Schreiben aus der Hand und sagte dann bewegt:

„Bei Gott, das ist ein schöner Brief. Bescheidenheit, Gemüth und Bildung dokumentiren durch seinen Inhalt den seltenen Charakter und den Standpunkt, auf dessen Höhe Dein guter Wilhelm steht. — Ach, das wird eine Freude sein, wenn wir ihn persönlich wieder begrüßen können."

„O, liebe, gute Judith," entgegnete Sara, die Schwester mit thränenden Augen an ihr klopfendes Herz pressend, „der Gott Abrahams wird ihn gesund erhalten!"

20.

Die Umquartierung.

Der Meierhof bei Hagenau, in dessen weite Räume mehrere Soldaten des Königs-Grenadier-Regiments, welche unter der Führung des Lieutenants Professor v. Wangenheim ein nächtliches Scharmützel bestanden hatten, theils leicht, theils schwer verwundet, niedergelegt wurden, verlor sehr bald den Charakter eines Lazareths. Die wenigen Grenadiere, welche die in jenem Gehöfte gefangen genommenen Franzosen transportirten, erreichten schon in der neunten Morgenstunde ihr Regiment und der Unteroffizier Sauerteig erstattete seinem Kompagnie-Chef Rapport über die stattgehabten Vorfälle. Der Hauptmann v. Knesebeck meldete diese Angelegenheit

in höherer Instanz weiter und unter allgemeinem tiefen Bedauern über den Verlust des Lieutenants v. Wangenheim ward die betreffende Sanitäts-Kommission angewiesen, die im Meierhof bei Hagenau zurückgebliebenen Verwundeten preußischen wie französischen Mannschaften nach einem für sie bestimmten Feldlazareth zu befördern.

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß der auf Anordnung Eugeniens aus der Stadt Hagenau herbeigerufene Arzt Dr. François mit gewissenhafter Aufopferung inzwischen bestrebt gewesen war, den Verwundeten, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, die erforderliche Hülfe angedeihen zu lassen.

Auf den Gang unserer Erzählung würde es jedoch von zu geringem Interesse sein, wenn wir uns länger an dieser Stelle aufhalten wollten, da uns die hier zurückgebliebenen Persönlichkeiten sämmtlich fremd und unbekannt sind. Wir wenden daher unsere spezielle Aufmerksamkeit wiederum der Ziegelei zu, unter deren Dache wir den Lieutenant v. Wangenheim im vorigen Kapitel auf seinem Schmerzenslager zurückgelassen haben.

Noch machten die Schrecknisse der verwichenen Nacht sich im vollen Maße sowohl bei Mutter Sousin wie bei Eugenie geltend, noch erzitterten und erbebten sie Beide bei dem Gedanken an das von meuchlerischer Hand auf den ihrem Schutze anvertrauten Offizier versuchte Attentat, als die nächtlichen Schatten endlich wichen und Aurora ihren goldenen Schein auf das blasse Gesicht des Verwundeten warf. Er athmete laut, ein schmerzhafter Seufzer entfuhr seiner Brust und nach Verlauf von wenigen Minuten öffnete er sogar das matte Auge. Fast theilnahmlos stierte er die drei Personen an, welche an seinem Lager sich befanden und ihm ihre volle Aufmerksamkeit zuwendeten. Es waren dies der Doktor François aus Hagenau, Eugenie de Fleury und die Inhaberin der Ziegelei, Mutter Sousin.

„Gott sei Dank," sagte der Arzt, „die Gefahr ist beseitigt. Ich fürchtete eine Lähmung der Lunge, diese Besorgniß ist aber nun vorüber."

In dem blassen Gesichte Eugeniens prägte sich die Befriedigung aus. Sie holte tief Athem, legte die zarte weiße Hand auf die kalte Stirn des Patienten und fragte sodann leise:

„Und die Wunden?"

„Hm, die Wunden," wiederholte der Arzt, „sind nicht von wesentlicher Erheblichkeit. Die Knochen wurden durch die Kugel nicht verletzt und die zurückgebliebenen Fleischwunden dürften bei sorglicher Behandlung sehr bald vernarben. Die bei dem Verwundeten eingetretene Schwäche und Hinfälligkeit ist lediglich die Folge zu starken Blutverlustes, welcher um so leichter eine Lungenlähmung herbeiführen konnte, als zu jenem Uebelstande eine starke Erkältung hinzugetreten ist. Ich würde auch diese letztere sehr schnell beseitigen können, wenn ich nicht Anstand nehmen müßte, schweißtreibende Mittel schon jetzt zur Anwendung zu bringen, da solche von gefährlichem Einflusse auf die Wunden sein könnten. Im Uebrigen aber ist der Verwundete ja ein noch junger, kräftiger und durchaus normal gebauter Mann, dessen starke Natur und Lebensfähigkeit ohne allen Zweifel einen Prozeß herbeiführen wird, um den Krankheitsstoff auf natürlichem Wege auszusondern."

„Das gebe die heilige Juugfrau," stöhnte Eugenie mit hoffnungsvollem Gesichte. „Darf ich erwarten, Sie recht bald wieder hier anzutreffen?"

„Hier an dieser Stelle?" fragte der Arzt verwundert.

„Nun ja, bei diesem Patienten," war die Antwort.

„Den Kranken haben Sie meiner Behandlung anvertraut, mein Fräulein," entgegnete der Arzt mit Ernst und Würde, „und ich werde mir alle Mühe geben, das mich ehrende Vertrauen zu rechtfertigen; allein es will mir nicht einleuchten, wie Sie auch gegenwärtig noch bei der Absicht verharren können, den Unglücklichen an einem so abgelegenen, jedes Schutzes entbehrenden Orte zu belassen, nachdem Sie in vergangener Nacht schon so bittere Erfahrungen gemacht haben. Wer bürgt Ihnen dafür, daß jenes Attentat sich nicht etwa in dieser Nacht noch erneuert und erfolgreicher beendet wird, als dies das erstemal der Fall war?"

„Meine beiden Knechte Jean und Philipp werden Wache halten," wendete Mutter Sousin ein. „Sie sind ein Paar feste couragirte Burschen und werden bei gutem Willen wohl in der Lage sein, mein Haus vor böswilligen Menschen schützen zu können.

„Allerdings, bei gutem Willen — bei gutem Willen," wiederholte der Arzt. „Dies ist aber leider gerade das entscheidende Kriterium. Ich glaube sehr gerechte Ursache zu haben, annehmen zu müssen, daß Beiden nicht nur der gute Wille mangelt, sondern daß sogar im Gegentheile der böse Wille bei ihnen vorherrschend ist."

„Das wäre freilich sehr schlimm und äußerst bedenklich," bemerkte Eugenie mit niedergesenkten Augen. „Aber ist denn der Kranke überhaupt ohne Gefahr transportabel? Und wo findet sich in aller Welt nur ein Plätzchen, wo wir ihn vor den Augen der kurzsichtigen, fanatisirten Volksmenge und daher auch vor Verfolgung schützen können?"

„Wenn es sich nur hierum handelt, so bin ich sehr gerne bereit, Ihnen meine Hülfe anzubieten," entgegnete Dr. François. In meinem großen Garten befindet sich ein recht wohnlich eingerichtetes Gartenhäuschen, welches ringsum von hohen schattigen Bäumen und dichtem Gebüsch umgeben und daher den Beobachtungen Anderer nicht exponirt ist. Jenes für mich entbehrliche Häuschen stelle ich gern zur Disposition, falls Sie belieben möchten, hiervon Gebrauch zu machen. Der kurze Transport wird dem Kranken nicht schaden, wenn er unter Anwendung der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zur Ausführung gebracht wird."

„Sie sind zu gütig, zu aufopfernd, Herr Doktor," bemerkte Eugenie. „Ich würde diesen Vorschlag mit Dank annehmen, wenn ich leider nicht befürchten müßte —"

Ohne den Nachsatz zu vollenden, ließ sich Eugenie plötzlich auf den Sorgenstuhl mit einem schweren Seufzer nieder, während die Schamröthe in auffälliger Weise ihr Gesicht bedeckte. Der Arzt sah sie verwundert an. Er mochte jener ausgesprochenen Befürchtung wohl eine andere Bedeutung beilegen, als Eugenie solche im Sinne hatte, denn er erwiderte ganz unbefangen:

„Nein, nein, Sie haben nichts zu befürchten."

Nach dieser tröstlichen Aeußerung erhob sich Eugenie wieder von ihrem Sitze, sie warf einen verschämten Blick auf den jungen Arzt und sagte sodann verlegen:

„Also wirklich nicht? — Ich würde aber bei dieser Uebersiedelung des Herrn v. Wangenheim die erste Vorbedingung stellen

müssen, daß ich nach wie vor mich seiner Krankenpflege unterziehen darf, weil ich, wie ich Ihnen dies bereits mitgetheilt, eine Dankespflicht ihm schulde, welche es mir gebietet, einigermaßen die Schuld abzutragen, die in seinem Kontobuche für mich eingetragen ist."

„Sehr richtig. Wer würde Ihrer löblichen Absicht entgegen sein?" fragte der Arzt.

„Mein Herr," fuhr Eugenie in stolzer, aufrechter Haltung fort, „ich will mich rückhaltslos, unter Verleugnung der zarteren Seite meiner Frauenwürde, hierüber aussprechen, weil die konkreten Verhältnisse dies bedingen. — Sie sind unverheirathet und ich bin ein junges, lediges Mädchen, würde nicht der Aufenthalt meiner Person in Ihrem Hause —"

„Sie vielleicht kompromittiren, Ihrem ehrenhaften Rufe schaden?" unterbrach der Arzt lächelnd das Mädchen. „Nun, ich glaube wenigstens nicht, daß dies der Fall sein möchte, denn Sie wohnen ja nicht bei mir, sondern bei meiner Mutter und bei meiner mit im Hause sich befindenden Schwester. Die Frauen haben zudem einen besondern Flügel des Hauses für sich ganz allein in Anspruch genommen und es möchte bei der dort vorhandenen überflüssigen Räumlichkeit nicht schwer halten, auch für Sie noch ein bescheidenes Plätzchen erübrigen zu können."

„Gut," sagte Eugenie, sichtlich zufriedengestellt, „so werde ich Ihr freundliches Anerbieten dankbar acceptiren. Scheuen Sie im Uebrigen keine Mühe und keine Ausgaben, Herr Doktor, um eine möglichst schnelle Genesung des Patienten herbeizuführen, denn meine Verhältnisse erlauben es mir, Ihnen in jeder Beziehung gerecht werden und Ersatz leisten zu können."

„Ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben, Fräulein de Fleury," erwiderte der Arzt, „und ich glaube, daß Ihnen dasselbe genügen wird. Um jedoch vorsichtig zu Werke zu gehen, dürfte es unter allen Umständen erforderlich sein, daß der Transport des Patienten während der Nachtzeit in einem verdeckten Wagen und unter Beseitigung aller überflüssigen Zeugen erfolge. — Mein Wagen steht augenblicklich im Meierhofe, ich werde mich zu Fuß dorthin zurückbegeben, und nach Verlauf von drei Stunden zur Empfangnahme des Kranken hier vorfahren."

Hierauf wandte sich der Arzt an Mutter Sousin und sagte in einem fast befehlenden Tone:

„Entfernen Sie gefälligst alle Dienstboten ohne Unterschied, sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts, unter irgend einem passenden, nicht verdächtigenden Vorwande inzwischen aus dem Hause. Insbesondere aber Ihre beiden Knechte Jean und Philipp. Haben Sie mich verstanden, Madame Sousin?"

„Es dürfte dies zwar überflüssig sein," entgegnete die Matrone, sichtlich beleidigt, „denn meine Leute sind treu wie Gold; ich werde aber dennoch mich Ihrem Wunsche fügen und zwar nur deshalb, um den Schein von mir abzuwenden, als ob ich der Ausführung Ihres Vorhabens Hindernisse in den Weg zu stellen beabsichtige."

„Das Motiv Ihrer Handlungsweise ist mir sehr gleichgültig, liebe Frau," wendete der Arzt ein. „Sie werden aber auf alle Fälle sehr wohl daran thun, wenn Sie meinen wohlmeinenden Rath befolgen. Andernfalls müßte ich ohnehin auch Anstand nehmen, meine Mitwirkung zur Uebersiedelung jenes Feindes des Vaterlandes nach meinem Hause persönlich zusagen zu können."

„Ach, liebe gute Mutter Sousin," flehte Eugenie ängstlich, „Sie werden doch —"

„Pst! — Stille!" unterbrach die alte Frau abwehrend die Bittende. „Ich vermag nun einmal nicht, meinem lieben Kinde etwas abzuschlagen. Herr Doktor, richten Sie Ihre Angelegenheiten so ein, wie es Ihnen beliebt, ich werde alles aufbieten, was in meinen schwachen Kräften steht, um Ihnen behülflich und förderlich sein zu können."

Eugenie de Fleury drückte der alten Frau dankbar einen Kuß auf die runzliche Stirn, Dr. François aber sagte:

„Gut, ich werde also in einigen Stunden mit meinem Wagen hier anlangen. Verabsäumen Sie inzwischen nicht, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, insbesondere aber das Haus zu säubern. Fräulein Eugenie wird indeß sehr wohl daran thun, sich nach dem Meierhof zurück zu begeben, um erst morgen in der Nacht die gewünschte Krankenwärterstelle in meinem Hause anzutreten. Zu diesem Zwecke würde mein Geschirr in der elften Abendstunde unweit des Bois de Ligne an der Chaussee halten

und zu ihrer Aufnahme bereit sein. Auch werde ich bis dahin auf die sorgfältigste Verpflegung des mir anvertrauten Kranken persönlich Bedacht nehmen."

Nachdem ein allseitiges Verständniß in Betreff des verabredeten Projektes erfolgt war, entfernte sich der Arzt, das bis zum Umfallen ermüdete Mädchen ward aber durch die besorgte Hausbesitzerin fast gewaltsam aus der Krankenstube entfernt, sodann entkleidet und zur Ruhe gebracht.

Wohl vermag der Mensch bei ernstlichem Willen fast Unglaubliches zu leisten, wohl vermag die Kraft des Geistes der Hinfälligkeit des Körpers Trotz zu bieten, jedoch immerhin nur bis zu einer gewissen Grenze. Die Natur fordert schließlich doch ihre Rechte, und auch Eugenie war nun auf diesem nicht mehr widerstandsfähigen Standpunkt angelangt.

Unwillkürlich schlossen sich die übermüdeten Augenlider und ein fester Schlaf hielt sie umfangen. Es war ein süßer, ein erquickender, ein höchst beseligender Schlaf. — Sie träumte von dem blassen, kranken Krieger, den das Schicksal schon zum zweiten Mal ihr so wunderbar zugeführt und dadurch ihre beiderseitige Zusammengehörigkeit anerkannt hatte. Er war von seinen schweren Wunden genesen und eben im Begriff, den noch vom Blute des Feindes befleckten Degen von Neuem aus der Scheide zu ziehen und das kaum dem Tode entrissene jugendliche Leben neuen Gefahren preiszugeben. Er hatte sich auf ein Knie vor seiner Lebensretterin niedergebeugt, und ihre zarte Hand an sein bewegtes Herz pressend, entströmten dem beredten Munde heiße Worte des Dankes und Lobes.

Mit magischem Zauber fühlte sie sich gefesselt, sie mochte den Scheidenden nicht von sich lassen, nur an seiner Seite wollte sie leben und sterben.

> So bleibe hier und geh' nicht fort,
> An meinem Herzen ist der schönste Ort,

flüsterte sie, mit einer Thräne im Auge, ihm beschämt mit leiser Stimme zu. Er aber erhob sich aus seiner Stellung wie ein gebietender Kriegsgott, die noch blasse Wange erglühte, Feuer sprühte das dunkle Auge und mit begeisterter Stimme erwiderte er:

Theures Weib, gebiete Deinen Thränen.
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Horch, der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!

Als sie nun aber in verletzter Frauenwürde ihm selbst den Degen um die Hüfte gürtete, da schloß er die Arme um ihre schlanke Taille und ein heißer Kuß besiegelte das Bündniß einer heiligen Liebe.

Von diesen süßen Träumen war die erhitzte Phantasie des schlummernden Mädchens umgaukelt, während auch der kranke Krieger seine Schmerzen vergessen hatte. Auch er träumte in fieberhafter Erregung von der Rückkehr in die liebe Heimath. Er träumte von den duftenden Blumen- und Lorbeerkränzen, welche nicht seine gegenwärtige aufopfernde Krankenpflegerin, sondern die schöne Bianka v. Brandenstein ihm auf das sieggekrönte Haupt drückte. Er träumte von dem nunmehr glücklich erreichten Zeitpunkt, wo er das heilige Versprechen einlösen könne, welches er bei seinem Scheiden der blühenden deutschen Jungfrau mit unverwischlichen Buchstaben in die zitternde Hand gedrückt hatte. Sein befangener Geist ahnte noch nichts davon, wie unendlich fern er jenem Ziele sei, nichts von dem Orte und dem Zustande, wo und in welchem er sich augenblicklich befand, nichts von den süßen Träumen, welche die Brust eines andern Wesens im fernen Frankenlande in demselben Augenblicke zugleich beängstete und zugleich beglückte.

Die Glücklichen schliefen und träumten; ja auch selbst da erwachten beide Schläfer aus ihren Träumen noch nicht, als der Wagen des Dr. François vor der Wohnung der Mutter Sousin vorfuhr, der Patient vorsichtig in das Innere jenes Geschirres, sorgsam in weiche Betten eingepackt und sodann seinem neuen Bestimmungsort zugeführt ward. Der Verwundete schlug bei dieser Gelegenheit zwar wohl zu verschiedenen Malen das Auge auf, jedoch war dasselbe noch nicht fähig, die Eindrücke wahrhaft und richtig zu erfassen, welche sich ihm entgegenstellten.

Als aber Eugenie de Fleury am andern Morgen erst aus ihrem Schlafe erwachte, war das Haus leer, der Gegenstand ihres

beseligenden Traumes wie ein trügerischer Schatten treulos entwichen, und bitter getäuscht seufzte sie wehklagend:

„O, Gott, das war ja nur ein Traum!"

21.

Milarka oder die Weissagung der Zigeunerin.

Schon begann der Sommer sein grünes Kleid abzulegen, schon hauchte der Herbst den kalten Odem über Feld und Flur verderblich aus und tödtete mit seiner Kälte das warme frische Leben. In dichten Schaaren zogen die Schwalben schon heimwärts, die Kraniche und Störche verabschiedeten sich von ihren Sümpfen und Wiesen und richteten klagend ihren weiten Flug nach Süden, um in einer glücklicheren Zone das Nestlein für die Jungen zu erbauen. Schon senkten die farbenreichen Astern und Georginen betrübt das Haupt zur Erde hernieder und betrauerten die ihnen von Flora nur so kurz vergönnte Lebensdauer. Schon vergilbten sich die Blätter der Bäume und mahnten den irdischen Wanderer an die Vergänglichkeit alles Bestehenden und die Hoffnung der einstmaligen Wiederauferstehung. Schon hörte man nicht mehr in dem buschigen Walde das schmelzende Lied der Nachtigall, nicht mehr den muntern Finkenschlag, nicht mehr den Gesang der Drossel und Grasmücke; auf den fast nackten Aesten der Bäume ertönte nur noch die heisere krächzende Stimme des Raben und der Krähe. Das Summen der bunten Käfer hatte schon aufgehört, der tändelnde Schmetterling breitete nicht mehr seine im reichen Farbenschmelz glänzenden Flügel in dem wärmenden Strahle der Sonne aus, er wiegte sich nicht mehr auf dem Kelche der duftenden Blume, ihr den süßen Honigthau entziehend, denn der eisige Kuß des Herbstes hatte ihm schon das kurze Leben geraubt.

Kurzum, der Sommer begann schon ernstlich von dem Herbste Abschied zu nehmen, als in früher Morgenstunde ein Weib sich an den Häusern der Straßen von Breslau schüchtern entlang schlich. Ein dunkler, fast undurchsichtiger Nebel schwängerte die Atmosphäre und entleerte empfindlich kalte Niederschläge, während ein schneidender Wind sein Klagelied durch die noch menschenleeren Straßen ertönen ließ.

Weniger das schüchterne Wesen, welches jenes Weib zur Schau trug, als mehr noch ihr Aeußeres und ihr phantastischer Anzug ließ sie im höchsten Grade auffällig erscheinen. Das Kleid, welches ihre lange dürre Gestalt umschloß, mochte vermuthlich einstmals von blauer Farbe gewesen sein, gegenwärtig aber trug es deutlich die Spuren der Vergänglichkeit, und wer die Wissenschaft der Farbenlehre nicht gründlich studirt hatte, war nicht im Stande, ein kompetentes Urtheil in dieser Beziehung abgeben zu können. Ihre Robe hing nachlässig und schleppend am Körper herab, während große, hervortretende Schmutzflecken und defekte Stellen das Widerliche des Eindrucks wesentlich vermehrten.

Der Oberkörper war mit einem rothen Spenzer bedeckt, welchem eine Anzahl blanker Knöpfe von verschiedener Größe und Form ein wunderliches, abentheuerliches Ansehen verliehen. Das hagere Gesicht hatte fast das Gelbe einer Pomeranze, während der gleichfarbige magere Hals unbedeckt und durch Schnüre, an welche Glasperlen, bunte Stückchen und Scherben von Glas, Porzellan, Blech und ähnlichen Gegenständen angereiht waren, geckenhaft aus dem rothen Mieder hervortrat. Das ungekämmte Haar war schwarz und glänzend und flatterte chaotisch in den Lüften.

Jenes wundersame Geschöpf war die Zigeunerin Milarka, deren ehrenvolle Bekanntschaft wir in einem der ersten Kapitel dieser Erzählung bereits gemacht haben. Als sie annähernd die Mitte der großen Schweidnitzerstraße erreicht hatte, blieb sie unweit des v. Brandenstein'schen Hauses stehen und ihre Augen richteten sich spähend den Fenstern jener Wohnung zu. Die letztern waren durchgehends hell erleuchtet, während eine feierliche Ruhe in den innern Räumen der Wohnung herrschte.

Noch nicht lange hatte sie ihren Platz inne, als die Portale jener Behausung sich öffneten und ein Trauerzug sich in Bewegung

setzte. Dicht hinter dem Sarge schritt der Major v. Brandenstein, an jeder Hand ein kleines, in Trauerkleider gehülltes und laut weinendes Mädchen führend. Diese Kleinen waren Elise und Johanna, die Schwestern des Webers Sauerteig. Der alte, greise Major schien tief erschüttert zu sein, denn er hatte das Haupt diesmal nicht in gewohnter Weise militärisch emporgerichtet, sondern tief senkte es sich auf die Brust hernieder, während an den Augenwimpern eine verrätherische Thräne perlte. Im weitern Gefolge befanden sich nur noch ein unbekannter Herr und zwei weibliche Domestiken.

Der Zug bewegte sich langsam die noch leere Straße entlang. Die Zigeunerin hatte sich auf einen Eckstein niedergelassen und ein lautes, widerliches Gelächter erschallte aus ihrem Munde durch die stillen Lüfte und schlug verletzend an das Ohr der Leidtragenden, als der Zug vorüberkam.

Der Major richtete unangenehm überrascht den Kopf in die Höhe und wandte denselben jener Richtung zu, von welcher das Gelächter herüberschallte. Als er aber die Zigeunerin in ihrem phantastischen Anzuge auf dem Stein sitzend bemerkte, lispelte er kaum hörbar:

„Eine Verrückte!"

Nichts desto weniger hatte das feine, geübte Ohr Milarka's jene Bemerkung wohl verstanden, und ruhig auf ihrem Steine sitzen bleibend murmelte sie zwischen den Lippen:

„Blind ist der blindgeborne Mensch und sehend das helle Auge der Zukunft und Vergangenheit, — der große Geist erleuchte ihn."

Nachdem der Zug vorüber war, erhob sich die Zigeunerin langsam von ihrem steinernen, naßkalten Sitz, spähte sodann mit ihren scharfen und geübten Augen umher und schlich endlich vorsichtig und unbemerkt in das noch offene Portal der v. Brandenstein'schen Wohnung. Unbemerkt kletterte sie die nach der Belle-Etage führende Treppe hinauf, und da der Eingang zu jener Wohnung diesmal ausnahmsweise nicht verschlossen war, so gelang es ihr ohne weitere Umstände, den Entrée zur Mitteletage zu erreichen.

Schon war sie einige Schritte im Hausgange vorgeschritten,

als eines der im Hause zurückgebliebenen Dienstmädchen mit einer gefüllten Theekanne von buntgemaltem und reich vergoldetem Porzellan in der Hand, eben aus der Küchenthür heraustrat. Beim unerwarteten Anblick der ebenso wunderlichen als abschreckenden Person im Trauerhause ließ das Mädchen vor Schrecken und Entsetzen die Theekanne aus der Hand fallen und ein lauter Schrei durchschallte die öden, stillen Räume.

Die Zigeunerin stürzte sich auf die bunten, glänzenden Scherben des zerbrochenen Gefäßes in wilder Gier und Hast, raffte dieselben mit ihren gelben, fleischlosen Händen auf und ließ sie sodann in eine ihrer vielen Taschen wandern.

Noch stand das Dienstmädchen zitternd und bebend an derselben Stelle, noch war ihre Zunge starr und unbeweglich, noch stumm und verschlossen der Mund, als die Zigeunerin, wie eine Wahnsinnige tänzelnd, sich ihr näherte.

„Warum fürchtest Du Dich, Maria Karolina Bender?" redete sie das Mädchen mit einer widerlich schnarrenden Stimme an. „Ich bringe Dir eine frohe Kunde aus der Heimath. Dein Vater Gottlieb Bender in Gleiwitz hat das verlorene Licht seiner Augen wieder erhalten. Der Dr. Werner hat am vergangenen Samstag, als der große Geist die lichte Scheibe des Mondes verschwinden ließ, den Kreuzschnitt glücklich ausgeführt und ich gab ihm Radix crucis, die Wundersalbe, welche den Schatten in Licht und die schwarze Nacht zum Tage verwandelt. Mit eigener Hand wusch ich ihm das verschlossen gewesene Auge mit der Milch eines schwarzgelockten Lammes und reichte ihm sodann den Wundertrank, welchen ich aus der um Mitternacht gepflückten Blüthe des Kreuzdornes für ihn bereitet hatte. Schon gestern griff er wieder nach der Nähnadel und der Schneiderscheere, um die Arbeit, welche so lange ruhte, rastlos in Angriff zu nehmen. Der gefährliche Kreuzweg ist nun überschritten, das Verlorene findet sich wieder und die einstmals so reiche Bauerntochter Louise Kallmann aus Dorwitz wird in die leer gewordene Truhe das eingebüßte Heirathsgut von vier Tausend sieben Hundert Thalern bald wieder aufhäufen können."

Nach dieser Anrede erzitterte und erbebte das arme Mädchen noch mehr, als dies vorher schon der Fall war. Mit offenem

Munde und stieren Blicken blieb sie regungslos vor der Zigeunerin stehen.

„Du traust mir nicht, meine Tochter," fuhr die Zigeunerin fort, „aber meine Lippe ist treu, sie redet die Wahrheit. Sagte ich nicht zu Johann Biller:

„„Dein Sarg wird drei Ellen lang sein, und ehe der Mond noch dreimal sein Licht gewechselt hat, wird man Dir das Todtenhemd anmessen?""

„Sagte ich ihm nicht:

„„Die beiden armen Würmchen, welche Dein Herr an seinen Tisch setzte, um ihnen den Hunger mit dem unrechtmäßigen, sündigen Gute zu stillen, welches die habgierige Hand ihnen geraubt hat, sollen Deine Erben werden? — Sie werden sich in den Nachlaß theilen, den Deine Hand mühsam zusammenscharrte?""

„Gerechter Gott," rief nun das todtenbleiche Mädchen stotternd aus, „woher weißt Du dies alles? Woher kennst Du mich und meine Eltern? Wer verrieth Dir die Verhältnisse derselben, welche sie in ihren Busen tief verschlossen hielten und keinem fremden Ohre anvertrauten?"

Wiederum lachte die Zigeunerin laut auf, umkreiste das Mädchen, wie eine Wahnsinnige, mit wunderlichen Sprüngen, während das in widerlicher Freundlichkeit strahlende Gesicht immer ernster ward und zuletzt sogar einen feierlichen, geheimnißvollen Ausdruck gewann. Sie drehte das Auge gen Himmel und die gelbe, fleischlose Hand gegen das erstaunte Mädchen ausstreckend, reichte sie demselben ein kleines Buch zu, welches einen rothen Einband hatte und mit wunderlichen allegorischen Figuren verziert war.

„Nimm, nimm!" rief sie dem zögernden Mädchen zu. „Nimm hin, blanke Schwester, und wenn das große Licht, welches die Welt erleuchtet, in den Wendekreis des Krebses tritt, so schlage beim Scheine von drei Lichtern mit festgeschlossenen Augen dieses Büchlein von hinten auf und warte es ab, bis der Todtenvogel auf dem Dache Deiner Schlafkammer dreimal rufen wird:

Komm mit! — Komm mit! — Komm mit!

Beim letzten Rufe öffne erst das Auge und der große Geist wird Dich erleuchten, er wird Dir mehr sagen, als Milarka dies zu thun befugt ist. Die mit dunkler Finsterniß umhüllte Zukunft, wie

die im rosigen Lichte längst schon vergessene Vergangenheit wirst Du alsdann deutlich und klar in jenem Büchlein lesen können."

Nachdem das abergiäubige und durch den Einfluß der vorliegenden Verhältnisse vollständig befangene und konsternirte Mädchen fast unwillkürlich nach jenem wunderbaren Büchlein gegriffen und dasselbe krampfhaft mit der zitternden Hand umklammert hatte, da ertönte die heisere, krächzende Stimme der Zigeunerin:

„Jetzt gieb mir ein Zehrgeld, blanke Schwester, und sage dann der kranken Tochter des Hauses, daß Milarka gekommen sei, um ihr Versprechen zu lösen."

Das bestürzte Mädchen eilte in die Küche, scharrte dort die wenigen Sparpfennige zusammen und schüttete solche alsdann der Aegypterin in die bereits zum Empfange bereite Hand.

Die Zigeunerin betrachtete und zählte die erhaltenen Münzen sorgfältig, schüttete solche sodann in die hohl gemachte linke Hand, deckte die hohle Rechte darüber und führte beide verdeckte hohle Hände, mit den erhaltenen Münzen schüttelnd, nunmehr an das Ohr des Mädchens.

„Hörst Du nichts, blanke Schwester?" fragte sie das Mädchen, indem sie unaufhaltsam mit den Geldstücken klimperte.

„O ja," war die schüchterne Antwort. „Ich höre den Ton, welchen Du durch das Aneinanderschlagen der Geldstücke hervorrufst."

„Und was sagt Dir dieser Ton?" war die weitere Frage Milarka's.

„Ich verstehe diese Sprache nicht," entgegnete das Mädchen, „glaube aber auch ebensowenig, daß diesen nichtssagenden Tönen irgend welche Bedeutung beigelegt werden kann."

Das Gesicht der Zigeunerin verfinsterte sich auffällig, sie warf der Ungläubigen einen verächtlichen Blick zu und sagte mit fast wehmüthiger Stimme:

„Das Todte ist nicht immer todt und das Lebende nicht stets lebendig. In Deiner weißen Hand ist der Klang des Erzes ein leerer Schall, in der meinigen aber ist er die untrügliche Stimme des großen Geistes, der die Kameele in der Wüste tränkt. Knöpfe daher die Muschel Deines Ohres auf, ich werde Dir die Perle der die Wahrheit verkündenden Zukunft hineinlegen."

Wiederum führte die Zigeunerin die mit den erhaltenen Geldstücken beschwerten hohlen Hände klimpernd und klappernd an das Ohr des Mädchens.

„Hörst Du auch jetzt noch nicht das Wimmern und Klagen des mit Schmerzen aus Deinem Schoße sich entwindenden Säuglings?" fragte das Weib. „Ich sage Dir, ehe die große Lampe, welche die Welt erleuchtet und erwärmt, elf mal das Eis zu Wasser schmelzen und das weiße Leichentuch der Erde mit der grünen Matte vertauschen wird, werden sechs Knaben und vier Mädchen Dich Mutter nennen."

„Weib, Du bist wahnsinnig," rief das Mädchen mit schamrothem Gesichte und beabsichtigte sich zu entfernen; die Zigeunerin aber erfaßte sie beim Kleide und sagte in demselben schnarrenden Tone, in welchem sie beim Eintritt in das Haus ihre erste Rede begonnen hatte, und unter demselben widerlichen Lachen:

„Willst Du noch mehr wissen, ehe Du das Buch aufschlägst, welches ich Dir reichte?"

„Nein, nein, nein!" rief das Mädchen abwehrend, „ich will nichts, gar nichts mehr wissen, ich habe schon zu viel gehört. Das gnädige Fräulein wartet zudem auf den Thee und ich — und ich verplaudere und vergeude hier nutzlos die liebe Zeit und habe dabei noch das Unglück gehabt, die schöne Theekanne zu zerbrechen. Ich muß die ganze Schuld der Vernachlässigung auf Dich wälzen, Du magst es verantworten."

„Milarka ist geduldig," entgegnete die Zigeunerin, „sie wird Dich schützen und für Dich einstehen. Ich sage Dir, sobald Du der Kranken meinen Namen nennen wirst, werden ihre bleichen Wangen in rosiger Frische sich färben, sie wird alles übrige vergessen und nur den einen, den einzigen Wunsch haben, Milarka zu sprechen."

Gewaltsam suchte das Mädchen sich nunmehr von der Zigeunerin zu befreien und nahm ihren Lauf nach dem vernachlässigten Krankenbette der Tochter des Hauses, während die Wahrsagerin ihr schleichend nachfolgte, indeß so lange außerhalb der Thür verweilte, bis ihr der Eintritt in das Zimmer gestattet ward.

Bianka v. Brandenstein war nicht mehr, wie ehedem, das lebenskräftige, frische, gesunde Mädchen, ein innerer Wurm nagte

an ihrem erkrankten Herzen und zerstörte rastlos die edle Wurzel, welche das Leben mit dem Leben verbindet. Die Rosen ihrer Wangen waren verblichen und weiße Lilien hatten sie von ihrem Platze verdrängt. Das einstmals so glanzvolle, schelmische Auge lag tief und matt in seiner blau geränderten Höhle, während die ehedem so klangvolle melodische Stimme ächzend und stöhnend sich der gepreßten Brust entrang.

Sie hatte die heiteren Eindrücke, denen sie früher so überaus zugänglich war, aus ihrem Herzen verdrängt und sich einer sentimentalen, frömmelnden Richtung zugewandt. Die heitere Lektüre, deren Verehrerin sie früher war, hatte sie mit der Bibel und den Andachtsbüchern vertauscht, der Humor mit seiner rosenfarbigen Laune war gewichen und die Blume der Freude hatte ihren Kelch fest geschlossen, da seine Entleerung keinen empfänglichen Boden mehr fand.

Bianka ruhte in den weichen Polstern eines Armsessels, als das Dienstmädchen in ihr Zimmer trat. In ihrer abgemagerten, fast durchsichtigen Hand hielt sie ein Gebetbuch, während ein feierlicher Ernst auf ihrem Gesichte thronte. Sie mochte diesmal ihre heißen Gebete wohl dem Freunde nachsenden, dessen irdische Hülle in dieser Stunde in die kühle Gruft gesenkt ward. Er hatte ihr ja im Leben so nahe gestanden, ihr als zartes Kind so manche Freude bereitet, ihr so manche wohlwollende, liebreiche Ermahnung ertheilt. Unter seinen Augen und seiner Pflege war sie ja bis zur Jungfrau emporgewachsen; er hatte ihr auch in späteren Jahren ja so manche Gefälligkeit, so manchen unvergeßlichen Liebes- und Freundschaftsdienst erwiesen, und sie glaubte daher mit vollem Rechte verpflichtet und berechtigt zu sein, auch an seinem Geschicke einen entsprechenden Antheil in Anspruch nehmen zu dürfen. Das geröthete Auge, mehr aber noch das weiße, von der Thränenfluth getränkte Taschentuch, zeugten deutlich davon, welchen Gefühlen sie Rechnung trug.

Beim Eintritt des Dienstmädchens hob sie das bekümmerte Köpfchen langsam aus dem Trost bringenden Gebetbuche empor und sagte dann mit sanftem Vorwurfe leise:

„Du läßt mich heute lange auf den Thee warten, mein Kind.“

„Ach, entschuldigen Sie gütigst, mein gutes, gnädiges Fräulein," bat das Mädchen mit niedergesenktem Blicke und gerötheten Wangen. „Es ist mir ein Malheur, ein Unglück begegnet."

„Ein Unglück?" fragte Bianka theilnehmend.

„Ach ja, ein großes Unglück," seufzte das Mädchen; „doch ich trage nur eine geringe Schuld an jenem unglückseligen Mißgeschick."

Bianka erhob sich mühsam aus den Polstern ihres Armsessels, streichelte die erglühte Wange des Mädchens und sagte wohlwollend:

„Nun, nun, es wird ja wohl so schlimm nicht sein; was ist Dir denn begegnet?"

„Gnädiges Fräulein," stotterte das Mädchen verlegen, „ich habe die schöne vergoldete Theekanne vor Angst und Schrecken aus der Hand fallen lassen und sie ist zerbrochen; ich will den entstandenen Schaden aber aus meinen Mitteln wieder decken."

„Närrchen," bemerkte Bianka beschwichtigend, „wenn es nichts Schlimmeres ist, so brauchst Du Dich nicht zu ängstigen. Hast Du denn so viel Geld übrig? Du würdest wohler daran thun, Deine kleinen Ersparnisse dem armen blinden Vater zuzuwenden, als diese so überaus bereitwillig zu Ersatzleistungen zu offeriren. In unsern reichen Vorräthen befindet sich noch eine genügende Anzahl dergleichen Kannen, die zerbrochene aber wird kaum vermißt werden."

Das Mädchen wischte mit dem Zipfel ihrer blauen Leinewandschürze die gewaltsam hervorbrechenden Thränen sich aus den Augen und schluchzte laut:

„O, lieber Gott, wenn das wahr wäre, was die Zigeunerin Milarka mir versichert hat, so wäre mein guter Vater meiner ferneren Unterstützung nicht mehr bedürftig. Ach, mit Freuden würde ich zehn Jahre von meinem Leben opfern."

„Was sagst Du?" rief Bianka verwundert, indem ihr das Blut in das blasse Gesicht stieg, „was sagst Du? — Wie — wo — an welchem Ort — wann hast Du die Zigeunerin Milarka gesehen und gesprochen und was verkündete sie Dir?"

„Kaum erst war die Leiche unseres armen, guten Johann aus dem Hause befördert," antwortete das Mädchen unter vieler Un-

terbrechung, „als ich mit der gefüllten Theekanne in der Hand aus der Küche trat, um Ihnen den bestellten Thee zu serviren. Noch beschäftigte ich mich in Gedanken mit dem Abgeschiedenen, als ich bemerkte, wie eine Zigeunerin in einem mehr denn auffälligen Anzuge zur noch offenen Hausgangsthür sich hereinschlich. Ich hielt das Weib für eine Wahnsinnige und vor Schrecken fiel mir die Theekanne aus der Hand. Die Zigeunerin stürzte sich nun wie ein Stoßvogel auf die bunten Scherben des zerbrochenen Gefäßes, raffte sie gierig zusammen und ließ dieselben sodann in ihre Taschen gleiten. Noch stand ich regungslos und unfähig, ein Glied meines Körpers zu rühren, am Platze, als die Aegypterin mir mittheilte, daß mein Vater an den Augen operirt und die Operation glücklich gelungen sei. Sie kennt unbegreiflicher Weise alle unsere Familien-Verhältnisse ganz genau und bis in das kleinste Detail. Sie ist sogar im Besitze von solchen Familien-Geheimnissen, mit denen nur die allernächsten Familienmitglieder vertraut sind, welche sich aber um keinen Preis herbeilassen würden, diese Geheimnisse der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es ist mir unbegreiflich, aus welchen Quellen sie geschöpft hat. Sie weiß und kennt alles und hat mir sogar noch ein kleines Zauberbüchlein verehrt, aus welchem ich die Zukunft —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach Bianka die Sprecherin hastig, „ja, ja, sie weiß alles, sie vermag es, mit unumstößlicher Sicherheit den Schleier der Zukunft zu lüften. Erst heute haben wir den unzweideutigsten Beweis mit dem vorhergesagten Ableben des guten Johann darüber erhalten. — Sprich, ist sie fort? — Wo ist sie? — So laufe schnell, laufe ihr nach, bitte sie, daß sie zu mir kommen möge, ich werde sie belohnen, wie eine Königin."

Das Dienstmädchen, welches auf einer weit niedrigeren Stufe der Bildung als die Tochter des Majors stand, aber nichts desto weniger eben so gläubig als diese war, wußte thatsächlich nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte.

„Ist der Zigeunerin wirklich der Einlaß in Ihr Zimmer gestattet?" fragte sie, immer noch zweifelhaft.

„Was fragst Du noch? — Hast Du es nicht so eben aus

meinem Munde gehört?" bemerkte Bianka eben so hastig als verdrießlich. „Eile, eile, ehe es zu spät wird."

„Nun, nun, sie wird uns nicht entwischen, denn sie steht und wartet ja schon vor der Thür dieses Zimmers," bemerkte das Mädchen.

„Vor meiner Thür?" wiederholte Bianka in höchster, krankhafter Aufregung.

Sie schlug die Thüre heftig zurück und durch die öden Räume des stillen Trauerhauses erschallte von ihren Lippen laut der Ruf:

„Milarka! — Milarka!"

Die Zigeunerin, deren geübtes Ohr während jenes Zwiegesprächs an der Thüre Wache gehalten und alles wohl verstanden hatte, trat nun mit einem gewissen Selbstgefühl, welches sie sehr deutlich zur Schau trug, in das Zimmer, während das Dienstmädchen zur Verrichtung ihrer alltäglichen Geschäfte sich nach der Küche zurückzog. Ehe sie aber abtrat, stellte sie zuvor noch die Frage: ob der bestellte Thee auch jetzt noch begehrt werde, was unter den veränderten Verhältnissen indeß abgelehnt ward.

Kaum hatte das Dienstmädchen die Thür hinter sich zugemacht, als auch Bianka schon den Riegel vor dieselbe schob und in fieberhafter Aufregung an die Zigeunerin mit der Frage herantrat:

„Nun, Milarka, bringst Du mir gute oder böse Kunde?"

„Wenn morgen der große Geist die schwarze Erde um ihre Axe gedreht und die große Lampe im Osten angezündet hat, so wende ihr Dein Angesicht zu," antwortete die Zigeunerin mit geheimnißvoller Geberde.

„Und was habe ich alsdann weiter zu thun?" fragte Bianka hastig.

„Ist die Scheibe licht und fleckenlos, so giebt es einen guten, ist sie aber trübe, so giebt es einen bösen Tag," war die Antwort.

„Ich verstehe Dich nicht, Milarka," fuhr Bianka fort, „drücke Dich deutlicher aus. Was habe ich mit dem Wetter zu schaffen?"

„Greife mit einer jeden Hand nach einer Waage," entgegnete die Aegypterin, „so wirst Du vier Schaalen haben. In die

erste dieser Schaalen lege Du das Glück, in die zweite das Unglück, in die dritte aber die guten und in die vierte die bösen Tage. — Wenn Du dann richtig abgewogen hast, wird Dir die Antwort auf Deine Frage nicht fehlen."

„Du sprichst heute räthselhafter, als Du es je gethan," bemerkte Bianka. „Hinter diesem verschlossenen Wesen steckt nichts Gutes. Ich merke es wohl, Du bringst mir eine unheilvolle Kunde und hängst mit voller Absicht den Mantel über den jähen Abgrund, damit das Auge vor seiner unermeßlichen Tiefe nicht erbebe. — Ja, ja, so ist es, aber Du hast recht, laß Dir die Seherbinde nicht vor die Augen knüpfen, um das Unheil zu verkünden. Denn:

Was nützt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod!

Wenn Du daher als Verkünderin des Unheils diese Schwelle überschritten hast, so ist es besser, daß Du schweigest, als daß Du redest. — Beantworte mir daher vor allen Dingen die Frage, Lebt er noch? Hast Du ihn gesehen?"

„Ich sah ihn im Geiste, und ich sage Dir, daß er noch lebt," antwortete die Zigeunerin kurz.

„Pah, im Geiste," wiederholte Bianka, „was soll das heißen? — Im Geiste sehe ich ihn zu jeder Zeit. Sein Bildniß hat sich so tief in meinem Herzen eingeprägt, ist so innig, so untrennbar mit ihm verwachsen, daß es in seiner Erhabenheit zu jeder Stunde, zu jeder Tageszeit vor meiner Seele steht. Sein Bildniß begleitet mich auf allen meinen Wegen, bei jeder Verrichtung, bei jedem Gedanken, es steht mit mir auf und legt sich mit mir nieder. — Allein, die Gebilde, welche die Phantasie sich erschafft, lösen sich vor der nackten Wirklichkeit, vor der gebietenden Thatsache in ihren nichtigen Werth auf."

„Du verstehst Milarka auch jetzt noch nicht, blanke Schwester," wendete die Zigeunerin ein. „Ich werde ihn Dir zeigen, Du sollst ihn selbst sehen."

Sie griff nun mit ihrer dürren, gelben Hand unter das scharlachrothe zugeknöpfte Mieder und holte ein Spiel schmutziger

Karten hervor. Gewandt ließ sie sich auf den Teppich nieder, welcher die Dielen des Zimmers bedeckte, schlug nach orientalischer Weise die Beine kreuzweise zusammen und breitete sodann unter Anwendung von mancherlei wunderlichen Ceremonien die Karten auf den Teppich aus. Nachdem sie die Karten hin und her geworfen, durch verschiedene bunte Glasscherben, welche an einer Schnur aufgereiht an ihrem Halse hingen, sorgfältig besichtigt und sodann wieder zusammengelegt hatte, erhob sie sich von ihrem Sitze, wendete das Gesicht nach Osten hin, reichte die Karten Bianka rückwärts dar und sagte endlich zu ihr:

„Mische die Karten, hebe sie ab und lege sie dann, ohne ein Wort zu sprechen, wieder auf die Erde."

Nachdem Bianka dieser Weisung Folge geleistet hatte, nahm die Zigeunerin die vorher inne gehabte sitzende Stellung wieder ein. Abermals breitete sie die Karten aus einander, entnahm aus einer ihrer vielen Taschen ein metallenes Zauberstäbchen in der Länge einer Stricknadel und in der Dicke eines starken Bindfadens, worauf sie einige Gebete zwischen den Zähnen murmelte und mit feierlichem Ernste schließlich zu Bianka sagte:

„Rufe den, welchen Du meinst, dreimal laut bei seinem Vor- und seinem Zunamen. Ist er todt, so werden die hier ausgebreiteten Karten sich nicht bewegen, vielmehr ruhig auf der ihnen angewiesenen Stelle liegen bleiben; lebt er aber, so werden sie bei Deinem Rufe erzittern und eine derselben wird sich sogar an meinen Zauberstab hängen."

Bianka v. Brandenstein war krank und zwar herzkrank. Ihr Geist war befangen, ihr Gemüth im höchsten Grade aufgeregt. Durch den Sterbefall ihres alten Dieners und Freundes Johann war ihr Inneres noch wesentlich tiefer erschüttert und die Klarheit ihres Geistes noch mehr getrübt worden, während der Glaube an die Wahrsagerin sowohl hierdurch, wie durch die Erzählung des Dienstmädchens immer mehr und mehr Nahrung gewonnen hatte. Durch diese Umstände können wir es nur erklärlich finden, daß eine Dame von so hervorragendem Bildungsgrade sich von den Schlingen einer Gauklerin umstricken ließ und nicht bemerkte, daß die Zigeunerin schon eine Karte zurückbehalten hatte, welche sie mit geschickter Hand später erst den übrigen wieder unbemerk-

bar beilegte. Lediglich diesem Umstande kann es nur beigemessen werden, daß beim Mischen und Abheben der Karten Bianka nicht die kleinen blinkenden und flimmernden Eisentheilchen zwischen den Schmutzflecken bemerkte, welche mittelst einer längst schon trocken gewordenen klebrigen Substanz den Kartenblättern angeheftet waren und daher bei der Leichtigkeit des sie beschwerenden Gegenstandes ihre natürliche Wirkung auf den Zauberstab, welcher aus gutem Magnet bestand, unfehlbar ausüben mußten.

Schon der wohlberechnete Umstand, daß die Seelenkranke den Namen des geliebten fernen, in Todesgefahr wähnenden Gegenstandes laut rufen mußte, erweckte in ihrem Gemüthe alle Gefühle der heißen innigen Liebe, alle Marter der Angst und Qual, der Furcht und Hoffnung, des Zweifels darüber, ob die eiserne Geißel des Krieges das theure Leben des Geliebten verschont oder aber rückhaltslos dahin gerafft habe. Fast willenlos erpreßte sie zitternd der kranken Brust dreimal den lauten Ruf:

„Oskar v. Wangenheim!"

Kaum aber war der letzte Laut ihrer bebenden Lippe entschlüpft, selbst das Echo noch nicht einmal ganz verhallt, als die Zigeunerin mit dem Zauberstabe über die ausgebreiteten Kartenblätter in angemessener, wohl berechneter Entfernung hinwegstrich, und in der That, sämmtliche Kartenblätter eine vibrirende Bewegung augenfällig ausführten. Jedoch waren die ihnen beigegebenen Eisentheile nur in so geringem Maße vorhanden, daß sie die ausreichende Fähigkeit nicht besaßen, um sich dauernd an den Magnetstab anheften zu können; diejenige Karte aber, welche zuvor von der Zigeunerin entfernt und später wieder zugeschoben worden war, enthielt eine erheblich reichhaltigere Beimischung von Eisenspähnen. Sie hob sich bei näherer Berührung des Zauberstabes aus den tanzenden Kartenblättern empor und heftete sich fest an den Magnet.

Triumphirend hob sich die Zigeunerin mit dem Zauberstabe, an welchen das Kartenblatt sich angeheftet hatte, nunmehr von ihrem Sitze empor, und feierlich schritt sie auf Bianka zu, ihr den Stab entgegenhaltend.

Die zitternde Hand des konsternirten Mädchens griff nach dem Kartenblatt und mit dem freudigen Ausruf:

„Herz-König!"
ließ sie sich erschöpft in die Polster des Armsessels nieder.

„Glaubst Du auch jetzt noch nicht, daß er noch lebt und daß ich ihn im Geiste gesehen habe?" fragte die Zigeunerin mit stolzer Miene nach einer kurzen Pause.

„Ja, ja, ich glaube Dir, Milarka," stöhnte Bianka aus tiefer Brust. „Er lebt noch, der König meines armen, kranken Herzens, aber wo — wo ist er gegenwärtig? Sind seine Wunden wieder vernarbt, welche ihn nach Deiner eigenen Weissagung am Morgen jenes verhängnißvollen Tages, an welchem ich einen so entsetzlichen Traum hatte, und wo ich Dir zum erstenmal begegnet bin, auf das Krankenlager warfen? -- Du versprachst mir damals doch, daß Du ihn pflegen, ihm die Wundersalbe auf die kranken Stellen legen würdest, warum hast Du Dein Versprechen nicht gehalten?"

„Wer sagte Dir, daß ich mein Versprechen nicht hielt? entgegnete die Zigeunerin. „Was Milarka verspricht, das hält sie auch, noch nie hat sie ihr Wort gebrochen. Ich werde Dir aber einen Mann schicken, welcher eine weiße Binde auf dem Arm trägt, in deren Mitte sich ein rothes Kreuz befindet, ihn magst Du fragen, was Milarka that. Doch, um Dich jetzt schon zu beruhigen, so wisse —"

In diesem Augenblicke ertönten menschliche Fußtritte vor der Stubenthür und eine Hand legte sich kräftig auf den Drücker derselben.

Es ist wohl einleuchtend, daß diese Störung beiden Theilen im höchsten Grade unangenehm war. Bianka öffnete eiligst ihre unmittelbar an die Wohnstube sich anschließende Schlafkammer und drängte fast gewaltsam die Zigeunerin in jenes Versteck hinein. Jetzt erst schob sie den Riegel an der Zimmerthür zurück, und der alte Major nebst den beiden kleinen Mädchen überschritten nunmehr mit verweinten Augen die Schwelle. Der Erstere nahm ohne Weiteres auf dem Sopha Platz, wischte die feuchten Thränen aus dem langen ergrauten Barte und sagte wehmüthig:

„Auch er hat für das zeitliche Leben nun von uns Abschied genommen; o, es ist schmerzlich, sehr bitter, einen treu bewährten Freund zu verlieren. — Seit länger als dreißig Jahren stand er

mir in Leid und Freud mit Treue und Opferwilligkeit zur Seite, begleitete mich auf der mühseligen Kampagne nach Rußland und später auch nach Frankreich. Er hungerte und durstete mit mir, wenn wir Mangel litten, und theilte redlich seine letzte Brodrinde mit mir, die er oftmals unter Lebensgefahr erbeuten mußte. Wer hätte es jemals geglaubt, daß er früher zur großen Armee abberufen werden würde, als ich, der ich über eine Mandel Jahre ihm an Alter überlegen bin? — Was wird nun der gute Junge, unser Kunibert dazu sagen, wenn er jene Trauerbotschaft erhält?"

„Beruhige Dich, lieber Vater," tröstete Bianka, „ihm ist wohl. Er hat die Widerwärtigkeiten und Schmerzen dieser kurzen Prüfungszeit überwunden, und die lieben Engel werden die Palme der Gerechtigkeit ihm nunmehr in den Schooß legen."

„Das werden sie wohl thun," bestätigte der Major, „denn er war ein wackrer, braver Soldat und ein treuer Diener; aber wir werden ihn überall entbehren, überall vermissen. Ich habe mich in dieser langen Zeit so sehr an ihn gewöhnt, daß es mir wahrhaftig unendlich schwer werden wird, ohne ihn leben, mich in meinen alten Tagen wieder an einen Andern gewöhnen zu können."

„Freilich wohl," entgegnete Bianka tröstend, „wer kann aber dem Himmel gebieten? — Er schlägt die Wunden und er heilt sie auch wieder, auch für diesen herben Schlag wird er uns Ersatz zuwenden."

„Das wird er schwerlich," wendete der Major mit niedergesenktem Haupte ein, „was mir mein guter Johann war, wird mir ein Anderer niemals werden können. So manches Stündchen habe ich mit ihm über vergangene Zeiten, über unsere Streifzüge in Feindes Land, über fremde Sitten und Gebräuche, über den früheren und den jetzigen Soldatenstand, über meine Vorgesetzten und Untergebenen, die er alle persönlich kannte und über welche er ein sicheres, scharfes Urtheil fällte, gemüthlich verplaudert. Er kannte meine Neigungen, meine Gewohnheiten, er kannte aber auch meine Schwächen und Fehler, und verstand es meisterhaft, mit Geschick und Umsicht mich nach allen Richtungen hin zu be=

friedigen. Wer dürfte im Stande sein, die nun eingetretene Lücke auszufüllen?"

„Sagtest Du mir nicht, lieber Papa," bemerkte Bianka nachdenkend, „daß noch ein alter Krieger von Deiner Kompagnie hier am Orte wohne, der nicht in den besten Verhältnissen lebt und dem Du sowohl wie Johann schon zu wiederholten Malen Unterstützungen zugewendet hast? — Vielleicht findet sich derselbe bereit, Johanns Stelle einzunehmen. Er würde Dir doch jedenfalls lieber sein, als ein junger unerfahrener Mensch."

„Pech und Schwefel," entgegnete der Major, „das wäre wohl recht hübsch, wenn der arme Teufel nicht die Gicht und das Zipperlein in allen Gliedern hätte. Ohne fremde Hülfe vermag er sich selbst nicht anzukleiden und es könnte dann sehr leicht der Fall eintreten, daß der Herr der Diener des Dieners werden müßte. Bei dieser Sachlage dürfte Dein Vorschlag wohl nicht annehmbar sein."

„Dann will ich Dir eine andere Proposition machen," fuhr Bianka fort, „wenn Du mit dem Oberst unseres Grenadier-Regiments nach beendetem Kriege sprechen wolltest, ob er Dir nicht einen Soldaten als Burschen überlassen könnte, so würde —"

„O Gott, o Gott, Tante Bianka!"
unterbrach ein Hülferuf der beiden im Zimmer mit anwesenden Mädchen die Vollendung des Gesprächs und des bereits begonnenen Nachsatzes.

Während dieses Zwiegesprächs zwischen Vater und Tochter hatten die beiden Kinder nämlich ganz heimlich und unbemerkt die Thür der Schlafkammer geöffnet, und da sie beim Einschlüpfen in dieselbe die Zigeunerin in ihrem Versteck gewahr wurden, hatten sie jenen Hülferuf erhoben, indem sie in ihrer Herzensangst zu Bianka hinflüchteten.

Die Letztere erzitterte. Der Major aber erhob sich mit militärischer Entschlossenheit von seinem Platze und steckte rekognoszirend den Kopf durch die noch halb geöffnete Thür zum Schlafgemach hinein.

„Bomben und Granaten!" rief er entrüstet, „was macht die verdammte schwarze Hexe hier in dieser Schlafkammer?"

Bianka trat zwar abwehrend hinzu, allein ihre Zunge war

so gelähmt, als habe sie der Schlag gerührt, sie vermochte kein Wort der Entschuldigung oder Aufklärung hervorzubringen.

„Heda, Du schwarzer Teufel," rief der Major nun zornig, „tritt hervor aus Deinem Schlupfwinkel, damit Du mir darüber Rechenschaft ablegen kannst, auf welche Weise Du die Postenlinie umgangen hast. — Wie heißt das Feldgeschrei und wie die Parole?"

Die Zigeunerin trat nun in das Zimmer und stellte sich furchtlos und ohne irgend welche Scheu dem Major gegenüber, während die beiden Mädchen bei ihrem Anblicke von neuem in ein ängstliches Geschrei verfielen; Bianka ihr aber einen heimlichen, wohlverständlichen Wink gab.

„Bei meinem Barte," fuhr der Major fort, das Weib näher betrachtend, „das ist ja dieselbe wahnsinnige Weibsperson, welche mich heute morgen schon einmal so unangenehm überrascht hat. Warum lachtest Du in so widerlicher, unverschämter Weise, als der Leichenzug meines verstorbenen Dieners sich bei Dir vorbei nach dem Kirchhofe bewegte?"

„Lachen bedeutet Freude und Weinen bedeutet Schmerz," antwortete die Zigeunerin ruhig.

„Das weiß ich auch, einfältige Hexe," schimpfte der Major, „ich will aber den Grund wissen, warum Du diese Begriffe auf den Kopf stellst und eine so feierliche, rührende Angelegenheit zum Gegenstand des Gelächters machst?"

„Die Zeit der Ernte ist nun eingetreten, der große Geist füllt jetzt seine Scheunen," gab die Aegypterin zur Antwort. „Er erntet ein und bindet seine Garben jetzt massenhaft in Welschland wie im Norden, denn der Winter ist lang und die Frucht ist überreif. Er freut sich, wenn die Garbe schwer und körnerreich befunden wird, und trauert, wenn sie leicht ist. Schwer war nun die Garbe, welche die Schnitter heute in die Scheune trugen und der große Geist freute sich darüber. — Sollte aber Milarka vielleicht jammern und weinen, wenn droben, hinter dem Monde, über einen reichen Erntesegen große Freude ist?"

„Höre Weib," bemerkte der Major, „Du verstehst es vortrefflich, Deine verwerflichen Thaten mit einem Heiligenschein zu umgeben, aus einer begangenen Schandthat eine Tugend für Dich

zu machen; aber ich sage Dir, daß es Dir nicht gelingen wird, bei mir ein gläubiges Ohr zu finden. Diese Art der Vertheidigung giebt mir im Gegentheil den Beweis, daß ich es nicht mit einer Wahnsinnigen, wie ich anfänglich glaubte, sondern mit einer durch und durch raffinirten und betrügerischen Weibsperson zu thun habe."

Der Arm des erzürnten Majors streckte sich aus und fest ruhte die Hand auf der rechten Schulter der Zigeunerin.

„Jetzt beichte, verdammte Hexe," schrie er ihr in das Gesicht hinein, „was thust Du hier im Zimmer meiner kranken Tochter? — Ich drehe Dir mit eigener Hand den Hals um, wenn Du nicht die Wahrheit sprichst."

„Was fragst Du mich? Frage die blanke Schwester darüber," antwortete die Zigeunerin dreist und furchtlos, „sie beschied mich hierher. — Du glaubst und traust meinen Worten ja doch nicht, wozu soll ich da über Sachen reden, die ich selbst noch nicht weiß?"

„Nicht von meiner Tochter, sondern von Dir, von Dir ganz allein will ich Antwort und Aufschluß haben," rief der Major, zornig mit dem Fuße stampfend.

„Der große Geist erleuchtet Milarka," entgegnete die Zigeunerin, „und sagt es ihr, was die Schwester von mir begehrte. Milarka kennt auch Deine Gedanken, aber sie sagt Dir, daß Du weit früher noch einen Todtenschein aus Welschland erhalten, als eine Antwort von ihr erlangen wirst."

„Einen Todtenschein aus Welschland?" wiederholte der Major. „Was meinst Du damit?"

Bianka erzitterte und erbebte, ihre Lippen wurden blau, einen Augenblick stützte sie sich noch auf die Lehne des Sophas, doch bald verließ sie auch die letzte Kraft und ohnmächtig sank sie auf die Polster. In Schauder und Entsetzen erregender Weise verdrehte sie das sonst so schöne, seelenvolle Auge, während ein nervenerschütterndes Röcheln sich ihrer beklemmten Brust entrang.

Die Hand des Majors ließ die Schulter der Zigeunerin los, dieser unerwartete Umstand machte den alten Mann verdutzt. Er eilte der unglücklichen Tochter zu Hülfe, und in seiner Verzweif-

lung rief er, den Tod seines treuen Dieners vergessend, ein über das andere Mal:

„Johann! Johann!"

Da drang aus dem Munde der Zigeunerin wiederum dasselbe widerliche Gelächter an sein Ohr, welches ihn beim Leichenbegängniß schon so außerordentlich verletzt hatte. Zornig wandte er den Kopf nach der Zigeunerin, diese aber benutzte den ihr gebotenen günstigen Zeitpunkt, und mit den Worten:

„Du wirst die Todten nicht auferwecken!"

schlüpfte sie zur Thür hinaus.

Noch stand der alte Mann unschlüssig an derselben Stelle, als die Zigeunerin mit flüchtigen Füßen schon die Ausgangsthür erreicht hatte und dem staunenden Dienstmädchen noch zurief:

Wenn die Raben gen Mitternacht ziehn
Und die Welschen aus Sedan fliehn,
Kommt Milarka wieder.

Dem v. Brandenstein'schen Hause gegenüber stand ein schlank emporgewachsener, hochschulteriger Mann, den breitkrämpigen Hut tief in das Gesicht gedrückt. An einem Arme trug er eine weiße Binde mit einem rothen Kreuze. Dieser Mann schien auf die Zigeunerin schon gewartet zu haben, denn er schloß sich ihr an, und Beide verschwanden demnächst spurlos in einer engen Seitengasse.

22.

Im Hause des Dr. François oder die beiden Nebenbuhlerinnen.

Etwa drei Wochen waren auf dem nimmer ruhenden Rade der Zeit dahingerollt, seitdem wir die Umquartierung des Lieutenants v. Wangenheim aus der bei Hagenau oder vielmehr aus der bei dem Meierhofe gelegenen Ziegelei nach der Wohnung des

Dr. François näher beschrieben haben. Ein solcher, wenngleich an und für sich allerdings nur äußerst kurzer Zeitraum vermag immerhin den Zustand eines Kranken wohl wesentlich zu verändern, insbesondere aber auf einen im Uebrigen noch lebensfähigen jungen Menschen einen entscheidenden Einfluß auszuüben. In dieser Lage befand sich auch der Lieutenant von Wangenheim. Die unermüdliche sorgliche Pflege zweier weiblicher Krankenwärterinnen, welche in gleichem Maße aufopfernd ihm zur Seite standen, hatten in Verbindung mit der Kunst und gründlichen Sachkenntniß des wohlwollenden Arztes auch ihren gewichtigen Antheil zu der so raschen Genesung des Patienten beigetragen. Die erhaltene Schußwunde war, wenn auch nicht vollständig, so doch schon ziemlich vernarbt; die eingetretene Erkältung aber schon vollständig beseitigt und nur noch eine naturgemäße, durch den unverhältnißmäßigen Blutverlust, wie durch die beobachtete strenge Diät zurückgebliebene Schwäche bei dem Patienten bemerkbar.

Die Eine der angedeuteten Krankenpflegerinnen braucht wohl dem aufmerksamen Leser nicht näher bezeichnet zu werden, denn er wird es sich füglich wohl selbst sagen können, daß es Niemand anders, als Eugenie de Fleury sein kann. Wohl aber kann er mit vollem Rechte verlangen, daß ihm auch die andere jener Samariterinnen vorgestellt werde.

Jene zweite Dame war die einzige Schwester des Arztes, in dessen Wohnung und Behandlung sich der Offizier zur Zeit befindet. — Antoinette François stand in der Blüthe ihres Lebens, sie hatte diejenige Sprosse der Lebensleiter erklommen, auf welcher die reif gewordene Knospe sich in ihrer vollen Kraft und Pracht, in ihrem duftigen und farbigen Reize entfaltet. Der Frühling des Lebens hatte ihr bereits zum zwanzigsten Male den Kuß auf die glatte sorgenlose Stirn gedrückt. — Antoinette François war, wie fast alle Französinnen, nicht groß, dabei aber von reizender, einnehmender Gestalt. Alle Gliedmaßen ihres zarten Körpers standen in einem richtigen Verhältnisse zu einander, und dieses bewunderns-würdige Ebenmaaß prägte sich bei jeder Bewegung, bei jeder Hantirung in so überraschender Weise aus, daß es einen fast unwiderstehlichen Zauber um sich verbreitete. Die schaffende Natur hatte in dieser seltenen kunstvollen Zusammenstellung, in diesem

eben so zart als üppig vollendeten Gebilde ein Meisterwerk in seiner großen Werkstatt niedergelegt, bei dessen Beschauung das sterbliche Auge geblendet werden sollte. — Aber nicht nur die Körperformen dieses zarten Wesens waren bewundernswerth, sondern auch die Bildung des Gesichtes war von seltener Schönheit. Auf dem blendend weißen Gesichtsteint hatte sich eine zarte Röthe gelagert, während das kastanienbraune Haar in üppiger Fülle, nur von einer schmalen goldenen Spange umschlossen, nachlässig auf die Alabaster-Schultern herabfiel. Das mit dem Haar gleichfarbige Auge war groß und von dichten Augenbrauen umschattet. In diesen braunen Sternen konzentrirte sich Geist und Seelenadel und übte eine magische Kraft auf jeden aus, der dem verzehrenden Feuer derselben ausgesetzt war. Wenn in einem von der schöpferischen Natur in so hohem Grade bevorzugten Körper auch eine Seele ihren Platz hat, die sich in beneidenswerther Größe entfaltet, so dürfte es wohl nicht befremden, wenn ein so makellos vollendetes Kunstwerk die allgemeine Bewunderung und Aufmerksamkeit auf sich willenlos hinüber leitete. — Dessen ungeachtet hatte die Schöne mit Entschiedenheit bisher alle ihr zu Theil gewordenen Huldigungen zurückgewiesen und sich in den Winkel der Verborgenheit anspruchslos zurückgezogen.

Der Begriff von Schönheit ist nach den Regeln der Aesthetik zwar in bestimmte Formen gezwängt, allein diese sind dann doch häufig nach der subjektiven Ansicht jedes Einzelnen zu bemessen. Der Schönheitsgeschmack ist und bleibt bei Beurtheilung des schönen Geschlechts, wie bei jeder andern Sache, abgesehen von der wissenschaftlichen Auslegung, im praktischen Leben einmal ein relativer, und schon ein altes deutsches Sprichwort bestätigt dies, wenn es sagt:

„Der Eine liebt die Mutter, der Andere aber die Tochter."

Wenn wir diesen letzteren Grundsatz zum Maßstabe legen, so würden wir nach unserem Geschmacke und unserer persönlichen Auffassung uns für berechtigt erachten, bei einem Vergleiche zwischen den beiden weiblichen Krankenpflegern des Lieutenants v. Wangenheim die Behauptung aufzustellen, daß in Betreff der körperlichen Schönheit der Antoinette François dem Fräulein Eugenie de Fleury gegenüber ein unbestreitbarer Vorzug eingeräumt werden muß.

Auch die Letztere war eine Schönheit, aber eine Schönheit ganz anderer Art. Diese zeichnete sich durch einen hohen Wuchs aus, welcher durch die breiten Schultern und die schmale Taille zweifellos imponirte. Auch das Haar dieser Schönen hing in ungekünstelten Locken voll und üppig fast bis auf die Hüften herab, allein es hatte eine mehr weißliche als blonde Farbe, es fehlte ihm die eigentliche Frische, welche das Leben pointirt. Das gleichfalls sehr große, in langen Seidenwimpern eingerahmte blaue Auge war indeß matt und schwärmerisch, während die fast durchsichtige blasse Gesichtsfarbe auf einen krankhaften Zustand schließen ließ.

Diese beiden Mädchen, welche früher einander gänzlich fremd waren, wurden durch die Aufnahme des Lieutenants v. Wangenheim in das Haus des Doktors François einander zugeführt. Sehr bald entwickelte sich ein, wenn schon nicht tiefes und inniges, so doch äußerlich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen. Obwohl die beiderseitigen Charaktere sehr verschiedener Art waren, so hatte das Fundament derselben doch eine gleich gute Grundlage. Sie hatten Beide eine gleich gute Erziehung genossen, eine gleich gute Herzensbildung erlangt, die geistige Ausbildung hatte unter sorglicher Pflege bei Beiden sich naturgemäß gleich gut entwickelt, nur daß das angeborene Naturell in anderer Form und Gestalt sich kund gab und zur Erreichung des gemeinsamen Zieles ein Jeder daher einen andern Weg einschlagen zu müssen glaubte. Aus dem Munde der Schwester des Arztes sprudelte ein unversiegbarer Humor; sie war stets heiter, lebendig und munter, voller Laune und Lebenslust. Es bedurfte in der That schon eines sehr herben und fühlbaren Schlages, um die stets glatte Stirn des Mädchens mit düstern Falten zu umziehen. —

Anders war es mit Eugenie de Fleury. Sie war empfindlich und sentimental. Ein an und für sich ganz unbedeutender Umstand war sehr wohl im Stande, ihr Gemüth aufzuregen und sie in tiefste Trauer zu versetzen. Sie weinte und vergoß oftmals die bittersten Thränen über solche Angelegenheiten, welche ihre leichter über die Klippen des Lebens hinweg schlüpfende Freundin gleichmüthig belächelte. Eugenie liebte es, in abstrakten Gedanken, in höheren Regionen zu verweilen, Antoinette hielt beharrlich den Standpunkt fest, auf welchem ihr Fuß eine sichere Grundlage ge-

wonnen hatte, sie entzog sich dem phantastischen Bereiche der Träume und klammerte sich mit Festigkeit an die Wirklichkeit und das praktische Leben an. Sie haßte alle Theorien und sagte wie Göthe:

„Grau ist alle Theorie, doch ewig grün des Lebens goldner Baum."

Trotz dieser verschiedenartigen Lebensanschauung bestand in den Grundzügen ihres beiderseitigen Charakters doch eine leidlich reine und ungetrübte Harmonie, und diese war es, welche das rosige Band der Freundschaft um ihre Herzen schlang.

Beide Mädchen wetteiferten, einander Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste zu erweisen, und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß Antoinette es nicht duldete, wenn Eugenie mit übertriebener Aufopferung sich ausschließlich der Krankenpflege des verwundeten Offiziers hingab. Sie erbot sich vielmehr, die Freundin bei diesem schwierigen Posten abzulösen, und die Letztere nahm dieses Anerbieten an. Zu welchen außerordentlichen Verpflichtungen Eugenie dem verwundeten Offizier verbunden war, hatte Antoinette bereits aus dem Munde der Freundin mit Staunen vernommen, und sie hielt sich daher auch allen Ernstes gebunden, aus Freundschaftsrücksichten diese Dankespflicht mit der Freundin theilen und solche auch ihrem Herzen zuführen zu müssen. Allein Amor, der Gott der Liebe, ist bekanntlich ein durchtriebener ränkevoller Bursche, der, mit Pfeil und Bogen in der Hand, wie der Jäger mit der Pürschbüchse, auf dem Anstande steht, um mit wachsamen Augen den günstigen Zeitpunkt abzupassen, welcher dem unbekümmerten, sorglosen Herzen den Todesstoß zu geben geeignet ist. Auch hier, in das Krankenzimmer des Offiziers, hatte er mit unverschämter Dreistigkeit sich eingeschlichen, und Gott weiß in welchem verborgenen Winkel, oder in welcher Ecke sich versteckt gehalten. Auch hier lag er unablässig auf der Lauer, hatte aber die Spitze seines Pfeiles wohlweislich zur Erde gesenkt, so lange der Patient noch leidend war. Nachdem er von seinen Wunden aber nach und nach genas, die bleich gewordenen Wangen sich wieder färbten und die Eisrinde vom unverfänglichen Herzen abgelöst war, da erst glaubte der schadenfrohe Liebesgott, daß der von ihm längst erwartete günstige Augenblick endlich erschienen sei.

Mit sicherer Hand spannte er nun die Sehne seines Bogens und zwei Herzen zugleich verbluteten unter der tödtlichen Wunde, während er bei dem dritten das Ziel verfehlte. — Eugenie de Fleury, wie Antoinette François, liebten Beide den jugendlichen Krieger, der unter ihren Händen, unter ihrer sorglichen Pflege das frische Leben wieder gewonnen hatte, aber der Beneidenswerthe war unverschämt genug, dies nicht zu bemerken und das versteinerte Soldatenherz diesen Gefühlen nicht zu öffnen; sorgsam umschloß er vielmehr den Eingang zu demselben mit dem Deckel der heiligen Liebe, welche er vor dem Ausmarsche in das blutige Schlachtfeld der zur Zeit auf dem Krankenlager schmachtenden Tochter des Majors v. Brandenstein zu Breslau angelobt hatte.

Beide Freundinnen hatten ein und denselben Gegenstand zu ihrer Liebe auserkoren, ihre Herzen schwärmten für den jugendlichen heldenmüthigen Krieger, der sowohl an körperlichen wie geistigen Vorzügen auf einem so erhabenen Standpunkte stand, wie sie bisher noch keinen der Söhne ihres ruhmreichen Vaterlandes kennen gelernt hatten. Es konnte dies aber auch keineswegs besonders befremden, denn der Professor v. Wangenheim war ihrer Muttersprache in einem solchen Grade mächtig, mit der geschichtlichen Entwickelung ihres Heimathlandes, mit den Sitten und Gebräuchen der Bewohner desselben, mit deren Literatur und geographischen Eintheilung, ja sogar mit der Gesetzgebung des Landes in einer Weise vertraut, welche die gerechte Bewunderung der jungen Damen erregte. Auch in der Zeit der Rekonvalescenz des Lieutenants v. Wangenheim, wo er der persönlichen Hülfe seiner Krankenpflegerinnen nicht mehr bedurfte, befanden sich die Letztern doch unausgesetzt in seinem Zimmer um sich an seinen Belehrungen zu erbauen. Er hielt ihnen Vorträge aus dem Gebiete der Wissenschaft, und besaß das Geschick, so überaus interessante und spannende Themata zu wählen, daß die Augen Beider wie gefesselt an seinen Lippen hingen. Es fiel ihnen gleich schwer, sich aus seiner Nähe zu entfernen, sich von ihm zu verabschieden, und sie erhofften mit Ungeduld bei ihrem Scheiden den Zeitpunkt, wo es ihnen gestattet sein würde, ohne Verletzung der Sitte und des Anstandes wieder das Zimmer des Verehrten betreten zu dürfen.

Einem der Ruhe und Schonung bedürfenden Rekonvalescenten

gegenüber würde der unparteiische Beobachter jene Zudringlichkeit mindestens als takt- und schonungslos bezeichnet haben. Auch von Wangenheim fühlte dies sehr wohl; allein die vorliegenden konkreten Verhältnisse hatten einen überwiegenden Einfluß auf die Sachlage. Der glücklich Genesene fühlte sehr wohl, daß er seine Wiederherstellung zum größeren Theile diesen beiden edlen Wesen, die Erhaltung seines Lebens aber fast ausschließlich Eugenie de Fleury zu verdanken habe. — Das wunderbare Geschick hatte ihn ja schon zum zweiten Male im fernen Frankenlande mit ihr zusammengebracht. Sie hatte ihm vertrauensvoll die eigenthümlichen Gründe und die seltene Veranlassung mitgetheilt, warum sie von der rohen Hand der Bosheit im Forsthause zu Hagenau an Ketten angeschmiedet worden war. Dem freundlichen Leser sind jene Gründe zur Zeit zwar noch ein Geheimniß, und er dürfte deshalb vielleicht dem Erzähler dieser Begebenheiten einen Vorwurf darüber machen, allein es ist nicht räthlich, den Faden von der Spindel zu frühe abzuschneiden, und auch der Schriftsteller ist gezwungen den Faden so lange in der Hand zu behalten, wie das Rad noch schnurrt, da eine Ueberstürzung auch für den Leser nicht von Vortheil ist.

Kurzum, diesen Verhältnissen mußte der Lieutenant v. Wangenheim gerechte Rechnung tragen und er that es gerne, weil das eigene Pflichtgefühl ihm dies gebot. — So war denn der entscheidende Zeitpunkt endlich herangenaht, wo der junge Krieger wiederum das Schwert aus der Scheide ziehen und im Spiele der blutigen Waffen es zum zweiten Male versuchen sollte, ob der Lenker der Schlachten ihm diesmal gnädiger sein würde. Eine unerwartet günstige Gelegenheit, sein Regiment wieder zu erreichen, bot ihm die gerade zu jener Zeit eingetretene Kapitulation der Festung Sedan. Er schloß sich den ununterbrochenen Truppenzügen an und gelangte glücklich und ungefährdet zu seinem Truppentheile. Ein allgemeiner Jubel erfüllte die Reihen der Grenadiere, als der allgemein geliebte, so lange schon vermißte und längst todtgeglaubte Offizier sich bei seiner Kompagnie wieder einfand. Ein freudiges Hurrah! begrüßte ihn aus allen Kehlen. Die Offiziere umringten ihn, er mußte ihnen über seine wunderbaren Leidensgeschichten einen ausführlichen Bericht erstatten, die Unteroffiziere und Mannschaften drängten sich unablässig an ihn heran, um ihm ihre Freude

und ihr Beileid zu erkennen zu geben; zwischen Allen aber schoben und zwängten sich der Unteroffizier Sauerteig und der Grenadier Veilchen Blümchen Sonnenschein, freilich wohl unter Eroberung vieler Püffe und Rippenstöße, durch den engen Kreis hindurch, um den verehrten Vorgesetzten wieder sprechen und begrüßen zu können.

Dieser Jubel und diese Freude war im Hause des Doktor François zu Hagenau aber nicht anzutreffen; hier hatte vielmehr ein unheimlicher trüber Geist seine Werkstätte aufgebaut, hier herrschte Kummer und Trauer. — Wehklagen und Thränen hatten mit unbarmherziger Hand seit jener Zeit den Frohsinn und die Selbstzufriedenheit gemordet, wo der Lieutenant von Wangenheim der Schwelle des Hauses den Rücken zugewendet hatte. Wir umgehen absichtlich die Abschiedsscene, da sie nichts Charakteristisches, sondern nichts weiter, als ein gegenseitiges, mit Dankesworten begleitetes Händedrücken darbietet, obwohl das trauernde Herz gerne ein Mehreres gesagt haben würde. Der Scheidende mußte jedem einzelnen Mitgliede des Hauses, insbesondere aber seinen beiden Krankenpflegerinnen noch das Versprechen abgeben, daß er sie nicht ohne Nachricht über sein zukünftiges Geschick lassen dürfe. In gegenseitiger Berechtigung verlangte natürlich auch v. Wangenheim ein Gleiches von ihnen, und ward natürlich gezwungen, zu dem Behufe eine vollständige Adresse, sowohl über seine derzeitige Stellung als Landwehr-Offizier, wie über sein Civil-Verhältniß, den jungen Damen zu überreichen. —

Bisher hatte noch Niemand im Hause eine Ahnung davon gehabt, daß v. Wangenheim den Krieg nur in seiner Eigenschaft als Landwehrmann mitmache; man glaubte vielmehr allgemein, daß er sich dauernd der militärischen Carrière gewidmet habe, und bedauerte den so kenntnißreichen Mann wegen dieses begangenen Mißgriffes um so mehr, als der Offizierstand in Frankreich sich im Allgemeinen nicht derjenigen Achtung und Sympathien zu erfreuen hat, wie dies in deutschen Landen, insbesondere aber in Preußen der Fall ist. — Um so größer war die freudige Ueberraschung, als von Wangenheim noch kurz vor seinem Scheiden aus dem François'schen Hause, den freundlichen Bewohnern seinen eigentlichen Beruf unter kurzer Auseinandersetzung der vorliegenden thatsächlichen Verhältnisse mitgetheilt hatte. —

Wenn auch die unverhoffte Freude groß hierüber war, so konnte diese im gegenwärtigen Augenblicke ihren rosigen Standpunkt doch nicht behaupten, es ist vielmehr natürlich, daß um so empfindlicher sich der Schmerz der Trennung bei den beiden jungen Damen Eugenie de Fleury und Antoinette François kund geben mußte. Sie hatten zwar Beide bei der Wahl ihrer Herzensangelegenheit nicht darnach gefragt, welchen Beruf, welche sociale Stellung der Gegenstand ihrer Liebe einnahm, sie hatten in ihm vielmehr nur den liebenswürdigen, körperlich bevorzugten, geist- und kenntnißreichen Mann bewundert und verehrt; jetzt aber, wo der verhängnißvolle Augenblick der Trennung eintrat, wo die Möglichkeit vorlag, daß es das letztemal im Leben sein könne, daß sie von Angesicht zu Angesicht dem lieben Gast wieder begegnen möchten, jetzt erst dachten sie daran, jetzt erst fühlten sie doppelt, was sie verlören, und um so schwerer ward ihnen der Abschied. —

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten
Und das Unheil nahet schnell. —

So schied der Lieutenant von Wangenheim aus einem Hause, das ihn freundlich und gastlich aufgenommen, so schied er von zwei zarten Wesen, welche mit aufopfernder Hingebung ihm die Wunde gewaschen, und mit seinem Scheiden ward die gastliche Stätte, welche er verlassen hatte, zu einem Trauerhause. — Er war fort, der beneidenswerthe junge Kriegesheld, hinaus in die Feldschlacht gezogen; aber sein Bildniß, sein Andenken, war von jener Stelle nicht entwichen, welche es so lange in seinen goldnen Rahmen eingefaßt hatte. Das Vermächtniß, welches er ihnen hinterließ, waren Thränen und Seufzer, zerbrochene Herzen aber die Dankesopfer, welche zurückgeblieben waren. Die beiden jungen Mädchen, welche jene Erbschaft übernommen hatten, begruben bisher ihren Kummer im eigenen Busen, keine derselben theilte der Andern die Gefühle mit, welche wider ihren Willen sich ihrer bemächtigt, jetzt erst, nachdem der letzte Händedruck des scheidenden Gegenstandes die Herzkammer zu sprengen drohte, jetzt erst fühlten sie das Bedürfniß sich gegenseitige Mittheilungen zu machen und jetzt erst wurden sie mit Schrecken und Schauder gewahr, daß die

Eine wie die Andere auf einen gleich gefährlichen und verderblichen Krater den sorglosen Fuß gestellt hatte.

„O Gott," seufzte Antoinette, das ehedem so heitere und vergnügte Mädchen, „o Gott, es ist hart, ja unerträglich, wenn das ewig schwankende Geschick ein Wesen an unsere Seite führt, welchem wir die edelsten Gefühle unseres Herzens weihen, und wenn es mit unbarmherziger Hand die kaum geschlungenen Bande der Seelen so plötzlich wieder aus einander reißt."

„Gewiß, das ist ein harter Schlag," bestätigte Eugenie, die ganze Schwere des Gedankens auf ihre Person herüber leitend.

Nachdenkend stützte Antoinette das sorgenschwere Köpfchen in die zarte, weiße Hand, schlug das schöne Auge betrübt zu Boden, und kaum hörbar fuhr sie leise fort:

„Doch, es konnte wahrhaftig anders kommen. Ich war eine Thörin — und wer die Schuld begeht, der mag sie auch sühnen."

Mit weit geöffneten Augen blickte Eugenie der Freundin in das kummervolle, aber dennoch etwas herausfordernde trotzige Gesicht. Eine böse, bisher noch nicht zur Geltung gekommene Ahnung mochte in diesem Augenblicke sich ihrer bemächtigt haben, denn sie fragte fast ängstlich:

„Wie meinst Du das, meine Liebe?" —

„Jeder Mensch ist der Schmied seines eigenen Geschickes," war die fast weinerliche Antwort. — „Es konnte bei Gott anders kommen, wenn das schwache, weibliche Gemüth den Muth gehabt hätte, mit der lauten Sprache des Herzens die Finsterniß in Licht zu verwandeln, wenn das unberechtigte weibliche Schamgefühl es nicht verschmäht hätte, ein offenes Bekenntniß abzulegen, dessen Verschweigen den nagenden Wurm nicht tödtet, ihm vielmehr noch größere Lebenskraft zuwendet." —

„Du sprichst dunkel, meine Liebe," wendete Eugenie mit bebender Stimme ein. „Was quält Dich, was belastet Dir das Herz?" —

„Ach Gott, ein schweres Uebel," seufzte Antoinette.

„Du bist krank, meine Gute," fuhr Eugenie fort, „und der Kranke kann nicht genesen, wenn er den krankhaften Zustand verschweigt; bloß und offen muß er dem Arzte vielmehr die wunde Stelle legen, welche ihm den Schmerz verursacht. — Fasse Ver-

trauen zu mir, und öffne mir Dein Inneres, damit ich in die Lage versetzt werde, die Mittel zu ergreifen, welche die Beseitigung des Uebels, oder wenigstens doch lindernde Wirkung hervorrufen."

„Du hast Recht, Eugenie," sagte Antoinette, indem unwillkürlich ein lindernder Thränenquell sich ihrem Auge entrang. „Du hast Recht, wer krank ist, muß Arznei gebrauchen, die Arznei aber schreibt der Arzt vor. Ich will Dich zu meinem Arzte erwählen, Dir alle Symptome meiner Krankheit offenbaren, und Du, Du wirst mir helfen."

„Mit meinem Herzblut, wenn ich's kann," erwiederte Eugenie leise. —

Mit Ungestüm hing sich Antoinette nun an den Hals der Freundin, sie preßte einen heißen Kuß auf die Marmorstirne derselben, ihr zarter Körper erbebte, und von den Lippen entrang sich mühevoll das Geständniß:

„Ich liebe!" —

Lange, lange, hielten sich die beiden Freundinnen schluchzend umschlossen, in heißen Strömen drang das Blut aus der Herzkammer in die angeschwollenen Adern, wie die vom Orkane gepeitschte Welle des Oceans hob und senkte sich die Brust, ein heißer, verzehrender Odem entströmte dem Munde, ehe die gelähmte Zunge Eugeniens sich endlich bewegte und langsam fragte:

„Du liebst — Du liebst ihn?

„Ja, ich liebe, ich liebe ihn, ich verehre, ich bete ihn an," seufzte Antoinette. „Aber Gott ist mein Zeuge, ich kann nichts dafür, ich weiß es selbst nicht, wie und auf welche Weise diese unheilvolle Wunde meinem armen Herzen geschlagen ward. Wie der Dieb in der Nacht schlich sich die Liebe in mein unbewachtes Herz hinein und raubte mir mein Glück und meinen Frieden."

Nach diesem Geständnisse nahm das blasse Gesicht der Freundin einen entschlossenen Ausdruck an. Die durchsichtige Haut überzog sich mit einem rosigen Anflug, gerade so, als habe die geschickte, kunstgeübte Hand des Malers aus dem Kelche der weißen Lilie mit zartem Pinsel den Blüthenstaub mit dem Karmine der Rose vermengt, und diesen durchsichtigen Farbenschmelz auf die Wangen Eugeniens übertragen. —

In ihrer ganzen majestätischen Größe richtete sie sich empor,

und der Freundin die starre, erkaltete Hand reichend, sagte sie mit sanfter, wohlwollender Stimme:

„Tröste Dich, Du bist noch nicht verloren, arme Schwester, denn wisse es, Deine Liebe ist auch meine Liebe, Dein Schmerz und Deine Hoffnung ist auch mein Schmerz und meine Hoffnung. Auch ich liebe ihn, meinen Lebensretter, mit derselben Stärke und Kraft aller Gefühle, welche das schwache Herz des Weibes auf den Altar ihrer Liebe niederzulegen fähig ist. — Aber fürchte nichts, Antoinette, ich fühle die Kraft in meinem Busen, Dir zu zeigen, was die Freundschaft vermag. — Auch ein schwaches Weib kann große Thaten erringen und steht im Dulden und Ertragen weit höher als der starke Mann. Ich selbst werde Dir den Weg zum Herzen des Mannes ebnen und bahnen, der durch meine eigene Schuld, vielleicht in ungeahnter Weise, der Räuber Deiner sorgenlosen Ruhe, Deines Friedens ward."

Antoinette schlug mit der flachen Hand sich vor die erglühte Stirn, das große, dunkle Auge glühte feurig und im schmerzhaften Tone rief sie bebend aus:

„Mein Gott und Vater, bist Du irrsinnig geworden?" —

„Frevle nicht, meine Gute," entgegnete Eugenie in ruhigem, wohlwollendem Tone. „Ich schwöre Dir, daß ich Dir den Weg zu seinem Herzen ebenen und bahnen werde, selbst unter der Gefahr meines eigenen Lebens, denn wisse es:

Der Güter höchstes ist das Leben nicht,
Der Uebel größtes aber ist — die Schuld. —

Antoinette stellte sich nun der Freundin in fast drohender Positur gegenüber.

„Träume ich — oder ist es Wahrheit, daß auch Du ihn liebst?", rief sie mit überlauter Stimme.

„Findest Du vielleicht ein Wunder hierin?" war die Antwort. „Ich finde dies nicht. Ich werde daher noch einmal wiederholen, daß ich ihn mit demselben Feuer liebe, wie Du, daß er dennoch aber der Deine werden soll."

„Was willst Du thun, was willst Du machen?" rief Antoinette in höchster Aufregung. „Glaubst Du etwa, daß ich noch ein unmündiges Kind sei und die Absicht habe, aus Deiner Hand Geschenke anzunehmen? Nein, nein, ich begehre keine Weihnachtspuppe,

ich liebe es nicht, den eisernen Ofen mit Stroh zu heizen. Der Mann, den Antoinette François sich für Zeit und Ewigkeit verpfänden soll, muß frei sein, wie der Adler auf hohem Horste. Frei muß er wählen, frei bestimmen, aus freier Wahl und freiem Entschlusse das stolze Knie vor ihr beugen, und frei aus freier Brust dann sagen:

Ich liebe Dich — Du bist die Meine!

Ich weise mit Verachtung Deine Hülfe, Deinen Beistand zurück, eine Jede ringe selbst nach dem ersehnten Ziele und der, der es erreicht, dem sei es eigen."

„Ha, ich verstehe Dich, Du stolzes übermüthiges Mädchen," entgegnete Eugenie zürnend. „Du forderst gewaltsam mich zum Kampfe heraus. Du willst mich fühlen lassen, daß Venus ein größeres Erbtheil von weiblicher Anmuth bei der Geburt Dir in die Wiege legte. Doch es sei, Du willst es, und der Fehdehandschuh ist gefallen — wir sind Rivalen, Nebenbuhlerinnen, wohlan, das zweifelhafte Glück mag sich entscheiden. — Es wird sich hierbei zeigen, daß nicht immer die in üppiger Pracht entfaltete farbenreiche Blume von der suchenden Hand des Gärtners gebrochen und in den duftenden Strauß gewunden wird, daß vielmehr auch das anspruchslose Blümchen, das bescheiden seinen Kelch zur Erde senkt, gar oft im Strauß der Bräute prangt. — Wohlan, es sei gewagt, Fortuna schürre die Gespanne an, und lenke den schwankenden Wagen in das entscheidende Geleise. — Was mit eigener Duldung, schwerer Selbstverleugnung Dir die treue Freundschaft bot, das möge Deinen Hochmuth, Deinen Stolz zerschmettern, möge wie ein schwerer Alp, den Uebermuth erdrücken, der die Wohlthat mit dem schwarzen Undank lohnte."

Die edlen Formen des Gesichtes Antoinettens verzogen sich zu einer widerlichen Fratze, und es wäre in diesem Augenblicke nicht möglich gewesen, die Schöne wieder zu erkennen. Die Gesichtsmuskeln zuckten und vibrirten, das dunkle Auge trat röthlich aus seiner Höhle und sprühte Zornesgluth, während die Stirnader anschwoll und blau unterlief. — Das Knie zitterte und bebte, und der Wohllaut ihrer Stimme verwandelte sich in ein widerliches Gekrächze.

„Verflucht sei die unglückselige Stunde, wo Du Schlange

diese Schwelle betratest," brüllte sie aus Leibeskräften. „Was, Du willst es wagen, den zu lieben, den ich liebe? — Du stahlst mir ein Herz, das mein Eigenthum ist, und erkühnst Dich noch, diesen Raub als ein Geschenk Deiner Gnade mir anzubieten? — Ha, Elende, ich werfe das Schwert der Rache jetzt vor Dir nieder, damit Dein sündiger, verwegener Fuß darüber stolpere. — Mit Deinem Blute sollst Du die Sünde abwaschen, die um Rache laut gen Himmel schreit."

Unfähig ein weiteres Wort zu sprechen, ließ sich Antoinette zerknirscht auf das Sopha nieder; Eugenie de Fleury aber erhob warnend den Zeigefinger der rechten Hand empor und das Zimmer in stolzer ungebeugter Haltung verlassend, sagte sie feierlich:

„Der Mensch versuche die Götter nicht."

23.

Die Schlacht bei Sedan und die Kapitulation dieser Festung oder die Gefangennahme des Kaisers Louis Napoleon.

Während sich nun die im letzten Kapitel erzählten Vorfälle privatlicher Natur in dem Familienkreise des Dr. François gestalteten, hatte sich ein weltgeschichtliches Ereigniß von außerordentlicher Bedeutung zugetragen, welches alle europäischen und außereuropäischen Völker in Staunen und Verwunderung setzte, ein Ereigniß, wie es die Weltgeschichte in ihren Annalen kaum nachzuweisen vermag. Der Kaiser des berühmten, glorreichen Frankenreichs, welches letztere alle Welt für unüberwindlich hielt, legte als Gefangener dem Oberschirmherrn des Norddeutschen Bundes, Wilhelm I., seinen Degen auf Gnade und Ungnade zu Füßen, während eine erhebliche Streitmacht zugleich die Waffen streckte, um in deutsche Gefangenschaft abgeführt zu werden. Der Ort, an welchem sich dieses weltgeschichtliche Ereigniß zutrug, wird für

die derzeit lebenden, wie für die kommenden Menschengeschlechter ein unverlöschliches Andenken behalten. Es ist daher geboten, daß wir jenem Orte selbst zunächst einige Betrachtung widmen.

Die so berühmt gewordene Stadt Sedan war bis zu diesem Zeitpunkte theils schon durch ihre umfangreiche Tuchfabrikation, theils als Geburtsort des Marschalls Turenne bekannt. Die Stadt zählt 15,057 Einwohner, unter diesen ziemlich viele Protestanten und ist der Sitz einer Handels- sowie einer landwirthschaftlichen Kammer und eines conseil de prud'hommes. Als Waffenplatz hat Sedan nur zweiten Rang. Die Tuchfabrikation wird dort in 30 bis 40 Spinnerei-, Weberei-, Färbe- und Appretur-Anstalten mit ungefähr 10,000 Arbeitern betrieben, die theils in der Stadt, theils in den umliegenden Dörfern wohnen. Auf den 2800 Stühlen werden jährlich mehr als 52,000 Stück Tuch und Plüsche im Werthe von 35 Millionen Francs gefertigt. Die in der Nähe befindlichen Kohlen- und Eisengruben haben auch einen erheblichen Hüttenbetrieb und eine bedeutende Eisenwaaren-Fabrikation hervorgerufen.

Sedan ist im Uebrigen unregelmäßig gebaut, liegt zwischen den Festungswerken und der Maas zusammengedrängt, macht aber doch den Eindruck einer großen Stadt, da auf dem linken Ufer der Maas neue Vorstädte mit schönen Straßen und Häusern entstanden sind. Auf dem Turenne-Platz befindet sich ein bronzenes Standbild des Marschalls. In der Citadelle trägt ein Stein an einem Thurm die Inschrift:

„Hier wurde Turenne am 11. September 1611 geboren."

Dieser kurze Umriß wird genügen und wir wenden uns daher zu den militärischen Betrachtungen. — Das erste Echo, welches von dieser Seite aus wie ein Donnerhall in die deutschen Gauen drang, war ein Telegramm des Königs Wilhelm an die Königin Augusta vom 1. September, direkt auf dem Schlachtfelde von Sedan aufgegeben, welches lautete:

> Seit 7½ Uhr siegreich fortschreitende Schlacht rund um Sedan. — Garde, 4., 5., 11., 12. Korps und Bayern. Feind fast ganz in die Stadt zurückgeworfen.

Diesem Telegramm folgte ein Brief des Königs Wilhelm an seine

hohe Gemahlin, welcher seine geschichtliche Bedeutung niemals verlieren wird, und welcher daher wohl geeignet erscheint, seinem Inhalt nach auch dieser Erzählung einverleibt zu werden. Derselbe lautet:

Vendresse, südlich Sedan, 3. September 1870.

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen. Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze:

Die Armee war am Abend des 31. August und am 1. September früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Gironne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Korps gegen St. Menges und Fleigneux. Da hier die Maas einen scharfen Winkel macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Korps aufgestellt, in diesem Orte aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières deckten, Kavallerie-Division Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel, in der Front gegen Sedan der Rest der Bayern. Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve 4. Korps) eingreifen mußte.

Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der Stunden lang währte und während dessen von unserer Seite nach und

nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen. Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Vertheidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen und zog sich allmälig der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandiöser Anblick von unserer Stellung auf einer dominirenden Höhe hinter jener genannten Batterie rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb St. Torey. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmälig an, nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres 5. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besät war, was wir alles von unserem Standpunkt aus genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können.

Da sich der Rückzug des Feindes an vielen Stellen in Flucht auflöste und Alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in die Stadt und nächsten Umgebungen sich zusammendrängte, aber immer noch keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelnden Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu lassen. Da es nach ungefähr zwanzig Minuten an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte, so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberst-Lieutenant v. Bronfart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete ein bayerischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gemeldet habe. Der Oberst-Lieutenant v. Bronfart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt:

„Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern,“ erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac-Mahon soeben das Kommando übernommen habe und daß er nunmehr seinen General-Adjutanten Reille mit dem Brief an mich absenden werde.

Es war 7 Uhr, als Reille und v. Bronfart zu mir kamen; Letzterer kam etwas voraus und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei.

Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor allen und auf Alle machte. Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm:

„Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege.“

Der Brief fing so an:

N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à votre Majesté etc.

alles Weitere mir anheimstellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als alten Bekannten und so endigte dieser Akt.

Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurückzubleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten.

Es war ergreifend! — Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulations-Verhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Genehmigung zur vorgeschlagenen Kapitu-

lation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Doucheryy gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe von Sedan an, um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde, um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde.

Wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von ½3 bis ½8 Uhr die ganze Armee vor Sedan. Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des decimirten Garde-Korps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung. Nun lebe wohl, mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm.

Jenes weltgeschichtliche Ereigniß war indeß nicht das Ergebniß des Tages, dasselbe mußte vielmehr, wie dies der Staats-Anzeiger genau darthut, durch frühere Ausführungen in genügendem Maaße vorbereitet und eingeleitet werden.

Nachdem nämlich Marschall Mac-Mahon nach seinem Rückzuge von Weißenburg und Wörth sich nach Chalons gewendet, seine günstige Position dort aufgegeben, aber nicht gewagt hatte, den deutschen Heeren in einem Terrain gegenüber zu treten, in dem die eigenen Truppen ganz besonders gut Bescheid wissen mußten, konnte derselbe sich nur entweder auf Paris oder aber nordwärts gewendet haben. Ersteres würde Bazaine unweigerlich seiner eigenen Kraft überlassen, der Hauptstadt aber wenigstens 4 Armee-Korps disziplinirter Truppen zugeführt haben; letzteres kann man nur als einen Versuch ansehen, durch welchen der

Herzog von Magenta die deutsche Strategie zu einem bedeutenden Fehler, der Theilung ihrer Kräfte, herauszufordern bestrebt war.

Die Rekognoscirungs-Patrouillen, dann die Avantgarde selbst des Kronprinzen von Sachsen hatten seit einigen Tagen bereits in der Gegend von Stenay, Varennes, Buzancy und Vonca die Gewißheit erhalten, daß Mac-Mahon in der That die Entsetzung von Bazaine, also den Durchbruch durch die deutschen Streitkräfte bis mindestens Verdun beabsichtige. Unter diesen Verhältnissen schlossen sich die auf Paris vorrückenden Heere nach Norden zu dichter zusammen, deckten ihre rechte Flanke und die wichtige Eisenbahnlinie von Thionville über Montmédy nach Sedan, und drängten so systematisch die feindliche Armee von der Linie Stenay-Varennes nordwärts in der Richtung auf die Festungen Sedan und Mezières, also bis hart an die Grenze des neutralen Belgiens.

Bei Rouart und Beaumont (en Argonne) stießen die Truppen des Marschalls mit denen des Kronprinzen von Sachsen zusammen. Mac-Mahons Armee bestand zur Zeit aus dem französischen 1. (bisher Mac-Mahon selbst), 5. (de Failly), 7. (Felix Douay) und 12. (dem neu errichteten Korps Lebrun), so wie endlich der Kavallerie des 6. Korps (Canrobert).

Diesen Truppen stand der Kronprinz von Sachsen mit seiner Armee-Abtheilung gegenüber, welche nöthigenfalls durch General Steinmetz verstärkt werden konnte, und bei Beaumont durch das 1. bayerische Korps von der Tann unterstützt worden war.

Beaumont, ein kleiner Ort mit etwa 1300 Einwohnern, liegt im Arrondissement Sedan, 12 Meilen von Mouzon entfernt, auf fast 800 Fuß hohen Hügeln, welche die nordöstlich vorüberfließende Maas begleiten. Von Beaumont geht südöstlich die Straße nach dem kaum 2 Meilen entfernten Stenay, nordöstlich die nach Mouzon, welche beide Orte an der Maas liegen und von denen die Straßen nach Verdun und Sedan weiterführen.

Westwärts zweigen sich von Beaumont die beiden Routen nach Reims über le Chesne, nördlich über Buzancy und Grand-Pré südlich ab. Das Terrain um Beaumont ist von bewaldeten Anhöhen bedeckt, welche östlich das Thal der Maas beherrschen, während sie im Westen in das bois du Mont Dieu, im Süden in

den Forêt de Dieulet übergehn, also bis an Teichezichen, welche das Gefechtsfeld von Rouart nordwärts begrenzen.

Das Avantgarden-Gefecht bei Rouart ist also der Anfang des Gefechts bei Beaumont und diese beiden Gefechte am 30. August die Einleitung zu der glorreichen Schlacht von Sedan und weitern Folge der Kapitulation von Metz gewesen, da durch dessen siegreichen Ausgang die Entsetzung von Bazaine durch den Marschall Mac-Mahon unmöglich gemacht ward.

Wennschon der Brief des Königs Wilhelm die Hauptpunkte darlegt, welche in der Schlacht bei Sedan entscheidend in die Waagschaale fielen, so geben sie dem Laien doch noch kein klares Bild der strategischen Sachlage, erst durch die nachfolgende Schilderung wird es ihm möglich werden, einen verständlichen Ueberblick zu gewinnen.

Wie wir bereits oben angeführt haben, war durch die Gefechte des 30. August die Katastrophe der französischen Nordarmee vorbereitet worden. Aus Mouzon hatte sich der Feind noch am Abend des 30. August nach scharfer Kanonade gegen das 4. preußische Korps und Theile des bayerischen Korps zurückziehen müssen. Die größere Masse der deutschen Armee stand am 3. noch auf dem linken Ufer der Maas, doch hatte die Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen den Fluß bereits überschritten und war über Mouzon hinaus in der Richtung auf Carignan und Sedan im Vorgehen.

Von den Truppentheilen der 3. Armee marschirte am 31. das 1. bayerische Korps über Raucourt auf Remilly, das 2. preußische Korps von den Tags zuvor eingenommenen Positionen bei Stonne auf Chémery und Chevenge mit der Aufgabe, am linken Moselufer Halt zu machen, und sich Angesichts von Donchery, einer kleinen Stadt am andern Ufer, zu lagern. Das 5. preußische Korps folgte dem 2., das 2. bayerische dem 1.; die Württemberger rückten über Vendresse und Boulencourt ebenfalls an die Maas. Die Marschlinien der 3. Armee convergirten auf diese Weise gegen die Festung Sedan, in deren Mauern und in deren Umgebungen die französische Nordarmee sich konzentrirt hatte.

Die Aufgabe war, den Feind in diesen Stellungen einzuschließen und ihn entweder zur Uebergabe seiner Armee oder zur

Flucht über die belgische Grenze zu zwingen. Da die letztere Eventualität für nicht unmöglich gehalten wurde, war in der Tagesordnung vom 3. ausdrücklich gesagt, daß die deutschen Truppen den französischen Korps unverzüglich zu folgen hätten, falls diese nicht, dort angekommen, sogleich entwaffnet würden.

Der 31. ging ohne ein besonderes Rencontre vorüber. Nur bei Remilly stieß das 1. bayerische Korps auf den Feind, vertrieb ihn aber nach längerem Geschützfeuer im Laufe des Vormittags und näherte sich der Maas. Diesen Theil der Operationen, der den wichtigsten Vorgang des 31. August bildete, beobachtete der Kronprinz mit dem Stabe und dem Offizierkorps des Hauptquartiers von einer Anhöhe unmittelbar der Kirche des Dorfes Stonne. Morgens 9 Uhr war der Kronprinz vom Lager in Pierremont hier eingetroffen.

Der Observationspunkt gewährte einen halb offenen Einblick in das Thal von Remilly. Zunächst senkt das hügelige Terrain, auf welchem Stonne liegt, sich abwärts an einen Wiesengrund, weiter vorwärts geht die Ebene in ein lang gestrecktes Gehölz über, in dessen äußerem Saum die Straße nach Remilly in tiefer Schlucht sich hinzieht. Nachdem das Gefecht bei Remilly entschieden, begab sich der Kronprinz nach Chémery, wo das Nachtquartier bestimmt war.

Das 11. Korps und die Württemberger hatten die ihnen für diesen Tag aufgetragenen Befehle ohne Schwierigkeit ausführen können. Das 5. Korps, das seinen Weg durch Chémery nahm, und hier vor dem Oberbefehlshaber vorbeidefilirte, war bis zum späten Abend im Nachrücken. Auf diese Weise hatte man die taktischen Maßregeln so getroffen, daß in der Nacht vom 1. September die Truppen der deutschen Armee bereit standen, um ihre Brücken über die Maas zu schlagen und zum Angriff gegen die Franzosen vorzugehn.

Da auf dem linken Ufer die Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen sich so rangirt hatte, daß von ihr der erste Offensivstoß gegen Sedan geführt werden konnte, und da diejenigen Theile dieser Armee, die nicht auf dem linken Ufer standen, namentlich das Garde-Korps, sich fertig hielten, um den Uebergang zu bewerkstelligen, so konnte die schlachtmäßige Auf-

stellung der Truppen am Abend des 31. August als vollendet angesehen werden.

Es war Anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, weil es wünschenswerth schien, der sächsischen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märsche vom 30. und 31. August einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längern Unterredung jedoch, die der König, als er am Nachmittag des 31. August zwischen 5 und 6 Uhr auf dem Wege nach Vendresse durch Chémery passirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung des Generals v. Moltke und des General-Lieutenants v. Blumenthal abhielt, wurde beschlossen, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei. In der Nacht vom 1. September gegen 1 Uhr erreichten den Kronprinzen von Sachsen die nöthigen Ordres zum Vorrücken und um 5 Uhr Morgens sollte das Feuer eröffnet werden.

Die deutsche Schlachtlinie war in folgender Weise formirt:

Den linken Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachsen. Das 12. Korps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Korps, dann das Garde-Korps, endlich die 4. Kavallerie-Division mit dem Rücken nach Remilly.

Soweit diese Truppentheile die Maas noch zu überschreiten hatten, wählten sie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran schloß sich linker Hand das 1. bayerische Korps, vom 1. gefolgt, es schlug seine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußische Korps hatte während der Nacht seine Pontons 1000 Schritte unterhalb Donchery aufgefahren und zog von hier aus über die Maas, in nächster Entfernung von ihm auf einer zweiten Brücke das 5. Korps, noch weiter links bei dem Dorfe Dom-le-Mesnil die Württemberger. Das 6. Korps stand zwischen Attigny und le Chesne in Reserve.

Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften:

Die Korps Mac-Mahon, Failly, Canrobert, die Reste der ehemals Douay'schen Armee und das erst zu jener Zeit gebildete 12. Korps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan; ihre Flanken erstreckten sich von Gironne auf der Linken, an den

Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Festung liegen, entlang bis gegen Mezières, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz verließ Chémery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf der Straße, die nach Donchery führt, unmittelbar vor dem Dorfe Chevenge, standen die Pferde bereit. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Donchery gegen das Maasthal vorspringt, in der Nähe eines kleinen Lustschlosses Château Donchery, das auf der Waldhöhe weithin sichtbar ist, nahm das Oberkommando seine Aufstellung. Man übersah von hier aus nicht nur die ganze Schlachtordnung der deutschen Armee, sondern konnte auch die Entwickelung des Kampfes nach allen Richtungen verfolgen.

Sedan liegt, wie wir bereits oben beschrieben haben, an einem der schönsten Punkte des Maasthals, zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald bekrönten Höhenzügen. Von den Anhöhen rechts führen schmale Wiesenstücke zur Maas hinab. Auf dem linken Ufer liegt im Grunde, links von Sedan, die Stadt Donchery mit ihren grauen Ziegeldächern, dahinter und zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene aus, in der Mitte aber hebt sich das Terrain zu theils bewaldeten, theils lehmigen Hügeln und wird am Horizonte von der mächtigen, halb kreisförmigen Bergkette der Ardennen begrenzt.

In der Mitte des Grundes, zwischen Donchery und Sedan, sieht man mehrere Weiler in Gebüsch und Waldung halb versteckt. Rechts wendet sich die Maas in doppelter Krümmung, eine Landzunge umschließend, in die Ebene und durchschneidet die niedrige Hügelkette in der Mitte. In der Bucht liegt das Dorf Iges, hinter dem Bergzug Mont d'Iges, links im Wiesengrunde das Dorf Vilette, rechts Gaize. Zwischen Iges und Sedan liegt auf dem linken Ufer Floing, weiter rechts Gironne. Die Hauptstraße zwischen Donchery und Sedan beginnt bei einer Brücke, die über die Maas in die erstere Stadt führt, bis zur Festung auf dem rechten Ufer bleibt und auf dem halben Wege nach Sedan das Dorf Fresnois berührt; Bazeilles, gegen das die Bayern bei ihrem Uebergang zuerst stoßen sollten, liegt rechts, südwestlich von der Festung, Douzy, wo das Garde-Korps übersetzte, auf der äußersten Rechten.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen, erst gegen ½8 Uhr brach die Sonne durch, es wurde ein schwüler, drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte sich bald nach 5 Uhr in Bewegung gesetzt. Um 6½ Uhr ertönte auf der Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er hier in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte sich der linke Flügel zur Umgehung der französischen Linie rangirt. Das 11. Korps zog sich an den Höhen inmitten der Ebene entlang, das 5. Korps nahm die Wendung um von den Hochbergen her, die das Thal abschließen, dem Feinde in den Rücken zu fallen.

Der Schlachtplan basirte darauf, daß diese Korps sich schließlich mit denen des rechten Flügels (Bayern, Sachsen, Garde, 4. Korps) zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeschoben war. Die Württemberger und die ihnen später zugetheilte 4. Kavallerie-Division hatten die Ebene zu schützen, wenn der Feind hierhin einen Ausfall machen sollte, was jedoch, selbst bei einer für ihn glücklichen Wendung der Schlacht, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, da die Maasübergänge nicht in seiner Hand lagen, theilweis, wie z. B. die Eisenbahnbrücke zwischen Douchery und Sedan, von ihm selbst zerstört worden waren.

Um 9½ Uhr war die Umgehung von Seiten des 2. Korps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhafteres Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Moments. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffs entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen und zwar mit keinem andern Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Korps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Korps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herab-

defilirte, ließ seit 10½ Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde, das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführte, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Kavallerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique sogar mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher, schon um 12 Uhr war die Zahl derer, die ohne Gegenwehr kapitulirten, nicht gering. Das 5. Korps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen mit denjenigen Truppentheilen des 5. französischen Korps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu Gunsten der Deutschen. Es konnte schon nach 12 Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserve-Artillerie, die der Kaiser gegen das 5. Korps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sei und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten sein könnten. Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie rückwärts geschlossen, konzentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes; die Hügelkette, die sich durch die Ebene zieht, die Felder die von dort gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ½1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterien von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front jeden Augenblick den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltbare Vormarsch des Garde-Korps dar, das sich theils hinter, theils zur Seite des 12. auf dem linken Flügel entfaltete. Seit 10½ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte

man bemerken, wie fast mit jeder Minute neues Terrain gewonnen wurde.

Wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. Bayerische Korps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterien auf einer Wiese links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkte aus wurde Villette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Korps fanden nun nirgends mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind der Festung zueilen; und während die Flucht noch in wildem Gange war, sah man schon aus dem Gehölz auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saume des Waldes zu größeren Trupps geordnet, und nach der Ebene transportirt wurden.

Das Garde-Korps war inzwischen soweit vorwärts manövrirt, daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Korps an den äußersten Waldhöhen zusammentraf. In einer doppelten Parallele umschlossen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, die sich auf die enge Festung Sedan zurückgezogen hatte.

Hier und da brannten Dörfer oder Wälder, an mehreren Stellen rangen noch kleinere Heeresabtheilungen; der Donner der großen Geschütze aber war verstummt. Es trat eine Pause ein; man wartete, was die Führer der französischen Armee in Sedan beschließen würden, dessen Schicksal unabwendlich war, wenn man sich auf Widerstand einließ.

Großer Sieg!

ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr nach Chémery in das Haupt-Quartier melden. Gleich darauf begab er sich mit dem Herzog von Coburg, einigen andern Fürsten und den Offizieren vom Dienst, zum König, der während des Tages auf einem Berge rechts von den Anhöhen vor Donchery gehalten hatte. Da die weiße Fahne des Parlamentärs sich von dem Thurme in Sedan

nicht blicken lassen wollte, wurde um 4½ Uhr die Beschießung angeordnet. Bayerische Batterien thaten die ersten Schüsse. Um ¾5 Uhr zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tiefschwarzem Qualm schlug die Flamme empor. Ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Unmittelbar darauf eröffnete der Feind die Unterhandlungen. Der Kronprinz verweilte noch bei dem König, als diesseits die erste Nachricht davon eintraf, daß der Kaiser Napoleon sich inmitten der Besatzung von Sedan befinde. Die Thatsache sprach es deutlich aus, daß hier auf den Feldern von Sedan nicht blos der größere Theil der französischen Armee vollständig vernichtet, sondern daß zugleich der siegreiche Ausgang des preußisch-französischen Krieges hier in einem zwölfstündigen Kampfe entschieden worden sei.

Am Abend überbrachte der preußische Parlamentär, Oberst-Lieutenant v. Bronsart, ein eigenhändiges Schreiben des nunmehr kriegsgefangenen Kaisers der Franzosen. Der Inhalt desselben ist bereits oben mitgetheilt. — Thatsache ist indeß, daß Napoleon, als er den Verlauf der Schlacht gewahr wurde, vier Stunden hindurch beim Dorfe Iges im Feuer der Granaten gehalten hat. Der Kaiser blieb die Nacht in Sedan.

Der Kronprinz kehrte erst nach 9 Uhr in das Hauptquartier zurück. Die Kompagnie des 58. Regiments, die dem Feldlager als Bedeckung beigegeben war, die Stabswache, alle Mitglieder des Quartiers bis zum letzten Mann, wollten dem Oberbefehlshaber der 3. Armee einen möglichst festlichen Empfang bereiten. Man improvisirte eine Beleuchtung des Dorfes, die Häuser der Hauptstraße konnten mit Leichtigkeit erhellt werden, da die Wohnungen in Besitz der preußischen Offiziere waren. Die Soldaten, die Spalier gebildet hatten, nahmen, statt anderer Beleuchtungsgegenstände, sparsam eingetheilte Stücke ihrer Talglichte in die Hand. Laute Jubelrufe tönten dem Kronprinzen entgegen. Die Musik begleitete sie mit der deutschen Volkshymne, dann folgte ein Trauermarsch, geweiht den Tapfern, die auf dem Felde der Ehre gefallen.

An den Fragen der Soldaten, die vom Schlachtfelde kamen, und über den Ausgang bis in das Kleinste unterrichtet sein

wollten, konnte man merken, daß sie den tiefen Gedanken dieses weltgeschichtlichen Tages vollkommen erfaßt hatten.

Was nun speciell den Erfolg jener ruhmreichen Waffenthaten anbelangt, so sind als Gefangene von Sedan abgeführt:

39 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2095 Subalternoffiziere, ausschließlich von 500, welche auf Ehrenwort entlassen wurden, und 84,483 Mann. In der Schlacht sind mindestens 28,000 gefangen, 5000 nach Belgien entflohen, 20,000 blessirt und todt, was ein Gesammtresultat von ungefähr 187,000 Mann ergiebt.

Die Kapitulations=Bedingungen lauteten:

Zwischen den Unterzeichneten, dem Generalstabs=Chef des Königs Wilhelm von Preußen, Oberfeldherrn der deutschen Armee, und dem General en chef der französischen Armee, beide mit den Vollmachten von Ihren Majestäten, dem König Wilhelm und dem Kaiser Napoleon versehen, ist die nachfolgende Konvention abgeschlossen worden:

Art. 1. Die französische Armee unter dem Oberbefehl des Generals Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen. —

Art. 2. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser Armee, erhalten alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehende Beamten die Freiheit, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten.

Art. 3. Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition u. s. w. werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militärischen Kommission übergeben, die sie sofort den deutschen Kommissionen überantworten wird.

Art. 4. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am 2. September zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Preußen gestellt.

Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Artikel 2 erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Korps in militärischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein. Es werden diese Detachements auf das Terrain geführt, welche durch die Maas bei Iges begrenzt ist, um den deutschen Kommissaren durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann ihr Kommando ihren Unteroffizieren abtreten. Die Stabsärzte sollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben.

Gegeben zu Fresnois, den 2. September 1870.

v. Moltke. Graf Wimpffen.

Von nicht minder großem Interesse und geschichtlicher Bedeutung ist der Bericht, welchen Graf Bismarck an König Wilhelm über das Zusammentreffen und die Erledigung seines Auftrags mit dem Kaiser Napoleon abstattet. Derselbe verdient es, ein bedeutungsvolles Blatt in den Annalen der Weltgeschichte einzunehmen und lautet wie folgt:

Donchery, den 2. September 1870.

„Nachdem ich mich gestern Abend auf Ew. Königl. Majestät Befehl hierher begeben hatte, um an den Verhandlungen über die Kapitulation theilzunehmen, wurde letztere bis etwa 1 Uhr Nachts durch die Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General Wimpffen erbeten, nachdem General v. Moltke bestimmt erklärt hatte, daß keine andere Bedingung als die Waffenstreckung bewilligt werden und das Bombardement um 9 Uhr Morgens wieder beginnen würde, wenn bis dahin die Kapitulation nicht abgeschlossen wäre.

Heute früh um 6 Uhr wurde mir der General Reille angemeldet, welcher mir mittheilte, daß der Kaiser mich zu sehen wünsche und sich bereits auf dem Wege hierher befinde. Der General kehrte sofort zurück, um Sr. Majestät zu melden, daß ich ihm folgte und ich befand mich kurz darauf etwa auf halbem Wege zwischen hier und Sedan, in der Nähe von Fresnois, dem Kaiser gegenüber. Sr. Majestät befand sich in einem offenen

Wagen mit drei höheren Offizieren und eben so vielen zu Pferde daneben. Persönlich bekannt waren mir von letzteren die Generale Castelnau, Reille und Moskwa, der am Fuße verwundet schien, und Baudet.

Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und fragte nach den Befehlen Sr. Majestät. Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. Königl. Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselbe sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt, in Vendresse sei, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierher gekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige hundert Schritt vor der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen. Nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser.

Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulations-Bedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General v. Moltke und dem General v. Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen geneigt sei. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegen-

wärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement.

Nach Aufklärung dieses, aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurtheilenden Punktes, erkannte ich, und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heute wie gestern kein anderes praktisches Moment als das militärische darbiete und betonte die daraus für uns hervorgehende Nothwendigkeit, durch die Kapitulation Sedan's vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen.

Ich hatte schon gestern Abend mit dem General v. Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen, ob es möglich sein würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten, anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir Beide in der Verneinung dieser Frage beharren.

Wenn daher der General v. Moltke, der inzwischen aus der Stadt hinzugekommen war, sich zu Ew. Majestät begab, um Höchstdemselben die Wünsche des Kaisers vorzulegen, so geschah dies, wie Ew. Majestät bekannt, nicht in der Absicht, dieselben zu befürworten.

Der Kaiser begab sich demnächst in's Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Ew. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht thunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General v. Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angegebenen Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein.

In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, als er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sei. Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Recognoscirungen der Offi-

ziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen neun und zehn Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Fresnois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich meldete dies Sr. Majestät in der Form, daß ich Fresnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag bringen würde und deshalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dorthin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauses unbequem sei und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging darauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiser, dem eine Ehren-Eskorte von Ew. Majestät Leib-Kürassier-Regiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unsicher gehalten zu werden schien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General v. Wimpffen, mit welchem, in Erwartung der Rückkehr des Generals v. Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Kapitulations-Verhandlungen, im Beisein des Generals v. Podbielski, des Oberst-Lieutenants v. Verdy und des Stabschefs des Generals v. Wimpffen, welche beiden Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse theilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen v. Nostitz im Auftrage des Generals v. Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation der Armee sehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung andere Bedingungen, als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde.

Ich ritt darauf in der Absicht, Ew. Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenenselben nach Chémery entgegen, traf unterwegs den General v. Moltke mit dem von Ew. Majestät genehmigten Texte der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Fresnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde.

Das Verhalten des Generals v. Wimpffen war, ebenso wie

das der übrigen französischen Generale, in der Nacht vorher ein sehr würdiges, und konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerze darüber Ausdruck zu geben, daß grade er berufen sein müsse, acht und vierzig Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach seiner Uebernahme des Kommandos seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnißvolle Kapitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weiteren Vertheidigung legten ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Danke entgegengenommen, als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch militärischen Interessen mit Nothwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hat der General v. Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General v. Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten desselben geführt worden sind.

Graf Bismarck."

Dieser offizielle Bericht des Bundeskanzlers ist in der kalten amtlichen, alle Rücksichten, welche seine Stellung ihm auferlegt, streng zu wahrenden Form gehalten. Ein Augenzeuge, welcher der Begegnung des Grafen Bismarck mit dem Kaiser Napoleon beiwohnte, sagt hierüber:

Ungeduldig und aufs tiefste gedemüthigt erwartete der Kaiser vor dem Hafen von Donchery die Ankunft Bismarck's. Sein Wagen stand hinter ihm, auf beiden Seiten befanden sich seine Generale. Napoleon saß wartend, immer wartend, er, der Europa gedemüthigt, bis auf den einen Staat, den er eben am tiefsten zu erniedrigen gedachte. Er rauchte wenigstens noch eine Cigarre, um seine Umgebung an eine Fassung glauben zu lassen, die zu besitzen er weit entfernt war.

Endlich traf der Bundeskanzler ein. Napoleons Züge verriethen eine ängstliche Spannung. Napoleon hatte die bittersten, verletzendsten Aeußerungen gegen die Person des Bundeskanzlers gethan. In dem kleinen Zirkel der Tuilerien war Bismarck immer der Gegenstand des beißendsten Spottes gewesen und der Beleidigte wußte dies. Jetzt kam der Bundeskanzler daher geritten, schmerzlich erwartet von demselben Mann, von dem er sich gehaßt wußte. Sein Generals-Käppi auf dem Kopfe, in den Militär-Paletot gehüllt, saß Napoleon da, sah Napoleon seinen Feind daher reiten. — Kaum war Bismarck noch zwanzig Schritte von Napoleon entfernt, als die Hand des eisernen Grafen eine Bewegung zu seinem Revolver machte. Sie war natürlich absichtslos. Der Revolver hatte sich während des Rittes nach vorn geschoben, Bismarck schob ihn zurück, weil er ihn genirte. Napoleon erblaßte sichtbar bei dieser absichtslosen Bewegung Bismarck's. Dieser sah, was in Napoleon vorging und ein Lächeln flog über das Antlitz des Bundeskanzlers.

Die Weltgeschichte hat seit langer Zeit kein eigenthümlicheres tête-à-tête herbeigeführt, als die Unterhaltung dieser beiden Männer. Bismarck's hohe, imponirende, während des Gesprächs häufig die Achsel zuckende Gestalt, die hohen weiten Reiterstiefeln, die auf den Pallasch gelegte Hand, die in den Nacken gedrückte weiße Mütze, die Ruhe und das Bewußtsein in dem ganzen Wesen dieses Mannes; und ihm gegenüber die kleine untersetzte Gestalt Napoleons, mit bleichem abgespannten Antlitz, mit dem Gepräge aller der bereits erlittenen Gemüthsbewegungen, die bittende Haltung desselben Mannes, der so lange Europa den Fuß auf den Nacken zu setzen meinte — wie gesagt, die Weltgeschichte hat seit undenklichen Zeiten ein solches Rendezvous nicht herbeigeführt.

Dem gefangenen Kaiser Napoleon wurde schließlich sein Aufenthalt auf dem reizenden, durch alle Naturschönheiten begünstigten, von seinem Ahnen, dem Könige Jérôme von Westphalen schon bewohnten Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel, angewiesen, wohin er mit einigen Generalen und Beamten sich begeben mußte. Nach der Kapitulation von Metz und anderen Festungen nahmen noch viele der höchsten französischen Militärbefehlshaber ihren

Aufenthalt in Kassel und conferirten häufig mit ihrem gefangenen Kaiser. Unter diesen letzteren befand sich auch der Oberbefehlshaber der in Metz cernirt gewesenen Truppen, der Marschall Bazaine.

Dies sind die wichtigsten, aus authentischen Quellen geschöpften Momente, welche der Schlacht und Kapitulation von Sedan, sowie der Gefangennahme des Kaisers Napoleon zu Grunde liegen und welche den Beweis liefern, daß auch goldene Kaiserkronen der gebietenden Macht der Weltgeschichte unterliegen, wenn sie ihren Untergang beschlossen hat. Fragen wir endlich darnach, wie es möglich war, daß die deutschen Waffen in so kurzer Frist den gewaltigen wälschen Riesen zu Boden geworfen haben, an dessen Unüberwindlichkeit fast ganz Europa, ja die Völker der Erde glaubten und von dem ein überseeisches Blatt kurz vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges in fabelhafter Ueberschätzung noch sagte:

> „Wenn dieser gewaltige Riese jemals zu Boden geworfen werden könnte, so würde mit seinem Falle das Erdreich erschüttern und sein Blut bis an den Himmel spritzen,"

so verweisen wir einfach und unparteiisch auf die gewiß glaubwürdige Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse eines eben so sachkundigen als achtungswerthen Gegners, des Generals Grafen v. Wimpffen, welcher als Oberbefehlshaber der französischen Armee mit schmerzlichen Gefühlen die Kapitulations-Acte von Sedan unterzeichnete. Derselbe sagt:

„Es ist zu beachten, daß, wenn unsere Artillerie in diesem Kriege der preußischen hätte Stand halten können, wir vielleicht keine Niederlagen erlebt haben würden. Unsere Hohlgeschosse explodiren, aber auf eine Distance von zwei Tausend bis zwei Tausend vier Hundert Metres, während die Preußen mit den ihrigen ein Tausend Metres weiteres Ziel erreichen.

Dazu kommt, daß die preußische Artilleristen ruhig und geschickt ihr Feuer wie auf dem Schießplatze verbessern und leicht dahin kommen, unser Material zu vernichten. Es ist Thatsache, daß ich im Walde von Garennes fünf Geschütze gesehen habe, die der Obergeneral Mac-Mahon dorthin gestellt hatte und sofort

wieder zurückziehen mußte, da er die Erfolglosigkeit ihres Feuers wahrnahm und sich selbst sagen mußte, daß drei bis vier preußische Kanonenschüsse diese Geschütze demontiren würden, ohne daß sie selbst dem Feinde den geringsten Schaden zufügen konnten. Während wir vor dem Kriege von der Ueberlegenheit der preußischen Artillerie gar keine Ahnung hatten, obwohl man sich leicht hätte unterrichten können, namentlich bei dem Umstande, daß wir einen ausgezeichneten Artillerie-Offizier zum Kriegsminister hatten, überschwemmten die Preußen im Bewußtsein ihrer artilleristischen Stärke ihre Armeen mit vorzüglichen Feldbatterien. Sie engagirten ihre Infanterie niemals, ohne vorher den Gegner mit einem Hagel von Geschossen überschüttet zu haben.

Ihre Artilleristen machen es nicht wie die Mehrzahl der unsrigen, die sich zu sehr beeilen und nur obenhin zielen; sie belustigen sich nie damit, auf den Zufall hin einen ungewissen Punkt auf's Korn zu nehmen, sondern sie schießen stets nur auf ein bestimmtes, genau erkanntes und festgesetztes Ziel. Die deutsche Armee ist disziplinirter als die unsere, sie gehorcht besser, manövrirt mit mehr Ordnung und Zusammenhang und weicht nur selten von den Linien ab, die ihr vorgezeichnet sind."

Diesen eigenen charakteristischen Zugeständnissen des besiegten Generals gegenüber haben wir um so mehr nur noch wenig hinzuzufügen, als Graf v. Wimpffen bei dieser Schilderung nicht daran gedacht hat, wie das deutsche Heer ein Volksheer, das Volk in Waffen, vom geringsten bis zum vornehmsten Mann, die französische Linientruppe aber nur eine erkaufte Soldateska ist, die für den eigenen Heerd nicht zu kämpfen hat. — Vergessen hat aber auch Graf v. Wimpffen, daß die deutsche Armee und ihre Führer im Allgemeinen auf einer wesentlich höheren Bildungsstufe, als die französische steht und daher nicht blos die minder gute oder schlechtere Waffe, nicht blos der persönliche Muth und die standhafte Ausdauer, sondern in erster Linie Intelligenz und Bildung sich als ein entscheidender Faktor auf die Wageschale des Kriegsgeschickes legte. —

Bei diesen ruhmreichen Ereignissen hat zwar der Held dieser Erzählung, der von seinen Wunden wieder genesene Lieutenant v. Wangenheim keinen Antheil gehabt, da er während der Schlacht

sich noch im Hause des Dr. François zu Hagenau befand, woselbst zwei gleich liebenswürdige weibliche Wesen seiner speziellen Pflege sich gewidmet hatten, desto mehr aber war der Unteroffizier Wilhelm Sauerteig bemüht gewesen, in diesen Kämpfen weitere Lorbeeren für das Königs-Grenadier-Regiment zu pflücken. Es dürfte daher wohl auch billig erscheinen, wenn wir ihm in seinem gegenwärtigen Quartier einen Besuch abstatten, um zu sehen, wie er nach Vollendung jener blutigen Arbeit sich zur Zeit befindet.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Neumann, Robert von

Der Grenadier von Weissenburg oder Deutschlands Riesenkampf für Einheit und Kaiserkrone Historischer Roman nach wahren Begebenheiten aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870 - 1871 von Robert Neumann
Bd.: 1

Berlin 1872